Ulrich Middeldorf

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Research Library, The Getty Research Institute

http://www.archive.org/details/englandunditalie03arch

England und Italien

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in K. Preuß. Diensten.

Vierter Theil.

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1787.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Bemerkungen über Italien. Unglücklicher Zustand dessen Bewohner. Staatskunst. Mangel an Patriotismus. Unwissenheit. Nationalhaß. Eitelkeit. Furchtsamkeit. Mangel an Gastfreiheit und Geselligkeit. Herrschende Leidenschaften der Italiener. Religiöse Wohlthätigkeit. Postwesen. Pferde und Maulesel. Italienische Spiele: Pallone; Cuccagna; Bataillenspiele; Wettrennen und Hatzspiele. Zustand der Wissenschaften. Buchhandel. Dichtkunst. Beredsamkeit. S. 1

Zweiter Abschnitt.

Despotische Regierung. Charakter der Venetianer. Charakteristik des Carnevals. Venetianische Messe. Unbedeutendes Arsenal. Marine. Landtruppen. Adel. Aristokratische Verfassung. Senats-Versammlungen. Wahlspiele. Der Doge von Venedig. Erlittene Demüthigung des Senats durch den Grafen Orlow. Gondoliers. Freudenmädchen. Mönche. Marcuskirche. S. 20

Drit-

Dritter Abschnitt.

Marcusplaz. Politische Gespräche. Kleidung. Frauenzimmer. Palast von St. Marcus. Steinerne Löwen. Insel Rialto. Lagunen. Giocondo. Brücken. Sitten und Denkungsart der Venetianer. Padua. Ehrloser Schuldstein. Vincenza. Olympisches Theater. Bergamo. Brescia. Verona. Schauspiel im Amphitheater dieser Stadt. Staatskunst des venetianischen Senats. S. 55

Vierter Abschnitt.

Mailand. Sitten der Mailänder. Adel. Liebe zum Landleben. Neues Theater. Domkirche. Der heilige Karl Borromeo. Sardinischer Hof. Adel. Charakter der Piemonteser. Flor von Piemont. Staatsverwaltung. Nizza. Militärverfassung des Sardinischen Staats. Truppen-Parallele. Einkünfte des Königs. Parma. Piacenza. Ferrara. Bologna. Seltenheit des Diebstahls in Italien und dessen Ursache. Bolognesischer Adel. Universität. Der Fluß Rubicon. Ancona. Loretto. Heiliges Haus. Religionsschwärmerey einer großen deutschen Fürstin. 77

Fünfter Abschnitt.

Florenz. Adel. Staatsverwaltung. Militärverfassung. Marine. Schauspiele. Sprache. Litteratur. National-

tionaleinbildung. Künste. Gallerie. Florentinische Wachsarbeiten und anatomische Präparate. Palast Pitti. Oeffentliche Gebäude. Pisa. Domkirche. Hangender Thurm. Heiliger Gottesacker. Grabmahl des Algarotti. Brücke. Bäder. Universität. Sienna. Livorno. Handel. Projekt zur Erbauung des Tempels zu Jerusalem. Russen in Livorno und deren Betragen. Ungedruckte Anekdote, eine außerordentliche Begebenheit betreffend. Quarantaine. Kaffeehäuser. Besondere Gastfreyheit. S. 105

Sechster Abschnitt.

Genua. Regierung. Charakter der Genueser. Staatsökonomie. Handel. Capitalien. Parallele zwischen Genua und Hamburg. Oekonomie. Sparsamkeit. Wissenschaften und Künste. Werke der Baukunst. Frauenzimmer. Sprache. Große Unwissenheit. Andachtsübungen. Brüderschaften. Feyerlichkeit mit der Asche des heiligen Johannes. Staatsverfassung. Adel. Befreyung von Genua durch den Pöbel 1746. Landtruppen und Marine. Hafen. Sich selbst verkaufende Galeerensklaven. Handelsgeschäfte der genuesischen Edeln. Clifford. Bank von Genua. Commerzbedrückung. St. Remo. Noli. Assembleen. Sicisbeat. Lucca. 147

Siebenter Abschnitt.

Rom. Charakter der neuern Römer. Stolz. Priesterreligion. Toleranz. Geselligkeit. Hang zur Politik. Kardinal Bernis und Herzog von Grimaldi. Zankfisch. Messerstiche. Protestanten. Papiergeld. Bettler. Ausstattung armer Mädchen. Frauenzimmersitten. Kirchenbesuche. Ungeheures Pilgerhospital. Collegium der Propaganda. Sanskritta-Sprache. Deutsches Seminarium in Rom. S. 183

Erster

Erster Abschnitt.

Allgemeine Bemerkungen über Italien. Unglücklicher Zustand dessen Bewohner. Staatskunst. Mangel an Patriotismus. Unwissenheit. Nationalstolz. Eitelkeit Furchtsamkeit. Mangel an Gastfreyheit und Geselligkeit Herrschende Leidenschaften der Italiener. Religiöse Wohlthätigkeit. Postwesen. Pferde und Maulesel. Italienische Spiele: Pallone; Cuccagna; Bataillenspiele; Wettrennen und Hazzspiele. Zustand der Wissenschaften. Buchhandel. Dichtkunst. Beredsamkeit.

Kein Land unsers Erdbodens giebt uns einen so auffallenden Beweis, wie sehr die Verschiedenheit der Regierungsformen den Charakter der Völker bestimmt, als Italien. Clima, Religion, Sprache sind hier einerley, und zwar in einem Lande von mäßiger Größe, allein wie groß ist nicht der Unterschied zwischen einem Venetianer und einem Römer, zwischen einem Genueser und Mailänder, zwischen einem Florentiner und Neapolitaner! Diese Verschiedenheit kann dem beobachtenden Reisenden nicht entgehen, allein nur durch einen langen Aufenthalt in diesem Lande kann er das Charakteristische der Bewohner eines jeden Staats

kennen lernen, das größtentheils aus der Art der Regierung und den Gesetzen entspringt. So gewiß ist es, daß die Menschen alle Eindrücke mit oder wider ihren Willen annehmen, die ihre Regenten ihnen geben wollen; eine Wahrheit, die von den mehresten Gesezgebern, welche ihre Allmacht verkannt haben, nicht erwogen worden.

Obgleich Italien viel große Staatsmänner hervorgebracht hat, die über die Regierungskunst tief nachgedacht haben: so sind dadurch die Bewohner dieses Landes doch nicht gebessert worden; vielmehr kann man behaupten, daß sie, trotz ihren prächtigen Palästen, Kirchen, Bildergallerien, und andern Werken der Kunst, zu den unglücklichsten Unterthanen unsers Welttheils gehören: da hier die in allem so sehr unterschiedenen Regierungen doch in diesem einzigen Punkte von jeher stillschweigend übereinkamen, das Volk in Dürftigkeit und Unwissenheit zu erhalten; und wo bis jezt nichts seltener gewesen ist, als weise Gesetze.

Außer den schönen Künsten gehört keine Wissenschaft so ursprünglich in Italien zu Hause, wie die Staatskunst. Die Menge der Staaten dieses Landes, so verschiedener Größe, die nicht so wie in Deutschland durch ein allgemeines Band in Einem Staatskörper verbunden waren, machte es nothwendig, daß sich ihre Fürsten zu ihrer Erhaltung

auf

auf Ränke und Verstellungskünste legten, die erst, nachdem sie sich allgemein verbreiteten, da man sie in eine Art von System brachte, und große Staatsmänner sie studirten und ausübten, mit dem Namen Politik beehrt wurden. Nunmehr war es Staatskunst. Die Spanier und Franzosen lernten solche in ihren Kriegen in Italien, und bedienten sich derselben sehr geschickt gegen andere Völker, deren Oberhäupter noch nicht in diesen politischen Mysterien eingeweiht waren. In dem Gefolge dieser Staatskunst aber kamen auch die schönen Künste über die Alpen, die unsere Sitten verfeinerten, unsere Freuden vermehrten, und ganz Europa, dessen Hauptstädte selbst nicht viel besser als große geformte Holzklumpen waren, die im Koth steckten, in wenigen Generationen mit zierlichen steinernen Häusern, prächtigen Kirchen und Palästen anfüllten. Alles bekam durch diese Künste eine andere Gestalt, deren wohlthätigen Einfluß wir jezt so stark empfinden.

So sehr die alten Italiener sich durch Ehrgeiz und Patriotismus auszeichneten, so sind doch diese Charakterzüge ganz bey den neuern Bewohnern Italiens erloschen; man müßte denn gewisse lächerliche Vorurtheile, die sie von ihrem Vaterlande haben, für jene erhabene Tugend gelten lassen. Die unterdrückende Sklaverey, in der fast alle Provinzen dieses Landes sich befinden, ersticket

natürlich die Keime des Eorgeizes, der selbst bey den größten italienischen Künstlern selten und durchaus der Geldbegierde untergeordn.t ist. Trägheit und Armuth sind die Ursachen der überaus großen Unwissenheit, die hier das Attribut aller Stände ohne Ausnahme ist. Ihre Schulen, Universitäten und Akademien sind eine wahre Satyre auf Gelehrsamkeit, Wissenschaften und Künste. Sie vegetiren immer fort, und sinken eben so sehr zurück, als andere Nationen sich vorwärts arbeiten. Dieser sinkende Zustand ist selbst ihren besten Köpfen unbekannt, da sie keine Kenntniß der neuern Sprachen haben, und nicht reisen. In der That reist von allen großen Nationen Europens keine so wenig als die italienische. In Rücksicht auf die Volksmenge dieses ausgedehnten Landes kann man wohl sagen, daß von den Italienern keine Edelleute, keine Gelehrte, keine Künstler, ja nicht einmal Kaufleute reisen, so sehr diese leztern auch hiedurch ihre Handlungskenntnisse und Verbindungen erweitern könnten. Ihre Maler und Castraten machen nur Passagereisen, um zu ihren Bestimmungsörtern zu gelangen, die sie nach einem vieljährigen Aufenthalt gewöhnlich eben so unwissend wieder verlassen, als ob sie beständig jenseit der Alpen geblieben wären. Die einzigen Reisenden dieses Volks sind die Tabuletkrämer und Hechelträger, welche, nach der neuesten Art, ihre Reisen zu Fuße machen.

Die

Die Italiener lieben ihr Land, ohne Patrioten zu seyn. Die Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und der Staatsvortheile so vieler und so ungleicher Provinzen, ist dem Patriotismus sehr entgegen, und verhindert gewissermaßen die Existenz desselben. Wenn man bedenkt, wie selten der Patriotismus in Deutschland ist, und daß nur dieses einzige Land in Europa mit Italien in Ansehung der zerstückelten Staaten sich in einerley Verfassung befindet, so ist man geneigt, den Mangel dieser fehlenden Tugend bey beiden Völkern aus Einer Quelle herzuleiten. Obgleich die Italiener keine Kriege unter einander führen, so herrscht doch durchgehends unter den benachbarten Staaten Abneigung gegen einander, ja oft Haß und Verachtung, in einem sehr hohen Grade. Die vielen Glieder dieses so unvollkommenen Staatskörpers betrachten sich als so viel abgesonderte Nationen, daher in dieser Lage keine Hoffnung zu einer aufrichtigen Vereinigung ist. Die Genueser und Florentiner, Neapolitaner und Römer hegen einen so außerordentlichen Haß gegen einander, der nie zwischen den Engländern und Franzosen größer gewesen ist. Dieses ist nicht blos der Fall beym Pöbel, sondern Personen von Stande und Erziehung äußern diesen Haß ungescheut, und oft auf eine sehr unanständige Weise.

Die ausschweifende Meynung von der Wichtigkeit ihrer Geburtsörter, die den Italiencern al-

ler Provinzen eigen, ist daran schuld; diese verursacht auch, daß ihre Schriftsteller gewöhnlich auf den Titeln ihrer Bücher die Stadt oder das Dorf nennen, wo sie geboren worden, wenn gleich diese Oerter noch so unbedeutend sind: denn sie glauben durch ihre Produkte einen so obscuren Erdhaufen zu verherrlichen.

So abergläubisch auch die Italiener sind, so ist doch die Furcht vor Gespenstern weniger bey ihnen im Gange, als in andern Ländern, woran wohl die Gewohnheit schuld ist, die Todten unbedeckt zu Grabe zu tragen. Dieser in vieler Rücksicht gute Gebrauch vernichtet auch die kindische Furcht vor Leichnamen, und ist ein lehrreiches, in die Sinne fallendes Bild von dem Eitlen im menschlichen Leben.

Die Furchtsamkeit vor lebendigen Menschen gehört sonst zu dem Charakter der neuern Italiener; daher ihre hinterlistigen Nachstellungen, ihre Dolchstiche, und ihre Abneigung gegen Kriegsdienste. Kein Land in Europa ist besser gegen Feinde gesichert, und doch ist keines öfter, und beständig mit gutem Erfolg, angefallen worden. Nichts ist auch noch bis auf den heutigen Tag unbedeutender, als die Kriegsmacht aller italienischen Staaten, wobey ich allein die Truppen in den kaiserlichen

ferlichen Provinzen ausnehme. Ich werde hievon an seinem Orte weiter reden, und ein altes in Deutschland herrschendes Vorurtheil wegen der sardinischen Truppen zu widerlegen suchen.

Nirgends ist die Gastfreyheit weniger üblich wie in Italien. Die geringe Geselligkeit der Nation, ihr großer Hang zur Sparsamkeit, oder vielmehr zum Geize bey einem jeden Aufwande, der nicht allgemein in die Augen fällt, macht, daß sie diese Tugend, so wie viele andre, nicht ausüben. Sind sie Ehrenhalber verpflichtet, einem Fremden Höflichkeiten zu erweisen, oder haben sie in Betracht seiner politische Absichten, so glauben sie durch die Einladung auf eine Tasse Chokolade ihm den überzeigendsten Beweis ihrer Achtung zu geben. Von Thee = und Kaffeegesellschaften, der großen und angenehmen Resource in so vielen andern Ländern, wissen sie ganz und gar nichts; denn selbst die am besten eingerichteten Familien lassen ihren Kaffee Tassenweise aus den Kaffeehäusern holen, und zwar als ein Bedürfniß, das man den Augenblick stillet, wobey also keine Conversation Statt finden kann. Ja sollte man es wohl glauben, daß in ganz Italien auch nicht ein einziger Garten ist, wo Menschen zusammenkommen, sich zu unterhalten und auf eine unschuldige Weise zu belustigen? Keine Societäten, keine Clubs, keine Gesellschaftsbälle und Pickeniks, kurz nichts

von allen den geselligen Vergnügungen ist in diesem ganzen Lande bekannt, welche in Deutschland, England, und so vielen andern Ländern eine unversiegende Quelle unzähliger Annehmlichkeiten sind. Den Menschen bedaure ich, den Künste und Clima, so viele Reize sie auch mit Recht haben, für solche Mängel schadlos halten können.

Es ist nicht zu läugnen, daß man vortrefliche Menschen von Geist und Herz unter den Italienern findet sie sind aber sehr selten, da bey ihnen der Mangel an Kenntnissen so groß, und die Ausbildung ihrer Geistesfähigkeiten so ungewöhnlich ist; überdem werden sie von zwey mächtigen Leidenschaften beherrscht, die den Bewohnern warmer Regionen so eigen sind: Liebe nämlich und Rache. So natürlich es auch wäre, die leztere Leidenschaft mit ihren für die Menschheit schädlichen Folgen auf den Kanzeln aus allen Kräften zu bekämpfen, so hört man doch über ein solches Thema höchst selten predigen, denn die Wunder der Heiligen sind ja weit erheblichere Gegenstände, und lassen zu moralischen Lehren keine Zeit übrig.

Der Geist der katholischen Religion erzeugt jedoch eine Tugend, die in Italien sehr sichtbar ist. Die Nächstenliebe wird hier im hohen Grade ausgeübt, und hierin kann sich keine Nation in Europa, als die Engländer, mit den Italienern messen.

sen. Bey den erstern aber ist es blos Philantropie, dahingegen es bey den leztern Religionsvorschrift ist, und das Fegefeuer dabey mit in Anschlag kommt. Man findet in Italien keine Stadt von irgend einer Bedeutung, wo nicht mehrere Hospitäler wären: in den großen Städten aber vorzüglich trifft man deren in Menge an, die zum Theil von sehr geräumigem Umfange sind. Von den Mädchenhospitälern in Venedig und dem ungeheuern Pilgerhospitale in Rom werde ich weiterhin reden. Leztere Stadt besonders ist der Hauptsitz der Wohlthätigkeit in Italien. Man rechnet, daß alle in ganz Wälschland residirende Kardinäle, zusammen genommen, nicht den dritten Theil der Einkünfte haben, welche die Hospitäler in Rom besitzen. Die Gesetze dieser Institute sind ganz auf Großmuth und Menschenliebe gegründet; denn Personen ohne Unterschied der Nation und Religion werden hier aufgenommen, und zwar ohne ihnen erst Certificate von Geistlichen oder angesehenen Personen abzufodern, wie in manchen Ländern gebräuchlich ist. Die Juden allein sind von dieser Nächstenliebe ausgeschlossen, da sie in den Städten, wo sie geduldet werden, die Obliegenheit haben, für ihre Armen und Kranken zu sorgen, sie mögen einheimisch oder Ausländer seyn. Ist zufälligerweise kein Raum im Hospital vorhanden, so wird der Kranke an dem Orte seines Aufenthalts von den Aerzten besucht, und mit Arzneymitteln

mitteln unentgeldlich versehn. Man muß einräumen, daß solche Religionsgrundsätze sehr lobenswerth sind, welche die leidende Menschheit so ernstlich unterstützen, und die Reichen dahin vermögen, ihren Ueberfluß mit den Armen zu theilen.

Das Postwesen ist in Italien noch in der Kindheit. Man findet hier keine Postkutschen, keine Diligencen, und überhaupt keine Fuhrwerke, auf welchen man, unter der Autorität von Landesregenten, Sachen von Werthe sicher und mit Ordnung versenden kann; ja nicht einmal Frachtwagen, die aus einer Provinz in die andre fahren. Dagegen sind in den größten Städten Italiens, zur Befördrung der Briefe, eine Anzahl Postämter verschiedener Souveräne. In Rom hat man deren so viele, als Beherrscher, groß und klein, in Italien gezählt werden, woraus denn natürlich große Unordnungen entstehen. Dieser Mangel an Postfuhrwerken erschwert die Communication der verschiedenen Provinzen und ihrer Bewohner, daher verhältnißweise überaus wenig Italiener die nächstgelegenen Districte besuchen, und es ihnen noch weniger einkommt, nach fremden Ländern jenseit der Alpen zu reisen, es sey denn, daß ein Kunsttalent oder Projecte, das Glück zu suchen, sie dahin führen. Ausländer, die mit Oekonomie in Italien reisen wollen, miethen einen Vetturino, der Führer einer bedeckten

deckten Chaise mit zwey Rädern ist, und sechs bis sieben deutsche Meilen den Tag fährt. Diese Gattung Menschen nebst ihren Fuhrwerken findet man in allen großen Städten, und man verdingt mit ihnen zugleich die Zehrungskosten. Wenn jemand dieß unterläßt, so kann er versichert seyn, auf der ganzen Route die Kosten für den Fuhrmann und auch für seine Pferde zu bezahlen. Um die Bewirthung erträglich und den Führer gefällig zu machen, wird ihm außer dem bedungenen Preise am Ende der Reise ein Trinkgeld versprochen, das nach seinem Betragen vermehrt oder verringert wird.

Zu der den Italienern eigenen Trägheit, die fast alle ihre öffentlichen Anstalten bezeichnet, und auch hier die Einwohner an ihre Geburtsörter gleichsam ankettet, kommt noch der Mangel an Pferden, der, außer Neapel, in ganz Italien herrscht; selbst zum Ackerbau werden sie selten gebraucht, da man Ochsen vor den Pflug spannt: sonst thun den Italienern die Maulesel zum Transport die nützlichsten Dienste. Eine Gattung Thiere, die den Mauleseln sehr ähnlich und kaum von ihnen zu unterscheiden sind, werden Gimerro genannt. Ein solches Thier wird entweder von einem Hengst und einer Kuh, oder von einem Stier und einer Stute, oder auch von einem Esel und einer Kuh erzeugt, und ist vorzüglich in den gebirgigen Gegenden von großem Nutzen.

Da

Da die Italiener alles was nur Spiel heißt lieben, so sind sie auch unerschöpflich an Erfindungen, sich auf mannichfaltige Art zu ergötzen. Diejenigen Gattungen von Vergnügungen aber, die heftige Leibesbewegungen erfodern, werden blos den niedern Volksklassen überlassen. Hierunter gehört eine Art von Ballspiel, wo ein großer lederner mit Luft angefüllter Ball von zwölf Personen umhergeschlagen wird. Dieses Spiel heißt Pallone und ist in ganz Italien üblich. Es wird um ansehnliche Summen gespielt, und die Ballspieler werden dazu bisweilen von entlegenen Orten her eingeladen. Die Toscaner haben ein diesem ähnliches Ballspiel, das sie Calcio nennen, allein nicht von zwölf Personen, sondern von zahlreichen Partien gespielt wird.

Die sogenannte Cuccagna, deren es mancherley Arten giebt, ist großentheils nur in der Lombardey, in Toscana und in Neapel üblich. Man errichtet hohe abgeschälte Bäume, deren Gipfel mit Kleidungsstücken und Eßwaaren behangen sind, die derjenige zum Preis erhält, der heran klimmt. Um die Schwierigkeit dieses Klimmens zu vermehren, wird der Baum oft noch mit Seife beschmiert. Das beständige jähe Herunterrutschen der Emporstrebenden erregt das Gelächter der Zuschauer, und bestimmt eigentlich die Ergötzlichkeit. Bey einer andern Art von Cuccagna wird

ein

ein Seil hoch aufgespannt, und an demselben eben dergleichen Artikel zur Nahrung, ja ganze Schafe, Hühner, Enten u. s. w. befestigt, die der Pöbel sich bemüht springend herunter zu reißen.

Ich habe in Florenz auch ein Wettrennen mit Wagen gesehn, das aber so überaus einfach und unbedeutend war, daß man es eher für eine Satyre auf den altrömischen Gebrauch hätte halten können. Es waren gemeine in Lumpen gekleidete Kerls, die auf Bauerwagen standen, und so die davor gespannten Pferde antrieben; kurz, man sahe nichts mehr und nichts weniger, als was man in den kleinsten Städten alle Markttage sieht: Bauern, die ledig auf ihren Karren zurück fahren, und ungewöhnliche Eile zeigen. Nie habe ich als Volkslustbarkeit etwas so armseliges gesehn, als dieses Schauspiel auf dem großen Platze in Florenz.

In Piemont spannen die Bauern bey ihren Wettrennen vor ihre Karren Ochsen, die sie vorher durch Wein berauschen, und sie sodann mit Lebensgefahr antreiben; denn nicht selten werden die Karren umgestürzt, und die Führer brechen den Hals, oder werden zu Krüppeln gemacht.

Noch vor kurzem waren in Nord-Italien die Bataillenspiele im Schwange, vorzüglich in Turin

und

und Pisa; in ersterer Stadt geschahen diese Treffen an den Feyertagen, außerhalb den Stadtmauern am Ufer des Po. Eine Menge der Einwohner vertheilten sich in Parteyen, und schleuderten Steine auf einander. Man kämpfte so wütend, daß zahlreiche Unglücksfälle die Folge davon waren. Den Gefangenen wurden auf der Stelle die Haare abgeschoren. Der vorige König von Sardinien machte dieser sogenannten Battajola auf immer ein Ende. Ein gleiches geschah vom jetzigen Großherzoge von Toscana mit dem Bataillenspiele auf der Brücke in Pisa; wo man alle Jahre an einem gewissen Tage eine Stunde lang wie rasend mit einander kämpfte, um von einer Brücke, die über den Arno geht, Besitz zu nehmen. Die Streiter waren hier geharnischt, und ihre Köpfe mit Helmen bedeckt; die Waffen bestanden in starken Keulen, womit sie unbarmherzig auf einander losschlugen, und Unheil genug anrichteten. Ihre Anführer waren Cavaliers von den vornehmsten Familien, die lange vor dem Kampftage mit Fahnen und Musik pompös durch die Stadt zogen, um Streiter für ihre Parteyen anzuwerben. Hiedurch wurde der Familienhaß vieler Häuser gepflanzt und genährt, und eine Gährung unter allen Volksklassen veranlaßt, die einem bürgerlichen Kriege nicht unähnlich war.

In einigen Provinzen Italiens, z. B. in der anconischen Mark, sind Hatzspiele gewöhnlich, da man

man corsicanische Hunde auf Stiere los läßt; die Zuschauer, so wie in Wien, sitzen in einem Amphitheater, und sehen gelassen diesen feinen Schauspielen zu.

Von den Wettrennen der Pferde, die nicht wie in England mit Reitern, sondern ohne Reiter laufen, werde ich bey Gelegenheit des römischen Carnevals reden; so wie von der Regatta, oder dem Wettrennen in Böten in dem Artikel von Venedig, und an vielen Stellen von den religiösen Schauspielen, womit man in Italien vorzüglich das Volk zu unterhalten sucht.

Es ist unstreitig, daß die Italiener in den Künsten unsere Lehrmeister gewesen sind; allein in Ansehung der Wissenschaften kann man dieses nur mit vieler Einschränkung behaupten, da es bekannt ist, daß sie in manchen Zweigen der Litteratur nie einigen Fortschritt gemacht haben. Selbst zur Zeit ihres höchsten Flors war der Abstand zwischen ihrer damaligen Litteratur und der neuern englischen, französischen und deutschen außerordentlich. Wer wird wohl einen Guicciardini und Machiavell als Geschichtschreiber mit einem Robertson, Hume, Gibbon und Raynal vergleichen? Nie ward von ihren Schriftstellern ein Versuch gemacht, die Philosophie populär vorzutragen; ein Gegenstand, worüber wir so viele vortrefliche Werke haben.

So

So unvollkommen indessen auch der Zustand ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse selbst in ihrer glänzendsten Epoche war, so dauerte doch auch dieser nicht lange, ohne noch unvollkommener zu werden. Im vorigen Jahrhunderte fing mit den Künsten auch die Litteratur an in Verfall zu gerathen. Man vernachlässigte ganz das Studium der classischen Werke, und bekümmerte sich gar nicht um benachbarte Völker; auf diese Art breitete sich nach und nach die Unwissenheit aus, welche dieses schöne Land im achtzehnten Jahrhundert in die Barbarey des mittlern Zeitalters zurückgesezt hat. Die Mathematik und einige Theile der Naturkunde sind die einzigen Wissenschaften, die noch jezt mit einigem Erfolge cultivirt werden. Prosaische Werke, wo Unterricht und Vergnügen verbunden werden; ferner solche, welche die Philosophie des Lebens lehren; sinnreiche Untersuchungen über interessante Gegenstände der Vorwelt, u. s. w.: Bücher, woran die drey aufgeklärtesten Nationen in Europa so reich sind, würde man hier vergebens suchen; sie würden auch nicht gelesen werden. Das ganze Schriftstellerwesen ist in Italien noch in der Kindheit. Es giebt keinen reichen Buchhändler im ganzen Lande, wohl aber einige reiche Buchdrucker und Papiermüller, die nebenher eine Art von Buchhandel treiben; denn kein wahrer Handel mit Büchern existirt hier eigentlich gar nicht, weil die Geschäfte dieser Gat-

tung

tung zu unbedeutend sind, um als ein Handelszweig betrachtet zu werden. Die größten Städte haben zwar Buchkrämer, allein deren Gewerbe erstreckt sich selten außer den Mauren ihrer Wohnstädte. Wie wenig solche Leute Schriftsteller durch baare Vortheile aufmuntern können, ist leicht zu errathen. Das Honorar für einen Bogen ist gewöhnlich nach deutschem Gelde Ein Gulden, und dieses nicht etwa in Calabrien, sondern selbst in Florenz, von welcher Stadt man sich überhaupt in Deutschland seltsame Vorstellungen macht.

Das Frauenzimmer, das so viel beyträgt, die Sitten der Männer sanft zu machen und zu bilden, kann in Italien wegen mancherley lächerlichen Vorurtheilen, die sich auf Anstand beziehn, wenig auf das männliche Geschlecht wirken; zudem werden sehr viele in Klöstern erzogen, wo sie einen so reichlichen Vorrath von Aberglauben einsammeln, daß sie damit ihr ganzes Leben auskommen können.

Obgleich die Italiener gern von Politik schwatzen, und an allen europäischen Staatsbegebenheiten Theil nehmen, so ist doch, wenn ich Machiavells Werk ausnehme, nie etwas vorzügliches über diesen Gegenstand von ihnen geschrieben worden. Auch Uebersetzungen werden wenig ge-

macht, weil man gar nicht liest. Die Reisen um die Welt, die vor wenig Jahren in ganz Europa so gewaltiges Aufsehn erregten, und die man nicht las, sondern verschlang, sind diesem unwissenden Volke noch bis auf den heutigen Tag ganz unbekannt. Dieses ist der Fall in den besten Gesellschaften, bey Staatsmännern und sogenannten Gelehrten, denen der ehrwürdige Name Cooke nie zu Ohren gekommen ist *).

Die großen Dichter, die Italien in neuern Zeiten hervorgebracht hat, deren Namen ihre ausgearteten Nachkommen beständig im Munde führen, können durch ihre vortreflichen Werke kein poetisches Feuer bey den heutigen Dichterlingen anzünden, deren ganze Kunst sich auf Sonnette einschränkt, da sie den Gedanken eines großen Gedichts kaum fassen können.

Ihre Beredsamkeit ist eben so wenig achtungswerth. Falsche Bilder, unpassende Gleichnisse, ein übelgeordneter Vortrag u. s. w. begleitet mit den heftigsten Gesticulationen und Grimassen, wie wir sie in Deutschland bey ihren Singpossenspielen sehen, so ist ihre Beredsamkeit auf der Kanzel

*) Dies war noch der Fall 1780. Seitdem hat man angefangen Auszüge aus den Reisen dieses berühmten Seemanns zu machen, und sie ins Italienische zu übertragen.

zel und vor den Tribunälen beschaffen. Der Redner nimmt allerhand Stellungen an, verzerrt das Gesicht und geberdet sich überhaupt so poßirlich, daß ein davon unbenachrichtigter Fremder einen Unsinnigen vor sich zu sehn glaubt. Indessen wirkt diese Heftigkeit bey den italienischen Zuhörern, die dergleichen durchaus verlangen; sie hält ihre Aufmerksamkeit gespannt, welche bey dem sanften herzrührenden Vortrage eines Zollikofers erschlaffen würde.

So viel von der Nation überhaupt. Ich werde in der Folge das Charakteristische eines jeden Staats näher bestimmen.

Zweiter Abschnitt.

Von Venedig.

Despotische Regierung. Charakter der Venetianer. Charakteristik des Carnevals. Venetianische Messe. Unbedeutendes Arsenal. Marine. Landtruppen. Adel. Aristokratische Verfassung. Senats-Versammlungen. Wahlspiele. Der Doge von Venedig. Erlittene Demüthigung des Senats durch den Grafen Orlow. Gondoliers. Freudenmädchen. Mönche. Marcuskirche.

Der Einwohner der Stadt Venedig wähnt in einem Freystaate zu leben, und spricht mit Abscheu vom Despotismus monarchischer Staaten; indessen wird er selbst mit einem eisernen Zepter regiert, den er noch viel mehr fühlen würde, wenn nicht die Regierung Sorge trüge, ihn durch Lustbarkeiten zu zerstreuen, die, obgleich sie dem Staate durch den Zufluß der Reisenden große Vortheile gewähren, dennoch vorzüglich die Beschäftigung des Volks zum Gegenstande haben. Ohne diese so nöthige Zerstreuung würde der Venetianer, ungeachtet seiner aufgeweckten Gemüthsart, ernsthaft wie der Engländer seyn. Er ist zurückhaltend, sobald von einer andern Materie als von diesen Vergnügungen die Rede ist. Die Furcht

vor

vor der Staatsinquisition und ihren Spionen hält seine Zunge in Fesseln. Dieses fürchterliche Tribunal, das ohne Untersuchung verdammt, ist indessen zur Erhaltung der aristokratischen Macht unentbehrlich, und schützt zugleich den Bürger gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edlen. Gegen Fremde aber hat die Strenge dieses Gerichts gegenwärtig sehr nachgelassen. Man begnügt sich, ihre Indiscretion mit Landesverweisung zu bestrafen. Sie werden des Nachts arretirt, und ohne weiteres Verhör von Sbirren über die Gränze gebracht. Bey dem großen Verfall des venetianischen Handels sind die Besuche der Fremden der größte Nahrungszweig der Nation; es waren daher mildernde Maximen sehr nöthig, um sie nicht von einem Lande entfernt zu halten, welches sie schlechterdings nicht entbehren kann.

Einen Venetianer glücklich zu machen, werden nach dem Sprüchworte drey Dinge erfodert: La mattina una messeta, l' apodisnar une basseta, e la sera una donneta; (des Morgens eine kurze Messe, nach Mittag ein Hazardspielchen, und des Abends ein niedliches Mädchen.) Dieß sind wirklich die Außenlinien des venetianischen Charakters, denn in keinem Lande in der Welt werden die Kartenspiele so leidenschaftlich geliebt wie hier, wobey jedoch die Kirchengebräuche nicht vergessen werden, um den Charakter als katholische Christen

zu behaupten, worauf die Venetianer, trotz ihren vielen Streitigkeiten mit den Päbsten, stolz sind. Sie zeigen eine gewisse Gutherzigkeit in ihren Reden und Handlungen, die den andern Italienern nicht eigen ist; daher auch ihre Provinzialsprache voll liebreicher Wörter und Redensarten ist. Diese Gutherzigkeit affectiren zwar auch die Edelleute unter einander, allein das Streben aller dieser Aristokraten nach Macht und Ansehn, erstickt bey ihnen die Keime der Bonhomie, und stählt ihre Herzen gegen die sanften Empfindungen der Menschenliebe.

Im Jahre 1774 wurden vom Senat alle Hazardspiele verboten. Der Ruin vieler edlen Familien, die durch diese Sucht in die äußerste Armuth waren gestürzt worden, machte dieses Verbot nothwendig. Da indessen in dem darauf folgenden Carneval Venedig wenig besucht ward, so wurde man dadurch so sehr beunruhigt, daß die Widerrufung des Spielgesetzes im großen Rathe in Vorschlag gebracht wurde; und nur durch eine Mehrheit von zwey Stimmen ward das Gesetz bestätigt. Der Kaiser kam im folgenden Jahre 1775 nach Venedig, um die berühmte Messe zu sehen. Da dieß nun eine erstaunliche Menge von Fremden dahin zog, und man die Lustbarkeiten vermehrte, überdem auch das Spiel in allen Provinzen Italiens verboten ward; so trat dieses berühm-

rühmte Carneval wieder in seine alten Rechte, von Fremden vorzüglich besucht zu werden.

So sehr es indessen Menschen aus allen Ländern hinlockt, und so sehr es auch gerühmt, citirt und besungen ist, so hat doch noch kein Reisender es kaltblütig analysirt, um denjenigen, die es nicht gesehn haben, das Charakteristische desselben begreiflich zu machen. Eine Beschreibung obenhin, wie man sie gewöhnlich liest, oder eine Lobrede in allgemeinen Ausdrücken, ist hiezu nicht hinreichend. Mit Gefahr also (da es um Wahrheit zu thun ist), für einen schwermüthigen Beobachter gehalten zu werden, will ich hier keine langweilige Erzählung, sondern das Auszeichnende dieses berühmten Carnevals anzeigen, und es sinnlich darzustellen suchen.

Die Lustbarkeiten sind: 1) Schauspiele, 2) Redouten, 3) die Vergnügungen des Marcusplatzes, wozu denn noch bey Besuchen großer Fürsten zuweilen eine Regatta oder ein Wettrennen in Böten kommt.

Die Schauspiele, die man hier in sieben Theatern sieht, bestehen in ernsthaften und in komischen Opern, in Balletten, Komödien, Farçen und Marionettenspielen. Die drey ersten Gattungen kommen in keine Betrachtung für jemand, der solche Schauspiele an den großen deutschen Höfen, in

London, Paris, ja selbst in Neapel, Rom, Turin und Florenz gesehen hat. Eine Anzahl Sänger, Tänzer und Tonkünstler treten zusammen, und borgen von Juden und Christen, zu zwanzig, dreißig und mehr Prozent Zinsen, das von der Regierung zum Depot festgesezte Geld. Dieses dient zur Entschädigung für die andern von ihnen gedungenen Schauspieler, wenn es übel geht. Dieser Fall ereignet sich nicht selten; denn da man nicht einen einzigen Sänger mehr hat, als nöthig ist, die Rollen zu besetzen, so kann die geringste Heiserkeit der Stimme eines Hauptsängers, oder ein anderer geringer Zufall, die Societät ruiniren, und alle ihre Hofnungen vereiteln. Bey Höfen geschehen in solchen Fällen Abänderungen, man weiß sich zu helfen; allein hier ist dieses nicht möglich. Da der Theater so viele sind, so bleibt dieses unglückliche verlassen, und wenn auch das Uebel durch die Wiederherstellung des Sängers, oder auf andre Art gehoben wird; so ist doch der Credit eines solchen Schauspielhauses für dieses Carneval größtentheils verloren. Bey so bewandten Umständen kann man sich leicht vorstellen, wie sparsam alles eingerichtet ist; wodurch es denn fast unmöglich wird, ein einigermaßen completes Schauspiel, wie man an oben erwähnten Höfen gewöhnlich sieht, darzustellen. Bisweilen sind die musikalischen Rollen sehr gut besezt, allein die Kleider sind elend, und die Auszierungen des

Theaters

Theaters erbärmlich. Wird ein Maler ein Mitglied der Societät, so wird dieser Theil des Schauspiels hervorstechend, und die Decorationen sind prächtig; allein die Sänger können nicht singen, und ihre Tänzer nur springen. Wenn man noch hiezu gewisse Unanständigkeiten rechnet, die nirgends als in den hiesigen Theatern im Gebrauche sind, und die unbequeme Zeit des Schauspiels betrachtet, das erst nach zehn Uhr Abends anfängt; so muß man gestehen, daß diese Theatervergnügungen nicht sehr beneidenswürdig sind. Dieses gilt doppelt von den komischen Singspielen, wo nur der Vorsatz die Zeit zu tödten, oder die Unmöglichkeit sich auf eine andere Art zu zerstreuen, jemand hinführen kann.

Die übrigen dieser Lustbarkeiten verdienen kaum Erwähnung. Gegen eine sogenannte Comedia di Carattere werden zehn Farçen gegeben, wo die unsinnigsten Zoten von Signor Pantalone, Arlechino, Tartaglia u. s. w. extemporirt werden. Die Schauspieler dieser Rollen werden gut bezahlt, dahingegen die andern nur blos das Nothdürftige erhalten; daher kommt es, daß die beste Truppe in Italien, welches jezt die Sacchische ist, nicht mit der schlechtesten von den stehenden Theatergesellschaften in Deutschland verglichen werden kann. Die heftige Leidenschaft, nicht allein der Venetianer, sondern aller Italiener, für

diese Possenspiele, ist unglaublich. Bey ernsthaften Stücken ist das Haus leer; sobald man sich aber an diesen Lieblingsspielen laben kann, sind Logen und Parterr angefüllt; es herrscht die äusserste Stille, und alles ist Ohr. Dieses erstreckt sich auch auf die Marionettentheater, die nicht etwa blos für den Pöbel sind, denn selbst Damen vom ersten Range stellen sich hier ein.

Die Redouten haben seit Abschaffung der Hazardspiele nichts vorzügliches. In Neapel, Rom, Wien und London sind sie weit glänzender. Die Menge der Fremden kömmt hier in keine Betrachtung; sie vermehren zwar den Zulauf, aber nicht die Pracht solcher Ergötzlichkeiten, die nur von einem reichen und zahlreichen Adel zu erwarten ist.

Die Vergnügungen des Marcusplatzes bestehen theils in den allgemeinen Maskeraden, theils in den Uebungen der Taschenspieler, Gauckler und Ringer. Man muß gestehen, daß diese Leute in ihren Künsten sehr geschickt sind. Unter andern excelliren sie vorzüglich in der halsbrechenden Kunst, eine Pyramide von Menschen zu machen. Sie steigen sechs, auch sieben Mann hoch auf einander. Die Basis besteht aus sechszehn, auch mehrern Leuten, und so geht es nach einer regelmäßigen Vertheilung der Last verhältnißmäßig nach oben zu,

wo

wo denn endlich ein auf dem Kopfe stehender Knabe die Spitze der Pyramide formirt. Diese Gauckler-übung, die man außer Venedig fast gar nicht sieht, war nach dem Claudian schon den alten Römern bekannt, und zwar machte man es damals genau auf eben diese Weise.

Die sonderbare Lage von Venedig zwingt jedermann, der sich eine Leibesbewegung machen will, seine Zuflucht zum Marcusplatze zu nehmen; er müßte denn Lust haben, sich in den äußerst engen und stinkenden Gassen herumstoßen zu lassen. Da dieses also das allgemeine Rendezvous zu allen Zeiten des Tages ist, und die Vornehmsten sowohl als der niedrigste Pöbel sich dieses Spatzierganges bedienen müssen, so ist die natürliche Folge, daß dieser in der That prächtige Plaz den Fremden in kurzer Zeit als der ennuyanteste Fleck des Erdbodens vorkommen muß. Die ungeheure Anzahl Menschen, die in der Carnevalszeit in diesem kleinen Bezirk beständig versammelt sind, verursacht ein solches Gedränge, daß man oft unfähig gemacht wird sich umzusehen, viel weniger die Gegenstände genau zu betrachten. Das entsezliche Gewühl und Gethse der Menge raubt alle Besonnenheit. Glücklich, wenn man noch einen der vor den Kaffeehäusern stehenden Stühle erwischen kann, um Odem zu schöpfen. Wenn man sich nun diese ermüdende Einförmigkeit und die ausnehmende Unbequem-

bequemlichkeit vorstellt, die das Loos dieses Platzes ist, so muß man gestehen, daß das Vergnügen, welches der Anblick einer zahllosen Menge Masken gewährt, wovon noch ein großer Theil in venetianischen Dominos, und also uniform gekleidet ist, nichts sehr anziehendes haben kann. Aus dieser Skitze kann man schließen, wie wenig dieses berühmte Carneval seinem Ruhme entspricht.

Die venetianische Messe, die gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfängt, und vierzehn Tage dauert, ist auch eine Art von Carneval; allein mit dem Unterschiede, daß keine Charaktermasken, sondern blos venetianische Dominos zu tragen erlaubt sind. Diese Messe würde nicht sehr besucht werden, besonders da sie in der schönsten Jahreszeit gehalten wird, wo die Landlust am angenehmsten, und Venedig der unangenehmste Aufenthalt von der Welt ist; allein durch eine kluge Politik hat man die prachtvolle Ceremonie der Vermählung des Doge mit dem adriatischen Meere damit verbunden, die, außer den Fremden von entlegenen Ländern, alle müssige Leute von der Terra ferma dahin zieht, um als Hochzeitgäste die Trauung anzusehn, und sollten sie auch nur einige Tage daselbst bleiben.

Im Jahre 1775 war die Anzahl der Angekommenen den Tag vor dem Himmelfahrtstage 42480, ohne

ohne die vorhergehenden Tage zu rechnen. Da die Fahrt wegen der Sicherheit blos bey schönem Wetter geschieht (bey schlechter Witterung wird sie aufgeschoben); so läßt sich in der That kein herrlicherer Anblick denken, als dieses Schauspiel. Die Kriegsschiffe, aus dem Arsenal gezogen, mit Wimpeln und Flaggen geziert, formiren eine Linie, und begrüßen mit Kanonen und Musik den Buccentaur, indem er von vielen tausend Gondeln begleitet vorüber fährt, bis sie von denen am Meere liegenden Kastelen mit Kanonen- und Musketenfeuer abgelöst werden. Der Kaiser sah im vorbemeldeten Jahre dieser Feyerlichkeit in einer schlechten Gondel zu. Er hatte alle Ehrenbezeigungen und Feste verbeten; indessen ward doch auf dem grossen Kanal, an welchem er in einem Gasthofe logirte, eine Regatta gehalten.

Diese von den Venetianern so ausgeschriene Lustbarkeit ist die unbedeutendste Sache von der Welt. Blos die Zuschauer, welche die Häuser und Ufer des Kanals anfüllen, und die aus den Fenstern hangende Tapeten, nebst einigen dem Adel gehörigen schön geschmückten Fahrzeugen, welche den Kanal auf und nieder fahren, machen einen sehenswürdigen Anblick. Die Sache selbst ist ein Wettrennen in gemeinen Böten, worin sich blos Ein Mensch befindet, der seine Kräfte anstrengt, sein Boot vorwärts zu bringen. Beym

Aus-

Auslaufen waren damals zwanzig Böte, wovon aber die mehresten bald zurück blieben, so daß bey der Brücke von Rialto sich nur noch fünfe befanden. Dieses nannten die Venetianer, die eben so große Gasconier wie die an der Garonne sind: La famosissima Regatta. Die drey ersten, welche das Ziel erreichen, erhalten Preise, die alle zusammen nicht über hundert Zechinen betragen. Dieses und die Verzierungen des Marcusplatzes, woselbst die vorher abgesonderten Buden vereinigt, bedeckt, und mit Lampen versehen wurden, war aller Aufwand, den die Republik bey dieser ausserordentlichen Gelegenheit machte. Die besagte Verzierung kostete fünfhundert Zechinen; indessen war sie nicht allein für diese, sondern auch für alle künftigen Messen. So ökonomisch weiß diese Regierung zu verfahren, und zwar zu einer Zeit, wo alle Zeitungen, ja selbst ihre eigenen, mit vorläufigen Nachrichten von außerordentlichen und nie gesehenen Festen angefüllt waren.

Man ist gewohnt mit Bewunderung von dem Arsenal in Venedig zu reden, und der Reisende sieht es für den ersten Gegenstand der Neugier in dieser Stadt an, da doch der unbefangene Beobachter hier nichts sieht, was nicht in andern Ländern ohne allen Vergleich besser wäre. Die Ursache dieser Illusion ist nicht schwer zu finden. Die Lage von Venedig macht es nothwendig, einen

nen einzigen Plaz zu den Arbeiten und Bedürfnissen des Krieges zu bestimmen. Dieser Plaz, mit einer Mauer umgeben, heißt das Arsenal. Man findet darin, außer dem nöthigen Kriegsvorrath aller Art, die der Republik gehörigen Linienschiffe, Galeassen, Galeeren, Galiotten und andre Kriegsschiffe; ferner eine Stückgießerey, eine Gewehrfabrik, eine Salpetersiederey, Manufakturen von Segeltuch, von Schiffstauen u. s. w. Kurz, alles was zum Kriege zu Wasser und zu Lande gehört, und an andern Orten zerstreut ist, trifft man hier vereinigt an. Wenn man nun alle Werkstätte dieser Arbeitsleute, die Garnisonskasernen, die Admiralitätswerfte, wo die Schiffe gebaut und ausgebessert werden, die Schiffszimmerleute und Soldaten dazu nimmt, welche alle in diesem Bezirk wohnen, so kann man sich vorstellen, wie dieses ungeheure Ganze die Augen blendet; obgleich es nichts enthält, was man nicht alles in weit größern Verhältnissen, aber zerstreut, ich will nicht sagen in Portsmouth, Chatham und Brest, sondern selbst in Kopenhagen findet. Indessen muß man eine Methode in diesem Arsenal rühmen, die, so einleuchtend auch der Nutzen ist, doch nirgends nachgeahmt wird. Dieses ist, die abgetakelten Kriegsschiffe zu bedecken, um sie gegen die Witterung zu schützen. Das Alter und die fortdauernde gute Beschaffenheit vieler dieser venetianischen Kriegsschiffe, beweisen unleugbar

die Nutzbarkeit dieses Mittels. Einer meiner Freunde empfahl es vor dem amerikanischen Kriege dem berüchtigten Lord Sandwich, damaligen Präsidenten der englischen Admiralität; allein dieser Minister hatte bey dem häufigen Bau neuer Schiffe Privatvortheile, die denn natürlich den Vortheilen des Staats von ihm vorgezogen wurden, daher man weit entfernt war auf solche Vorschläge zu achten. — Der hier befindliche Kriegsvorrath ist mehr fürs Auge als zum Gebrauch; denn die zahllose Menge der Gewehre, Schwerdter u. s. w. wenn sie auch nicht größtentheils vom Roste gefressen wären, sind doch heutzutage ganz und gar unnütze, und eben so unbrauchbar als die vielen Rüstungen des mittlern Zeitalters, die hier paradiren. Dieser vereinigte Plunder macht auf den gemeinen Reisenden Eindruck, und er stimmt mit in das Echo, das dieses Arsenal zu einem Wunder erhebt. Es hatte vielleicht im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert nicht seines Gleichen, und verdiente den großen Ruf; allein die Zeiten haben sich sehr geändert, und ich bin versichert, daß nicht ein einziges preußisches Infanterieregiment aus diesem Arsenal jezt bewaffnet, oder eine zahlreiche Flotte, wie sie unsere Zeiten zum Kriege verlangen, aus demselben gehörig ausgerüstet werden könnte. Hiezu kommt die große Unwissenheit ihrer Offiziers im Land- und Seekriege, die durch einen sehr langen Frieden erzeugt worden ist.

ist. Auch hat die Regierung, unerachtet des obenangeführten Arsenalprunks, die Marine sehr vernachläßigt, die höchstens hinreicht, den venetianischen Handel gegen die Seeräuber zu beschützen und die Raubnester in Furcht zu setzen. *)

Die Seeleute sowohl hier, als auch in allen andern italienischen Staaten, zeigen nicht das Kühne, allen Gefahren Trotzende, das dieser Menschenklasse in den nordlichen Ländern von Europa eigen ist. Bey dem geringsten Sturm fliehen sie gleich zu ihren Rosenkränzen; sie denken mehr ans Beten als ans Arbeiten, und überlassen das Schiff den Wellen; auch essen sie kein Fleisch an Festtagen, sondern machen ein Kreuz davor.

Die Landtruppen sehen eher Banditen als Soldaten ähnlich. Schlecht gekleidet, ohne Ordnung, ohne alle Ehre, sind sie die verworfensten Truppen in Italien, wobey ich nicht einmal die päbstlichen ausnehme. Kein militärischer Zug zeichnet sie aus.

Man

*) Dieses Urtheil über die venetianische Marine hat die Escadre des Ritters Emo noch ganz kürzlich bestätigt, die nicht einmal im Stande war, im vorigen Jahre (1786) dem kleinen Raubstaate Tunis Furcht einzujagen. Die Kosten dieser Ausrüstung waren nicht allein ganz fruchtlos, sondern hatten auch die Folge, daß die stolze Republik Venedig vor den Augen aller Völker Europens eine Nationalschande erlitt, und sich gezwungen sah, den Seeräubern einen ansehnlichen Tribut zu bewilligen.

Man kann sagen, daß die kriegerischen Tugenden der Venetianer unter den Ruinen von Candia begraben wurden. Es ist bekannt, daß bey der berühmten Belagerung von Corfu die Offiziers der Besatzung selbst, worunter einige Edle waren, bald nach dem Anfange der Belagerung in den braven General von Schulenburg drangen, die Festung den Türken zu übergeben. Sie wollten lieber Sklaven werden, als sich länger vertheidigen. Es war ein Glück für Venedig, daß Schulenburg, der ehemals wider Karl den XII. mit vielem Ruhme commandirt hatte, nicht auch diesen Sklavensinn besaß, sondern durch seine Tapferkeit diese Vormauer von Italien rettete. Diese bewaffneten Banden gaben noch vor wenig Jahren einen Beweis, wie unwürdig sie den Namen Soldaten führen. Der Kaiser ließ an den Dalmatischen Gränzen einen Pestcordon ziehen. Die dahin beorderten Husaren trafen einige venetianische Infanterieregimenter daselbst an, die in gleicher Absicht dahin geschickt waren, und bey Annäherung der kaiserlichen Truppen sich in Parade stellten. Die Husaren wollten diese Ehre erwiedern, und zogen aufs Commandowort alle auf einmal die Säbel. Diese martialische Bewegung wirkte so stark auf die Venetianer, daß diese ganz in Ordnung gestellte Regimenter, gleichsam als ob es abgeredet gewesen wäre, alle zugleich Reißaus nahmen.

Eine

Eine kleine Anzahl des venetianischen Adels ist reich, die übrigen sind arm, und zum Theil so sehr, daß viele unterm Dache zur Miethe wohnen, ihre Lebensmittel sowohl selbst kaufen als zubereiten, und blos vom Verkauf ihrer Wahlstimme leben, welche der Aermste sowohl als der Reiche im Senat geben kann, und die das vornehmste Präro-gativ seines Adels ist. Indessen ist selbst bey den Armen der Hochmuth und die Insolenz außerordentlich. Das Vorrecht, nicht körperlich angetastet zu werden, veranlaßt bisweilen einen solchen Nobile, sich Beleidigungen zu erlauben, die in keinem Lande von Europa ungeahndet bleiben würden. Ein französischer Edelmann stieß im Gedränge des Marcusplatzes einen venetianischen Edlen ein wenig an, der ihn darauf beym Arme nahm und frug: welches Thier er für das plumpste hielte? Der Franzos, bestürzt über dieses Betragen, antwortete: er glaubte, daß es der Elephant wäre. "Nun, Herr Elephant," erwiederte der Edle, „lernen Sie behutsamer gehen, wenn Sie „einem venetianischen Nobile begegnen." Wer bey solchen Gelegenheiten sich als den Beleidigten zeigen wollte, würde sich üble Folgen über den Hals ziehen. Die ältesten Familien der Terraferma, worunter manche alte reichsgräfliche Geschlechter gehören, werden mit gleichem Hochmuthe von diesen Noblen behandelt, die sich, wenn gleich in der größten Dürftigkeit, dennoch den

Fürsten gleich schätzen. Sie verlangen von jedermann den Titel Excellenz, mit dem sie hingegen äußerst sparsam sind; denn wenn sie gleich keinen ganzen Rock anhaben, und Bettlern gleich sehen, so betrachten sie sich doch als eine ganz besondere Menschenklasse, die nicht allein ihren Unterthanen, sondern allen Nationen Ehrfurcht einflößen muß. Diese abgeschmackte Eitelkeit, welche, wenn sie so wie hier mit Unmacht gepaart ist, ins Komische fällt, verursachet, daß die venetianischen Gesandten an den mehresten Höfen ihren Einzug mit großem Pomp halten. So sehr sie auch ihre Schwäche kennen, oder doch kennen sollten, so schämen sie sich doch nicht, durch diese Farçe in den Augen des Pöbels einen Vorzug vor den Gesandten der größten Mächte zu behaupten, und zwar unter dem Vorwande, daß sie als Nobili und Senatoren selbst zur gesezgebenden Macht gehören, und also in mehr als einer Rücksicht Repräsentanten der Republik sind. Ist denn ein englischer Gesandter an fremden Höfen, der Parlamentsglied ist, nicht auch ein Theil der gesezgebenden Macht? Und wie groß ist der Unterschied zwischen Beiden in ihren Verhältnissen und Wirkungskreisen, ja selbst in der Freyheit zu reden und zu handeln! da der aristokratische Tyrann gegen den englischen Senator ein wahrer Sklav ist, dessen Freiheit, Ehre und Leben sich in den Händen von drey Personen befindet, die unter dem Namen der

Staats-

Staatsinquisitoren, weniger nach den Gesetzen als nach ihrer Willkühr, unumschränkt handeln, und nie zur Rechenschaft gezogen werden können. Ich muß indessen gestehen, daß sie sich dieser Gewalt selten bedienen; allein dennoch geschieht es, und zwar autorisirt durch die Grundgesetze der Republik.

Es ist bereits oben gesagt worden, daß dieses Tribunal die Bürger gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edlen schützt. In der That ist ein solcher Schutz auch höchst nothwendig. Die armen Nobili würden sich sonst Raub und Mord erlauben. Ich war selbst ein Augenzeuge ihrer despotischen Handlungsart bey einem sonderbaren aber hier gewöhnlichen Vorfalle, der so gewaltig auf mich wirkte, daß ich mich nicht in Venedig, sondern in Marocco zu befinden glaubte. Ein Edler trat in den Laden eines Galanteriehändlers, und frug um den Preis einer Dose. Der Kaufmann, der seinen Mann kannte, foderte zitternd ungefähr den halben Preis. Dieses war aber nicht hinreichend, ihn gegen Schimpfworte zu sichern, er mußte einen Birbo (Schelm) verschlucken, wobey ihm der Edle etwas Geld auf den Tisch warf, die Dose einsteckte und davon ging. Der Kaufmann strich das Geld mit Kränkung ein, das nicht die Hälfte des Werths betrug, und da ich ihm mein Erstaunen über diesen Auftritt zu erkennen

gab, sagte er: „Was können wir thun? Wir „müssen zufrieden seyn, wenn sie es nur nicht noch „ärger machen. Es muß aufs höchste kommen, „ehe wir zum Klagen schreiten, das uns in vieler „Rücksicht äußerst nachtheilig ist.“

Das bekannte strenge Gesez, vermöge welchem kein Edler weder mit einem ausländischen Minister, noch mit jemand der ihm angehört, umgehen darf, das in so vieler Rücksicht abgeschmackt und lächerlich ist, wird von den unterdrückten Bürgern gut benutzt, um bey Privatbällen und andern Familien-Ergötzlichkeiten ihre Tyrannen davon entfernt zu halten. Hiezu ist weiter nichts erfoderlich, als einen Livereybedienten irgend eines Gesandten an der Hausthüre zu haben. Ein solcher Anblick verscheucht die tanzlustigen Senatoren sogleich, die denn, wie der Würgengel in Egypten, vor einem so bezeichneten Hause vorüber gehn. Wird diese Vorsicht unterlassen, so dringen sie sich ein, und spielen gleich den Meister. Viele Kaffeewirthe bedienen sich eines ähnlichen Mittels, um die lästigen Edeln von ihren Kaffeehäusern zu entfernen; sie vermögen nämlich jemand aus dem Hause eines Gesandten, täglich einigemal ihr Kaffeehaus zu besuchen, welches denn unfehlbar die erwünschte Wirkung thut.

Die überhandnehmende Armuth des Adels veranlaßte den Senat 1775, das goldene Buch zu eröff-

eröffnen, worein die Namen der neuern Edeln geschrieben werden; ein Mittel, das man schon oft gebraucht hat, den Adel mit reichen Mitgliedern zu rekrutiren, und den Schatz zu vermehren. In dem lezten Türkenkriege war der Preis dieses Adels hunderttausend Dukaten. Viele Kaufleute in Venedig benutzten diese Gelegenheit, und gaben für ihr Diplom diese große Summe mit Freuden. Allein dießmal verfuhr man auf eine andre Art; man verlangte blos Candidaten von dem Adel des festen Landes und kein Geld. Die Bedingungen waren: vier Ahnen, zehntausend venetianische Dukaten Einkünfte, und ein beständiger Aufenthalt in der Stadt Venedig. Diese lezte Bedingung, die wegen der Staatsverfassung unumgänglich nöthig ist, verursachte, daß sehr Wenige an dieser Gnade Antheil nahmen, die bey aller Ehre eine wahre Sklaverey ist; denn kein Edler darf ohne Erlaubniß der Staatsinquisitoren eine Reise außerhalb Landes thun, die selten bewilligt wird, ja er darf nicht einmal seine Gärten und Lusthäuser besuchen, wenn sie von der Stadt Venedig etwas entfernt liegen. Diese Absonderung, die sich auch auf alle Ausländer erstreckt, die Venedig besuchen, wenn diese nämlich mit fremden Ministern umgehen, ist die Quelle ihrer Ignoranz in Ansehung der Gesetze, Sitten, Gebräuche und Cultur andrer Nationen, wie auch der hohen Meynung, die sie von sich und ihrem Staat haben, den sie

für einen der mächtigsten auf Erden halten, und des Dünkels ihre Senatorenwürde, in unserm Zeitalter, der Würde regierender Fürsten gleich zu schätzen. Da es ihnen nicht an natürlichem Verstande fehlt, so erzeugt diese Unwissenheit in Verbindung mit ihrer einfachen, eingeschränkten Lebensweise und ihren verwickelten Staatsgeschäften die sonderbarsten Charaktere, die sich auffallend in Handlungen äußern würden, wenn nicht die eiserne Ruthe der Staatsinquisition über ihren Häuptern schwebte. Man rechnet gegenwärtig die Anzahl aller Edlen, die im Senat erscheinen können, etwas über vierzehnhundert. Glücklicherweise für die Staatsverwaltung versammelt sich dieses Senatorenheer nur selten, weil sonst die Unordnung ohne Gränzen seyn würde.

Da man an gewissen Wahltagen sogar Ausländern erlaubt, den Senats-Versammlungen im Palast von St. Marcus beyzuwohnen, so sind solche Reisende zu sehr geneigt, sich durch die Ordnung und Würde, womit diese Wahlgeschäfte von einer so großen Menge Senatoren behandelt werden, hintergehen zu lassen, so daß sie den hiesigen Senat mit Ehrfurcht betrachten, und gutmüthig genug sind, sich alle seine Versammlungen als diesen ähnlich vorzustellen. Es ist indessen nichts gewisser, als daß bey verschloßnen Thüren diese Würde gar sehr vermißt wird, und Unordnung, niedere Spöttereyen,

tereyen, Zank und Tumult höchst gewöhnlich sind. Es läßt sich auch nicht anders denken: denn es ist kaum möglich, daß eine Anzahl freyer oder sich frey dünkender Menschen, von sehr verschiedenen Leidenschaften beherrscht, in solchen Stunden, wo diese Leidenschaften am meisten wirken, sich alle in den Schranken der Mäßigung halten sollten. Man kann daher füglich den Grundsaz annehmen, daß eine jede republikanische Versammlung, nach Verhältniß der Anzahl ihrer Glieder, mehr oder weniger etwas pöbelartiges mit sich führe. Diejenigen Venetianer und Genueser, denen diese politische Mysterien nicht fremd sind, und Freymüthigkeit genug haben, die Wahrheit zu sagen, gestehen dieses selbst, und die parlamentarischen Transactionen in England und Irland bestätigen es. So sehr auch die höhern Volksklassen in diesen Inseln auf Decorum und Würde in ihren häuslichen Gesprächen und Handlungen halten, so zeigt sich doch der Mensch mit seinen Leidenschaften ohne Larve im Parlament; ja ich getraue mir kühn zu behaupten, daß die Senatsversammlungen in Athen, Sparta und Rom, an die wir mit so viel Ehrfurcht zu denken gewohnt sind, eben auch diese Gebrechen an sich hatten.

Es bedurfte gar keiner großen Weisheit, das Staatsgebäude von Venedig aufzuführen. Der Adel bemächtigte sich der politischen und bürgerli-

chen Gewalt, und hinterließ sie seinen Nachkommen als ein Erbtheil. Keine mittlere abhängige Arten von Gewalt sind hier vorhanden. Der Bürgerstand, das Volk, selbst die in allen andern katholischen Ländern so mächtige Klerisey, ist hier nichts, da der Adel ganz allein sowohl die gesezgebende als die vollziehende Macht in Händen hat.

Die Furcht, der Verdacht, und das Mistrauen, sind die Grundpfeiler der venetianischen Regierung, daher sie auch alle europäischen Monarchen als heimliche Feinde betrachtet, und ihre Minister als gefährliche Menschen scheuet. Nichts ist gewisser, als daß die Angeber sehr aufgemuntert werden. Das Moralische wird dabey ganz aus den Augen gesezt, da die Aufrechthaltung der aristokratischen Tyranney hier die höchste bürgerliche Tugend ist. Wie wenig verdient also eine Regierung Lob, die, um einen guten Bürger zu bilden, ihn vorher zu einem bösen Menschen machen muß!

Noch nie hat wohl ein Volk den Einfall gehabt, drey Bürgern eine unumschränkte Macht über die Freiheit, über Tod und Leben ihrer Mitbürger zu ertheilen. Nur Venedig war es allein vorbehalten, unter dem Titel der Staatsinquisition, ein so sonderbares Tribunal aufzustellen,

dessen

dessen despotische Gewalt in Europa beyspiellos ist. Es ist jederzeit ein Grundsaz aller Freystaaten gewesen, einer kleinen Anzahl Menschen keine gar zu große Macht einzuräumen, denn Machiavell sagt sehr richtig: Wenige werden durch wenige bestochen. Die venetianischen Edlen aber glaubten, daß zur Erhaltung der Aristokratie, und um alle Empörungen mächtiger Familien abzuwenden, durchaus einige Personen bestellt werden müßten, die mit Hintansetzung aller Formalitäten verfahren könnten. Als man vor wenigen Jahren im Senat über die Abschaffung der Staatsinquisitionen berathschlagte, fand man mit Verwunderung, daß ihre Macht nur eine Folge gewisser Verordnungen, allein gar nicht in die Staatsverfassung verwebt war. Nichts war daher leichter, als eine Reforme dieses Misbrauchs; indessen erfolgte das Gegentheil, denn durch ein Senats-Decret wurde die große Autorität der Staatsinquisition nunmehr ein förmliches Gesez.

Die Wahlen der Staatsbedienungen sind eine Art von Glücksrad; wenn der Staat glücklich ist, wird er wohl regiert. Das Herkommen ist hier das vornehmste Gesez, worauf man so hartnäckig hält, wie in unsern Reichsstädten. Man kennt hier die Misbräuche und Mängel der Staatsverwaltung sehr gut, allein die Verjährung macht,

daß

daß man diese gewohnten Uebel erträgt; daher werden auch alle Entwürfe verworfen, die geschickte Männer zur Verbesserung barbarischer Mißbräuche einreichen. Die venetianische Staatspolitik besteht darin, daß man keine Neuerungen macht. Daß ein solches System widersinnig ist, bedarf wohl keiner Beweise; da eine weise Regierung ihre Grundsätze nach den Umständen der Zeit, nach dem Zustande der Cultur des Volks, u. s. w. immer abändern, und dem Geiste des Zeitalters auf allen Stufen nachfolgen muß. Alle europäische Staaten haben ihr politisches und Civil-System abgeändert, nur Venedig allein hat das seinige beybehalten. Es ist lächerlich, wenn die Venetianer dieses als eine Ursache ihrer fortdauernden Staatsexistenz anführen; denn es giebt einen Zustand von Schwachheit, der für Staaten gleichsam ein natürlicher Tod ist, und ihre allmälige Auflösung sichtbar macht. Diese sogenannte Republik befindet sich unstreitig in diesem Falle, und man kann mit Recht sagen, daß Venedig in seinen Lagunen vermodert.

Die Macht eines Doge ist sehr gering, ja selbst sein Einfluß in die Staatsgeschäfte ist höchst unbedeutend; täglich ist er Demüthigungen ausgesezt, die ihm auch theils im Senat, theils von den Staatsinquisitoren nicht selten zugetheilt werden. Sein Todestag ist nicht wie an andern Orten,

ten, wenn Regenten sterben, ein Tag der Traurigkeit, sondern ein Freudentag; man masklirt sich und geht auf den Ball. Die Senatoren legen ihre schwarzen Kleider ab, und erscheinen in rothen; kurz man beträgt sich, als ob die Republik mit jedem neuen Doge ein neues Leben empfinge.

Die Hauptzierde des Doge gleicht einem Horne, das aber nicht das Horn des Ueberflusses ist, denn dieser Regent ist wahrhaft arm, da er zwar von der Republik ernährt, allein gar nicht reichlich versorgt wird. Er ist ein Kostgänger des Staats, dem man das Unentbehrlichste zugesteht, hingegen alle zu seiner hohen Würde gehörige Pracht wird aus seinem Privatvermögen bestritten. Anstatt daß sich alle andre europäische Fürsten durch ihre Regierung bereichern, wird dieser dadurch arm. Nicht wenige haben sich als Doge zu Grunde gerichtet, und viele Familien befinden sich jezt in Dürftigkeit, weil ihre Ahnen auf dem fürstlichen Throne gesessen haben.

Der Verfall des Staats ist bey keiner Nation in Europa so anschaulich, wie in diesem italienischen Staate. Abnahme der Handlung, der Staatseinkünfte, elende Seemacht, noch elendere Landmacht, und wenig politische Achtung von auswärtigen Mächten. An diese Sterblichkeit wurde der Senat noch vor wenigen Jahren auf eine sehr sonderbare Weise erinnert; eine Begebenheit, die,

obgleich

obgleich außerordentlich, dennoch in Deutschland gar nicht bekannt geworden, und gewiß als Beytrag zur Geschichte unsrer Tage merkwürdig ist.

Noch nie waren diese Despoten innerhalb ihrer Lagunen gedemüthigt worden; es war dem Grafen Alexis Orlow vorbehalten, es in unsern Tagen zu thun. Da er im Jahre 1772 die russische Flotte im mittelländischen Meere commandirte, that er eine Reise nach Venedig. Er kaufte daselbst viele Munition, Gewehre und andere Bedürfnisse für die Flotte, und warb heimlich Montenegriner und Albaneser an, um auf derselben zu dienen. Dieses Betragen beunruhigte die Republik, die den glücklichen Succeß der russischen Waffen im Archipelago noch als sehr zweifelhaft ansah, und der Pforte keine Ursache zu Klagen geben wollte. Man verlangte daher vom Grafen, daß er ungesäumt Venedig verlassen möchte. Seine Antwort war: er würde abreisen, sobald es ihm gelegen wäre. Er befahl indessen seinen Offiziers, deren er mehr als hundert bey sich hatte, sich zu bewaffnen, um im Nothfall Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der beleidigte Stolz der Regierung, bey einer solchen unerhörten Widersetzung, ließ jede Gewaltthätigkeit vermuthen. Die Sache wurde im Senat erwogen; da man aber zu viel Bedenklichkeiten hatte, sich durch Macht Gehorsam zu verschaffen, so schritt man zu gelindern Mitteln. Er

ward

ward durch Deputirte im Namen der Republik gebeten, sich mit seinem Gefolge zu entfernen, weil man der strengen Neutralität, die man bey diesem Kriege beschlossen, nicht zuwider handeln wollte. Der Graf antwortete, daß eine Vorstellung und Bitte dieser Art auf ihn vielleicht Eindruck gemacht haben würde, wenn nicht ein Befehl vorhergegangen wäre. Er nähme von Niemanden Befehle an, als von seiner Monarchin, und würde abreisen, wenn es ihm gefiele. Hiebey blieb es, und man fand nicht rathsam, die Sache weiter zu treiben.

In allen großen Städten der Welt ist es ein Hauptgegenstand der Polizey, das gemeine Volk im Zaume zu halten; wo Gerichtsdiener nichts ausrichten, braucht man Soldaten. In Venedig aber ist es ein großer Theil des gemeinen Volks selbst, worauf die Regierung im Fall der Noth ihr ganzes Vertrauen sezt. Die wunderbare Lage der Stadt ist hievon die Ursache; denn sie veranlaßt die Nothwendigkeit, eine ungeheure Menge Bootsleute zu brauchen, welche unter dem Namen der Gondoliers bekannt sind, und eine besondere Klasse von Menschen ausmachen. Man rechnet vierzigtausend derselben in Venedig; eine Anzahl, die fast unglaublich ist, da die ganze Volksmenge der Stadt sich nicht über hundert und funfzigtausend Seelen erstreckt.

Man

Man begünstiget diese Gondoliers auf alle Weise, und sieht ihnen ihre Vergehungen nach, auch steht ein großer Theil derselben im Solde des Adels; durch alle diese politischen Maximen ist man dahin gelangt, daß sie dem Senat äußerst ergeben und seine stärksten Stützen sind. Sie rühmen sich große Kenner in Theatersachen zu seyn, und nicht selten hängt das Schicksal eines Stücks von ihrer Entscheidung ab. Sie zeigen viel Witz und sind große Freunde der Poesie, auch wissen sie eine Menge von Versen auswendig herzusagen, die sie besonders des Nachts bey Mondenschein absingen.

Obgleich ein Gondolier Tag und Nacht auf dem Meere fährt, so ist er dennoch unfähig, Matrosendienste zu thun. Seine Talente erstrecken sich nur auf seine Gondel: diese geschickt zu führen, und durch erlaubte und unerlaubte Mittel ein Handlanger verliebter Unternehmungen zu seyn, die ihm gut belohnt werden, weiter gehen seine Wünsche nicht. Diese Leute sind unentbehrlich, wenn man mit Sicherheit verliebten Abentheuern nachgehen will. Ohne ihre Hülfe ist Meuchelmord oft die Folge einer Galanterie. Da sie alle Krümmungen und Winkel der Kanäle und Straßen kennen, so erleichtern sie die Flucht und decken die Retraite im Nothfall. Viele unterhalten geheime Verständnisse mit den Gouvernanten und Kammer-

mermädchen, und verschaffen Strickleiter und falsche Schlüssel.

Es ist höchst merkwürdig, daß von soviel tausend den ganzen Tag auf dem Meere herumschwimmenden Gondeln nie eine verunglückt. Ein Zufall dieser Art ist ohne Beyspiel. Man schreibt dieses der ausnehmenden Geschicklichkeit der Gondoliers, und der ganz eigenen Bauart der Gondeln selbst zu. Ich will nicht bestimmen, in wie fern dieses seinen Grund habe, aber sonderbar ist es doch, daß bey allen an großen Flüssen liegenden Handelsstädten Unglücksfälle dieser Art nicht selten sind, dahingegen man in Venedig, das mitten im Meere liegt, und wo alle Bewohner einen großen Theil ihres Lebens auf Bretern herumschwimmen, davon nichts zu befürchten hat. Die Farbe aller dieser Gondeln ist schwarz. Es ist durch ein besonderes Gesez verboten, keine von andern Farben zu haben, noch sie sonst auszuschmücken, daher sie alle ganz einförmig sind, und einen traurigen Anblick geben. Den fremden Gesandten steht es allein frey, ihre Gondeln ganz nach eigenem Gefallen auszuzieren; ein Vorrecht, dessen sie sich auch alle bedienen.

Man muß gestehen, daß diese Fahrzeuge, ausser der oben angeführten Sicherheit, äusserst bequem sind, und daß es ein Vergnügen ist, darin

zu fahren. Ich begreife nicht, warum man auf der Themse und der Seine solche nicht einführt, da man doch in London und Paris unablässig beschäftigt ist, neue Zweige von Ergötzlichkeiten aufzufinden. Ich theilte einem vornehmen Engländer, der sich mit mir zu Venedig befand, diese Bemerkung mit. Er faßte die Idee auf, und ließ sogleich ein vier Fuß langes Modell einer Gondel verfertigen und nach London einschiffen. Das Schiff aber verunglückte, und das Gondelprojekt ist bis jezt noch nicht ausgeführt worden. Die Lustfahrzeuge, deren man sich in London, Marseille, Hamburg u. s. w. bedient, sind in Vergleich mit den Gondeln plumpe Kähne, die dennoch Geld genug kosten.

Die Freudenmädchen machen eine andre Klasse des Volks aus, welche den besondern Schutz der Regierung genießt. Sie gehören auch zu den Carnevalsvergnügungen, das ohne sie nicht wohl bestehen könnte. Die mehresten von diesen Unglücklichen werden von ihren Aeltern in ihrer zartesten Kindheit verkauft; diese machen mit Liebhabern oder Jungferschafthändlern einen regelmäßigen Contract, in Gegenwart eines Notars, welcher vor allen Tribunälen gültig ist, sie als Jungfern in einer festgesezten Zeit gegen Bezahlung einer bestimmten Summe zu liefern. Der Preis ist mehrentheils von hundert zu zweihundert Zechinen.

nen. In diesem Contract wird gewöhnlicher Weise die Armuth der Aeltern erwähnt, und der Bewegungsgrund angeführt, daß man dem Mädchen dadurch eine Aussteuer verschaffen wolle, um sie hernach ehrlich verheirathen zu können; allein dieses ist ein bloßer Vorwand, denn die Aeltern behalten das Geld, und die Töchter bleiben im Bordel. Diese Nymphen beobachten sehr genau ihre Fasten, gehen täglich in die Messe, und haben ihren besondern Schutzheiligen, unter dessen Schutze sie ihre Geschäfte mit gutem Gewissen treiben.

Für die Mönche ist Venedig ein wahres Paradies. Sie maskiren sich im Carneval, besuchen die Schauspiele, halten ihre Maitressen, und thun überhaupt was ihnen gut dünkt. In keinem katholischen Lande ist die Kirchendisciplin so schlecht. Verschiedene Bischöffe haben es versucht, diesen Ausschweifungen Einhalt zu thun, haben aber nichts ausrichten können, und man versichert, vielleicht nicht ohne Grund, daß die Regierung selbst heimlich diese guten Absichten verhindert habe. Es scheint eine Staatsmaxime des Senats zu seyn, der auf alles eifersüchtig ist, was seine Autorität schmälern kann, den Geistlichen nicht zu vieles Ansehen beym Volke zu verschaffen; ein Vorrecht, das in allen katholischen Staaten große Zerrüttungen veranlaßt hat, und wovon Venedig glücklicherweise freygeblieben ist. Daher läßt sich die

große Nachsicht gegen die ausschweifende Lebensart der Geistlichen erklären; daher auch die innere Ruhe bey den oft aufs äußerste getriebenen Streitigkeiten mit den Päbsten. Durch dieses zügellose Betragen wird die Achtung gegen diesen Stand sehr verringert, und der Senat erhält sein Ansehn ungetheilt. Ihr Sprüchwort ist bekannt: *Siamo Veneziani e poi Christiani:* Wir sind erst Venetianer, und dann Christen.

Ueberhaupt macht sich das Volk in Venedig wenig aus Gott, noch weniger aus dem Pabste, aber sehr viel aus dem heiligen Marcus. Dieser Heilige ward zum Schutzpatron der Stadt gewählt, sobald sein Körper aus Alexandrien dahin gebracht wurde. Vor diesem war der heilige Theodor ihr Schutzpatron, aber ihre Eitelkeit war mit einem solchen gemeinen Heiligen nicht zufrieden; in der Kindheit der Republik war er allenfalls gut genug, aber da sie groß und blühend wurde, verlangten sie einen Heiligen vom ersten Range. Man ließ also den Körper des heiligen Marcus nach Venedig kommen, baute ihm eine prächtige Kirche, und verabschiedete den alten Protector.

Diese Marcuskirche ist überaus prächtig und das schönste Monument der Baukunst des zehnten Jahrhunderts. Venedig war damals die prächtigste Stadt in Italien. Ihre Paläste, Kirchen

und

und andre öffentliche Gebäude waren größtentheils von griechischen Baumeistern gebaut, die in ihren noch vorhandenen Denkmälern den Geschmack jenes Zeitalters bezeichnen. Allein die vortreflichsten Werke der Baukunst, die Venedig darstellt, sind aus dem durch die Künste so verewigten sechszehnten Jahrhundert, da Sansovino und Palladio diese sonderbare Stadt mit so vielen prachtvollen Gebäuden verschönerten.

Sansovino, ein Florentiner, und Schüler des berühmten Sangallo, war Baumeister der Republik; ein Posten, in welchem ihm nach seinem Tode 1570 der große Palladio nachfolgte. Die schönsten Kirchen und Paläste der Stadt haben diese Epoche. Sansovino baute auch den prächtigen Münzpalast, la Zecca genannt, den Palast der Procuratoren an dem Marcusplatze, und die vortrefliche Marcusbibliothek. Bey diesem leztern Bau aber begegnete ihm ein Unglück, das den Geist der venetianischen Regierung charakterisirt, so wie er zu allen Zeiten gewesen und noch ist. Sansovino brachte die sinnreichsten und edelsten Verzierungen bey dem Baue dieser berühmten Bibliothek an, wobey er den Versuch machte, sie auf eine besondere Art zu wölben. Dieser Versuch aber glückte nicht; das Gewölbe fiel ein. Die Regierung war taub gegen alle Rechtfertigung, und ließ den Künstler ins Gefängniß werfen, wo er ungeachtet seiner

großen Talente lange Zeit schmachten mußte. Endlich kam er los, wurde aber seines Postens als Baumeister der Republik entsezt, verlor seine Pensionen, und mußte noch obendrein eine Geldstrafe erlegen. Nach vielem Bitten gestattete man ihm, das Gewölbe wieder herzustellen, worauf er begnadigt wurde.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Marcusplaz. Politische Gespräche. Kleidung. Frauenzimmer. Palast von St. Marcus. Steinerne Löwen. Insel Rialto. Lagunen. Giocondo. Brücken. Sitten und Denkungsart der Venetianer. Padua. Ehrloser Schuldstein. Vincenza. Olympisches Theater. Bergamo. Brescia. Verona. Schauspiel im Amphitheater dieser Stadt. Staatskunst des venetianischen Senats.

Man muß gestehen, daß der Marcusplaz einen herrlichen Anblick darstellt. Alle Gegenstände rings um denselben sind groß, schön und edel, den zierlosen gothischen Thurm ausgenommen, der hier mit den andern Gebäuden sehr kontrastirt, und ungefähr die Wirkung wie Harlekin in einem Trauerspiele thut. Der Plaz ist mit einem Portico umgeben, wo nichts als Kaffeehäuser und sogenannte Cassinos befindlich sind, in welchen sich geschlossene Gesellschaften beiderlei Geschlechts versammeln, da es nicht Sitte ist, daß Frauenzimmer die Kaffeehäuser besuchen. Diese leztern haben keine Thüren, sondern sind eigentlich große mit Stühlen versehene Nischen, wo viele Müßiggänger sich ganze Tage hinpflanzen: und da sie beständig ein gewisses bestimmtes Kaffeehaus besuchen, und in ihren Mänteln eingehüllt unbeweglich sitzen, so sind sie als wahre zu diesen Nischen gehörige

Gruppen zu betrachten. Nirgends in Italien wird in solchen Häusern weniger geplaudert, als hier; denn man lache über politische Kannengießerey so viel als man will, so ist sie doch die Seele aller Gespräche in öffentlichen Gesellschaften. Man verbiete diese Materie, wovon auch der Unwissendste, ja der größte Dummkopf etwas zu verstehen glaubt, und das gesellige Leben wird einen tödtlichen Stoß erhalten.

Hievon liefert Venedig den unleugbarsten Beweis. Die Einwohner sind die aufgewecktesten in Italien, und zeigen ihre muntere Gemüthsart auch in Privatgesellschaften; an öffentlichen Orten hingegen sind sie stumm. Wovon sollten sie auch sprechen, da das Wort Politik Hochverrath und nur allein das Monopolium des Senats ist? Vom Handel? Dieser führt zur Politik; ein gleiches thut alles zur Gesezgebung gehörige; ja so viele Hauptwissenschaften, als Geschichte, Erdbeschreibung u. s. w. selbst Religionsmaterien führen dazu. Es bleiben daher dem Venetianer nichts als die Künste übrig, und zwar nur die Theaterkünste, da die andern jezt hier, eben so wie in Italien, im Verfalle sind. Allein auch diese Materie wird währendem Carneval bis zum Ekel erschöpft, und alsdann hat die Litaney ein Ende.

Man erlaube mir hier die Bemerkung, daß die größere Geselligkeit der cultivirtesten Länder in Europa

ropa keine andere Epoche hat, als die gesellschaftliche Verhandlung politischer Materien; ja ich unterstehe mich zu behaupten, daß diese so verspottete Mode die Cultur befördert hat, und daß sie wegen der dazu nöthigen mannichfaltigen Kenntnisse gewissermaßen der Maasstab der Cultur eines Volks ist, und jederzeit gewesen ist. Man erinnere sich der Zeiten, wo das Volk in Athen und Rom sich um die öffentlichen Geschäfte bekümmerte, wo die Reden großer Männer die stärkste Wirkung thaten, da sie, häufig und auf öffentlichem Markte gehalten, bey Unwissenden neue Ideen und neue Kenntnisse erwecken mußten. Wenn hörte diese Theilnehmung auf? Mit dem einbrechenden Despotismus und der Barbarey, unter deren eisernem Joche die Bewohner Europens so viele Jahrhunderte durch vegetirten, bis erweiterte Kenntnisse uns nach und nach wieder zu Politikern machten. Wenn die Engländer das aufgeklärteste Volk unsrer Erde sind, wie sogar Franzosen, Voltaire, Montesquieu, Raynal, ja jezt selbst Linguet eingestehen, so ist es größtentheils dieser großen thätigen Antheilnehmung an den öffentlichen Angelegenheiten zuzuschreiben, die bey ihnen den Nationalgeist erzeugt, der, so sehr er auch oft ausartet, dennoch nicht ohne Kenntnisse verschiedener Art bestehen kann. In Portugal und Sicilien liest fast niemand Zeitungen, dagegen aber glauben z. B. die Einwohner dieser Länder auch, daß die Protestanten eine

Gattung Menschenfresser sind; ja tausende vom Pöbel sind überzeugt, daß sie durch ein körperliches Zeichen von Gott zur Hölle gleichsam gebrandmarkt worden sind. Will man noch mehr Beweise, so betrachte man den Orient, wo es den sklavischen Völkern nicht einmal einfällt, sich um die Staatsangelegenheiten ihres Landes, viel weniger um fremde zu bekümmern; da selbst die Bewohner der Hauptstädte oft die wichtigsten Dinge nicht wissen, die im Palaste des Despoten vorgehen, und manchmal bey Todesstrafe nicht darum fragen dürfen. Ich kehre von dieser vielleicht nicht unzeitigen Ausschweifung wieder nach Venedig zurück.

Alle Einwohner dieser Stadt, die nicht zum Pöbel gehören, oder nicht dazu gehören wollen, tragen rothe Mäntel. Selbst die fremden Gesandten bedienen sich dieser bequemen Mode. Diese Einförmigkeit hat etwas Republikanisches, obgleich eine andere Ursache davon der Grund ist. In einem solchen Mantel eingehüllt, wobey das Gesicht auch halb verdeckt wird, ist man in einer Incoguito-Kleidung, wodurch man von Höflichkeitsbezeigungen dispensirt ist, die sonst die aristokratischen Tyrannen verlangen würden. Diese allein tragen keine Mäntel, sondern beständig ihre schwarze Kleidung, die den Schlafröcken ähnlich ist, damit niemand, durch Unwissenheit verleitet, sich

gegen

gegen sie vergehen möge; nur wenn sie unerkannt des Abends herumschleichen wollen, hüllen sie sich auch in rothe Mäntel ein. Wenn man sich erinnert, daß der Marcusplaz der einzige Spazierort dieser großen Stadt ist, wo sich alles hindrängt, und wo besonders die armen Nobili den ganzen Tag über liegen, so wird man die Nothwendigkeit eines Mittels einsehn, das allen Höflichkeitsceremonien vorbeugt.

Bey Feyerlichkeiten gehen die Edlen roth gekleidet, in eben solchen aufgebundenen Schlafröcken, wie die gewöhnlichen schwarzen, und mit ihren großen Allongenperücken geziert. Wenn sie nun in diesem Aufzuge tanzen, so kann man in der That nichts poßierlichers sehn. Ich wohnte einem großen Balle bey, den Pisani, einer der reichsten Edeln, 1775 gab, da er zum Prokurator von St. Marcus erwählt war. Das Fest war königlich, und wenn gleich die zum Tanz so unschicklichen Magistratskleider das Auge beleidigten, so machten doch die Damen alles wieder gut, welche die schönsten in Italien sind, und sich überaus zierlich zu kleiden wissen.

Nebst der Schönheit zeichnen sich die venetianischen Frauenzimmer noch durch andre Annehmlichkeiten aus; sie sind sehr aufgeweckte und angenehme Schwätzerinnen. Ihre gewöhnliche Kleidung

dung besteht in engen am Leibe liegenden und schleppenden Kleidern, über welchen sie einen grossen schwarzseidenen Schleyer werfen, den sie auf den Rücken zusammenschlagen, so daß Gesicht, Brust, Arme und Taille frey bleiben, und er also durch dieses geschmackvolle Anlegen zu einer wahrhaft reizenden Tracht wird. Alle diese Reize aber sind hier halb verloren, da die Italiener mit dem Frauenzimmer nicht frey umgehen dürfen. Die Männer müssen sich blos an Männer halten, wodurch das zurückhaltende Wesen und die Ernsthaftigkeit bey diesem Geschlechte noch vermehrt wird; Eigenschaften, die der ganzen Nation eigen sind, und aus eben diesen Ursachen auch bey den Spaniern und Portugiesen statt finden, und zwar noch mehr, da der Umgang mit dem schönen Geschlechte bey diesen Völkern noch größerm Zwange unterworfen ist.

Der Palast von St. Marcus ist gewiß der schönste gothische Palast in Europa. Das Aeußere ist wegen der sonderbaren zierreichen Bauart auffallend, und das Innere prächtig und majestätisch. Die großen Säle prangen mit Gemälden, die sich auf die Geschichte der Republik beziehn. Unter andern ist hier die außerordentliche Begebenheit vorgestellt, wie Kaiser Friedrich I. im Jahre 1175 vom Pabst Alexander zu Venedig mit großen Feyerlichkeiten vom Bann losgesprechen wurde. Der

Kaiser

Kaiser liegt hier, der Geschichte gemäß, zu den Füßen des Pabsts, und erhält die Absolution. Man erzählt, daß, als Kaiser Joseph II. diesen Palast besah, man aus Delikatesse ihm dieses Gemälde ungern sehen lassen wollte: man bemühte sich daher, seine Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände zu richten; allein vergebens. Der Kaiser ward es gewahr, man sagte ihm mit dem größten Glimpf wovon die Rede sey, worauf er lächelnd versezte: „*tempi passati!*“ (vergangene Zeiten!)

Eine Sache aber, die einem beobachtenden Reisenden in diesem Palaste mehr als alle Pracht und Seltenheiten auffallen muß, ist das unflätige Betragen der Venetianer, sie mögen zum Palast gehören oder nicht gehören. Ein jeder erlaubt sich hier seine Nothdurft zu verrichten. Nicht allein der Eingang des Palasts, sondern die innern Treppen bis oben zu sind einer Kloake ähnlich; allenthalben sieht man das stinkende Wasser in kleinen Bächen rieseln, und alle Winkel dampfen einem entgegen. Die Edlen, die ihren Antheil hiezu redlich beytragen, achten hierauf nicht, sondern waden mit aufgehobenen Röcken durch. So geht es bis an die Saalthüren.

Vor diesem Palaste stehen die so berüchtigten steinernen Löwen mit aufgesperrten Rachen, wodurch

durch die Staatsspione oder sonstige Angeber der Staatsinquisition ihre Rapports mittheilen: die Republik hat hier die Dichterideen realisirt, welche uns in die goldne Feenzeit versetzen, wo Drachen und Löwen, dem Scheine nach unbelebt, allein dennoch sehr furchtbar, die Hüter bezauberter Schlösser waren. In der That beschützen auch diese Löwen im eigentlichsten Verstande den aristokratischen Senat, der im Marcuspalaste thront. Man hat durch sie schon unzählige wichtige Entdeckungen gemacht, gefährliche Unternehmungen in der Geburt erstickt, und flößt noch stündlich durch ihren Anblick Furcht und Schrecken ein.

Einige sind zwar der Meynung, daß dieses jezt nicht mehr geschieht, und daß die auf ihre Autorität bis zur Ausschweifung eifersüchtige Republik ihre geheimen Nachrichten durch andere Wege erhalte, allein die Ueberschrift über diese Löwen: *Denunzie secrete*, (geheime Anzeigen) und ihre Communication mit den untern Behältnissen, beweisen hinreichend, zu welchem Gebrauche sie ehemals bestimmt waren, und man kann mit Recht zweifeln, daß dieses so zweckmäßige Mittel abgeschafft worden ist.

Derjenige Theil des Marcusplatzes, der nach dem Hafen zugeht, ist mit zwey Säulen geziert, die eine von schönem Granit, die andere aber nur

von

von gemeinen Steinen, die, wegen der Symmetrie, nachgeahmt wurde, nachdem man aus Ungeschicklichkeit eine andere von Granit beym Anlanden hatte ins Meer fallen lassen. Beide waren aus Konstantinopel, nach der durch die Venetianer gemachten Eroberung dieser Residenz, hieher gebracht worden. Zwischen diesen freystehenden Säulen geschehen die öffentlichen Hinrichtungen der Uebelthäter, daher ein Begriff von Unehre auf diesem Zwischenraume ruht, und man auch nie sieht, daß Personen von Ansehn, noch weniger Edle zwischendurch gehen; obgleich ihr schöner Standplaz und das Gedränge der Menschen verursachen, daß Tausende diesen Skrupel nicht hegen, sondern sowohl wie alle Ausländer diesen durch nichts übel bezeichneten Raum passiren.

Die Insel Rialto liegt in der Mitte der vielen Inseln, aus welchen Venedig besteht, und ist gleichsam der Mittelpunkt des venetianischen Staats. Hieher flüchteten die ersten Familien, die bey dem Einfall der Visigothen in Italien das feste Land verließen. Unter diesen war Eutinopus, ein Baumeister, aus der Insel Candia gebürtig, der zu Padua wohnte, sich aber aus Furcht vor diesen grausamen Feinden hieher rettete. Rialto, als die vorzüglichste Insel in den Lagunen, ward von ihm und seinen Begleitern, die vierundzwanzig Familien ausmachten, zum Wohnsitz erwählt.

Hier

Hier baute Entinopus dem heiligen Jakob eine Kirche, die noch vorhanden ist, desgleichen vierundzwanzig Häuser, oder vielmehr Hütten, für seine Gesellschafter, deren Abkömmlinge noch zum Theil die Republik beherrschen. Die zu dieser Insel gehörige so sehr berühmte Brücke ist vom Palladio gebaut, und besteht aus einem einzigen Bogen, der über den großen Kanal geht. Diese Brücke ist ganz von Marmor, der aber hier nicht zur Pracht dient, da er unpolirt einem andern Steine ähnlich sieht; die häßlichen Buden, welche darauf stehen, die vielen Stufen, welche man herauf- und herabsteigen muß, und andere Dinge mehr, machen diese Brücke zur unbequemsten, die man sich denken kann. Sie hat größtentheils ihren Ruf ihrem großen Bogen zu verdanken, dessen künstliche Bauart aber nicht den großen Mangel der Bequemlichkeit ersezt.

So wunderbar die Lage von Venedig auch ist, so ist sie doch einem Fremden nicht so auffallend, als der entsezliche Gestank, der ein Attribut dieses Orts, und den Ankommenden die ersten Tage über ganz außerordentlich lästig ist. Nach und nach aber werden die Geruchsnerven abgestumpft, und man findet diesen die Stadt umgebenden Qualm erträglich. Daß er der Gesundheit nicht sehr nachtheilig sey, beweist die Anzahl der Sterbenden, die hier verhältnißmäßig nicht stärker als in andern

dern großen Städten ist. Indessen ist die Ursache dieses zunehmenden üblen Geruchs sehr beunruhigend für den Senat; denn trotz aller angewandten Vorsicht, die Lagunen von dem beständig zufließenden Schlamme zu reinigen, so vermehret sich solcher, und das Wasser fällt. Man sieht an vielen Orten die unleugbaren Zeichen von der ehemaligen Höhe des Wassers, die ein unfehlbares Prognosticon der Zukunft sind. Viele sachverständige Männer behaupten sogar, daß diese unglückliche Epoche nicht über zweyhundert Jahr hinauszusetzen sey. Die so sehr bewunderte Stadt würde sodann nicht mehr bewohnbar seyn, unsere Nachkommen würden dahin reisen, sie zu betrachten, wie wir es mit Pompeja thun, bis der Schlamm ganz vertrocknet wäre, und ein anderes Volk mit andern Sitten und Gebräuchen, und wahrscheinlich ohne Staatsinquisition, von den prächtigen Ruinen wieder Besitz nähme.

Die Römische Republik war nicht genauer mit der Existenz der Stadt Rom verbunden, als der venetianische Freystaat es mit der Stadt Venedig ist, da auf dieser Stadt, Staatsverfassung, Gesetze, die Dauer uralter Gebräuche, politische Maximen, kurz alles gebaut ist; Gegenstände, die bey keiner Republik in der Welt so wenig abgeändert worden sind, wie hier: so wie auch keine je gewesen, die so lange bestanden hat.

Es ist daher sehr natürlich, daß der Senat außerordentlich für die fortdauernde Existenz der Stadt besorgt ist, denn man kann Venedig als ein ungeheures steinernes Schiff betrachten, das Natur und Kunst seit so vielen Jahrhunderten vor Anker halten. Alle zu dessen Erhaltung gehörige Vorschläge geschickter Wasserbaumeister werden daher auch mit großer Aufmerksamkeit angehört, und sehr oft befolgt. Man scheuet hiebey keine Kosten. Die vornehmsten Reinigungsmittel, die man jezt braucht, sind ungeheure künstlich erbaute Maschinen, die auf dem großen Kanal schwimmen, und den Schlamm abzuleiten dienen; ein wirksames, aber der Größe des Endzwecks bey weitem nicht angemessenes Mittel.

Auch läßt die Republik bey Palestrina, einem kleinen Orte, eine Mauer im Meere, als einen Damm gegen dieses furchtbare Element aufführen. Man arbeitet schon seit vielen Jahren an dieser Mauer, die nach dem Plan zwölf italienische Meilen lang werden soll. Das Werk geht aber sehr langsam von statten, und dürfte wahrscheinlich nie geendigt werden. Björnstähl, ein Reisender, der, wenn es nicht auf Bibliotheken und Handschriften ankam, sich alles was man wollte aufheften ließ, und ohne es zu überdenken niederschrieb, berichtet im ganzen Ernste und sehr umständlich, daß jeder Kubikfuß dieser Mauer an Arbeitslohne zwanzig,

mit

mit den Materialien aber an sechzig Zechinen koste. Man berechne eine hohe, dicke, und zwölf italienische Meilen lange Mauer nach dieser Angabe, so kommt eine größere Summe heraus, als alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber auf der ganzen Erde beträgt. Und doch versichert man, daß schon ein Drittel dieses ungeheuern Werks vollendet sey, welches der Regierung denn, mit dem gelehrten Björnstähl zu rechnen, nur die Summe von ungefähr tausend Millionen Zechinen in dreißig oder vierzig Jahren gekostet haben würde. Es ist indessen gewiß, daß die Kosten außerordentlich sind, daß sie aber durch die Größe der Gefahr vollkommen gerechtfertigt werden.

Dieses Uebel war im sechszehnten Jahrhundert schon so groß, daß es den Untergang der damals so blühenden Republik drohte. Ein Dominikanermönch aber rettete die Stadt, und erwarb sich dadurch ein so großes Verdienst, daß der Senator Cornaro öffentlich erklärte, dieser Mönch sey der zweite Stifter von Venedig. Dieser auch in der Mönchskutte große Mann hieß Giocondo, und ist in Deutschland sehr wenig bekannt, daher ich hier eine nähere Nachricht von ihm geben will. Er war ein Venetianer, trat sehr früh in den Orden, und ging gleich darauf nach Rom, um dort zu studieren. Er lernte die alten Sprachen, und

machte sich mit den classischen Schriftstellern durchaus bekannt. Darauf gab er die Werke des Vitruvius und Vegetius mit Commentaren und Figuren heraus. Diese Arbeit entwickelte sein großes Talent zur Baukunst, wovon er bald einen auffallenden Beweis gab. Die große steinerne Brücke zu Verona war in Gefahr durch den Fluß Addigio zu Grunde gerichtet zu werden; man wußte nicht, wie man die Grundpfäle sichern sollte. Giocondo sagte, daß er das beste Mittel in den Commentaren des Cäsars gefunden habe. Er bediente sich daher derselben Methode, die dieser große Feldherr gebrauchte, eine Brücke über die Rhone zu bauen. Die Unternehmung glückte, und der Ruhm dieses Künstlers wurde gegründet. Der König von Frankreich Ludwig XII. ließ ihn nach Paris kommen, wo er unter andern auch die noch vorhandne Brücke Notre Dame erbaute. Bald nachher geschah es, daß er seinem Vaterlande oben berührten großen Dienst leistete. Das Wasser der Brenta führte unaufhörlich Sand und Schlamm in die Lagunen; dieser Unrath häufte sich so sehr an, daß man fürchtete, sie würden in kurzem zur Schiffahrt untauglich werden. Giocondo ließ einen Kanal graben, der einen Theil dieser Wässer nach der Seite von Chioggia leitete, wodurch der andere Theil dahin gebracht wurde, mit solcher Schnelligkeit in die Lagunen zu strömen, daß sie von ihrem Schlamm gereinigt wurden. Da einige Zeit nachher die große

Brücke

Brücke von Rialto nebst vielen andern Brücken durch eine Feuersbrunst verzehrt wurden, so verlangte man von Giocondo Entwürfe, diese Brücken wieder aufzubauen. Er gab sie, sie wurden aber nicht befolgt; ein Vorfall, der ihn so kränkte, daß er sich nach Rom begab, woselbst er auch in einem hohen Alter starb, nachdem er in Vereinigung mit Raphael und Sangallo den Bau der Peterskirche dirigirt hatte.

Die große Menge der Brücken, wodurch die Inseln zusammengehangen werden, sind alle von einem Bogen und ohne Geländer. Es ist merkwürdig, daß demungeachtet es sehr selten ist, daß Personen ins Wasser fallen. Dieses kommt vorzüglich daher, weil die Venetianer, so wie die Italiener überhaupt, der Trunkenheit sehr wenig ergeben sind. Ein Umstand, der in dieser Stadt zu bewundern ist, wo die Einwohner so vielen andern Zeitvertreibs beraubt sind. Es giebt hier erwachsene Personen, die in ihrem Leben kein Pferd gesehn haben. Indessen sind einige hier, die in Reitställen gebraucht werden. Leute, die nie auf dem festen Lande gewesen sind, haben keine Begriffe von Kutschen, Lastwagen, Karren, Pflugscharen, Gärten und hundert andern Dingen, die von der Cultur eines Volks ganz unzertrennlich zu seyn scheinen. Alles dieses ist sonderbar und auszeichnend, und würde in einem wahren

Freyheitssitze die außerordentlichsten Wirkungen hervorbringen.

Die Republik hat in einem kleinen Bezirk sehr ansehnliche Städte, als Padua, Verona, Vincenza, Bergamo und Brescia. Padua, eine Stadt, die viele Jahrhunderte lang wegen ihrer Macht und als ein Sitz der Gelehrsamkeit berühmt war, stellt jezt dem Reisenden ein trauriges Bild der Vergänglichkeit dar. Die Armuth dieser so großen Stadt ist über alle Vorstellung. Hin und wieder sieht man prächtige Kirchen und Paläste, als Denkmäler des vormaligen Flors; allein diese liegen entweder in Feldern, oder stecken in engen, krummen und kothigen Straßen, wo alle Kunst eines Palladio gleichsam verloren ist, die dieser große Baumeister hier vorzüglich gezeigt hat. In diesen dunkeln Straßen sieht man die armseligen Einwohner in Lumpen gekleidet, bleich und abgezehrt, die, Gespenstern ähnlich, in diesen Gemäuern zu spucken scheinen. Hiezu kommt die Tracht, da Männer und Weiber in abscheulichen Mänteln eingehüllt sind, die Menge der Mönche, die man in ganzen Gruppen sieht, und die vielen Klöster, die unaufhörlich durch ihr trauriges Geläute die Ohren betäuben; kurz, lauter Dinge, welche die Menschheit herabwürdigen und die Freuden des Lebens verscheuchen. Die Unwissenheit hat daher auch in dieser sogenannten gelehrten Stadt ihren

Haupt-

Hauptsitz, obgleich sie noch immer ihren alten Beynamen *la dotta* führt. Der Aberglaube ist selbst in Neapel nicht stärker als hier, wo die Einwohner das Grab des heiligen Antonius beständig vor Augen haben. Die Ehrerbietung für diesen Heiligen ist so groß, daß man ihn ausschließungsweise den Heiligen (il santo) nennt. Die ihm gewidmete Kirche ist eine der prächtigsten in Italien, und von dem berühmten Nicola von Pisa erbaut. Vorzüglich merkwürdig sind darin die überaus schönen Basreliefs, die größtentheils von Nicola selbst sind, und die Wunder des Heiligen vorstellen, wobey denn auch seine den Fischen gehaltene Predigt nicht vergessen worden ist. So außerordentlich aber auch die Armuth der Stadt ist, so unermeßlich sind doch die Reichthümer, die bey dem Grabe dieses Heiligen ganz unsinnig verschwendet worden sind, und welche diejenigen weit übertreffen, die man in Prag und Neapel bey den Gräbern des heiligen Nepomuks und des heiligen Januarius sieht.

Es herrscht in Padua ein sehr sonderbarer Gebrauch, der auch in einigen andern Städten der Lombardey statt findet. Wenn jemand seine Schulden nicht bezahlen kann, und so arm ist, daß er nicht fünf Lire im Vermögen hat, so hängt es von dem Schuldner ab, sich durch eine förmliche gerichtliche Erklärung dieser großen Armuth von

allen Ansprüchen seiner Gläubiger zu befreyen. Allein mit dieser Erklärung ist eine Ceremonie verbunden, die so schimpflich ist, daß dieses Hülfsmittel höchstselten gebraucht wird. Der Schuldner muß sich nämlich auf einen Stein vor dem Rathhause mit dem bloßen Hintern setzen, und sich in dieser Stellung eine Stunde lang von dem Volke begaffen lassen, bey welcher Scene die Sbirren präsidiren. Die mit dieser Ceremonie verknüpfte Infamie, die so groß ist, als wenn jemand in Deutschland gebrandmarkt wird, verursacht die Seltenheit dieser Farçen, die sonst in einer so armen Stadt, wie Padua, täglich gesehn werden, und folglich alle Wirkung verlieren würden.

Vincenza ist die Vaterstadt des Palladio, die er auch mit prächtigen Gebäuden zierte. Kein Denkmal ist aber von ihm merkwürdiger als das olympische Theater, das er hier auf Ansuchen einer gelehrten Gesellschaft erbaute, welche den Namen der olympischen angenommen hatte, und ein Modell von den Theatern der Alten zu haben wünschte. Palladio nahm das Theater des Marcellus in Rom zum Muster, und führte seine Unternehmung vortreflich aus: unglücklicherweise aber starb er, ehe das Gebäude ganz vollendet, und die nöthigen Zierrathen angebracht waren. Dieses übernahm Scamozzi, der aber sehr unschicklich dabey verfahren ist. Dennoch ist es jezt die größte Zierde

der

der Stadt. Palladio commentirte den Vitruvius, den Cäsar und auch den Polybius. Diese Werke sind aber nie gedruckt worden, und liegen wahrscheinlich noch in irgend einer Büchersammlung vergraben.

So klein der venetianische Staat ist, so wird doch, ihn zu regieren, alles angewandt, was nur die feinste Staatskunst erfinden kann. Nahe an einander liegende Städte werden von der Regierung auf eine äußerst verschiedene Weise behandelt; eine Politik, wovon man in keinem andern europäischen Staate ähnliche Beyspiele findet. Vincenza und Bergamo, wovon sich erstere freywillig der Republik ergeben hat, und leztere von unruhigen und verzweifelten Leuten bewohnt wird, welche die geschicktesten Banditen in Italien sind, werden sehr gelinde behandelt. Diese immerfort dauernde Erkenntlichkeit gegen Vincenza macht dem Senat Ehre; auch ist unter allen Städten diese der Regierung am meisten ergeben. In Ansehung der Stadt Bergamo ist es nicht Großmuth, sondern Furcht. Die Lage des Orts, der Charakter seiner Einwohner, die man oft in Haufen bewaffnet auf der Landstraße mit Contrebande antrifft, machen diese Nachsicht eines unmächtigen Staats nothwendig. Eben diese Nachsicht hat man auch mit der Stadt Brescia, wegen der Lage an der mailändischen Gränze. Verona aber wird

ganz anders behandelt, da man weiß, daß diese Stadt gar nicht venetianisch gesinnt ist, sondern lieber die Oberherrschaft des österreichischen Hauses wünschet, dessen Staaten ans veronesische Gebiet gränzen. Die unweit von hier gelegene kleine kaiserliche Stadt Roveredo, die einen blühenden Handel hat, erregt beständig bey den Veronesern die Idee, was ihre große Stadt unter diesem Zepter seyn könnte, und rechtfertigt noch mehr ihre Abneigung gegen ihre aristokratische Regierung. Daher wird auch ohne Nachsicht gegen sie verfahren, als gegen eine Stadt, von der die Dauer des Besitzes ungewiß ist.

Man gab hier dem Kaiser im Jahre 1771 bey seiner Durchreise ein Fest, welches das einzige in seiner Art war, und ihn außerordentlich überraschte. Es war zwar nur ein Stiergefecht, allein es wurde im alten römischen Amphitheater gehalten, dessen Inneres, wie bekannt, noch ganz die alte Structur hat, und sorgfältig unterhalten wird. Man nennt es hier Arena. Von allen römischen Alterthümern, deren Reste man noch in so vielen Ländern sieht, hat nichts der Zeit so sehr widerstanden, als dieses merkwürdige Gebäude. Die Form desselben ist oval, und überhaupt ist die Bauart im Geschmack des Colisenms in Rom. Die Länge ist 464, und die Breite 367 Fuß. Es faßt 22000 Zuschauer.

Der

Der Kaiser hatte dieß Amphitheater schon mit Bewunderung gesehn, als er vom Gouverneur der Stadt zum Schauspiel dahin eingeladen ward, dessen Einrichtung aber man für den Monarchen ganz geheim hielt. Man führte ihn zum Eingange, der eben nicht außerordentlich vom Volke berennt war, er ahndete also nichts ungewöhnliches. Er stieg die alten römischen Gänge hinauf: auf einmal kam er durch eine Oeffnung zu seinem Sitze, und erblickte nun in diesem engen Bezirke alle Einwohner der Stadt und der benachbarten Dörfer, die das Amphitheater von oben bis unten angefüllt hatten, und die sich sogleich erhoben und ihn mit Händeklatschen empfingen; ein Anblick, der den Kaiser ganz außer sich sezte.

Von allen Städten des venetianischen Gebiets aber fühlt Padua, dessen elender Zustand oben beschrieben ist, das Unglück einer harten Regierung am meisten. Die stärksten Auflagen, die strengsten Gesetze, unerbittliche Strafen bey kleinen Vergehungen, und Verhinderung aller Maaßregeln, die zum Wohl des Orts gereichen. Daher die unbeschreibliche Armuth einer Stadt, die an Größe wenigen in Italien nachsteht, und eine Bevölkerung von vierzigtausend Seelen hat. Auf solche Art rächt sich Venedig für alle Unruhen und Gefahren, die Padua, als es einst blühend und unabhängig war, ihr so viele Jahrhunderte lang verursachte.

Bey

Bey der jetzigen europäischen Staatsverfassung kommt die Republik Venedig in keine Betrachtung, und ihre so lang erhaltene Unabhängigkeit beruht blos auf der Enthaltsamkeit ihres mächtigen Nachbars, in dessen Händen ihr Schicksal ist.

Vierter Abschnitt.

Mailand. Sitten der Mailänder. Adel. Liebe zum Landleben. Neues Theater. Domkirche. Der heilige Karl Borromeo. Sardinischer Hof. Adel. Charakter der Piemonteser. Flor von Piemont. Staatsverwaltung. Nizza. Militärverfassung des Sardinischen Staats. Truppen-Parallele. Einkünfte des Königs. Parma. Piacenza. Ferrara. Bologna. Seltenheit des Diebstahls in Italien und dessen Ursache. Bolognesischer Adel. Universität. Der Fluß Rubicon. Ancona. Loretto. Heiliges Haus. Religionsschwärmerey einer großen deutschen Fürstin.

Kein Theil von Italien sieht einem Garten so ähnlich, als die Lombardey. Dieses schöne Land ist am meisten bevölkert, und am besten angebaut. Mailand ist darin die größte Stadt, so wie sie auch nach Rom die größte in Italien ist. Indessen ist sie, nach Verhältniß ihrer Größe, nicht stark bevölkert. Diese Stadt hat von den ältesten Zeiten her das Loos gehabt, unaufhörlich ihre Herren zu wechseln. Die Sitten der verschiedenen Beherrscher haben auf die Sitten der Einwohner gewirkt, daher diese sich auch von allen andern Italienern auszeichnen. Was bey einzelen Personen kaum merklich ist, wird hier im Ganzen auffallend. Die Spanier haben hier eine gewisse Grandezza

hinter sich gelassen, die besonders dem Adel eigen ist. Die Franzosen, durch ihre beständigen Kriege in diesem Lande, haben den steifen italienischen Gesellschaftston bey den Mailändern gemildert, den Umgang mit dem Frauenzimmer befördert, und überhaupt einen gewissen Grad von Geselligkeit eingeführt, die in ganz Italien nicht so wie hier herrscht. Den Oesterreichern haben die Mailänder hingegen die bey ihren italienischen Landsleuten unbekannte Gastfreyheit zu verdanken, die aus Wien, dem größten Sitze dieser gesellschaftlichen Tugend, hieher kam; auch kann man die hier herrschende Gutherzigkeit vielleicht als ein Erbtheil von den Deutschen betrachten.

Unter der weisen Administration des vortreflichen Grafen von Firmian wurde sehr viel Gutes bewirkt. Er hatte eine sehr ausgedehnte Gewalt, die nie ein Minister besser benutzte. Der stolze Adel selbst war mit seinem Betragen zufrieden, und schätzte ihn hoch. Dieser Adel ist sehr zahlreich und reich; auch liebt er den Pomp außerordentlich, welchen er in prächtigen Kutschen, vielen Pferden und Laufern zeigt. Diese leztern halten Mailand für die hohe Schule ihrer Kunst, daher von hier aus nicht allein ein großer Theil von Italien, sondern auch die südlichen Provinzen Deutschlands mit Laufern versorgt werden. Der Lohn dieser Geschöpfe an diesem ihrem Stapelplaz ist natürlich

türlich wegen der Menge geringe, deswegen halten auch einzele Edelleute deren drey, viere, auch mehrere. Ihr Hauptgeschäft ist, ihre Herrschaften nach dem Corso zu begleiten; ein Spazierplaz, woselbst sich der Adel täglich bey gutem Wetter gegen Abend einfindet, nicht um daselbst spazieren zu gehen, sondern in Kutschen auf und nieder zu fahren. Keine Conversation findet statt, außer auf einen Augenblick, wenn sich die Wagen einander begegnen. Die einzige Absicht dieser Spazierfahrer ist zu sehen, oder vielmehr gesehen zu werden. Diese abgeschmackte Ergötzlichkeit ist allen großen Städten in Italien gemein.

Sonst zeichnet sich der mailändische Adel noch durch die Liebe zum Landleben aus; denn im Sommer verlassen die vornehmen Familien ihre Hauptstadt, und bringen den größten Theil dieser Jahreszeit und den ganzen Herbst auf ihren schönen Landsitzen zu, die fast alle in einem reizenden District, Monte di Brianza genannt, liegen. Ein Theil dieser Landhäuser führt den Namen Capucinas, weil sie nach dem Muster der Capucinerklöster erbaut sind, und viele kleine zellenförmigen Zimmer für die Wohnung der besuchenden Freunde haben, die sich zahlreich einfinden, von einer Capucina zur andern herumschwärmen, und die Gastfreiheit benutzen.

Man

Man hat in Mailand ein neues Theater erbaut, das nur vor wenig Jahren fertig geworden ist, und für das größte und schönste in Italien gehalten wird. Es hat aber den kleinen Fehler, daß man wegen der Größe in der Entfernung nichts sehen und nichts hören kann. Die Logen des Adels sind so groß, daß man sie für Zimmer ansehen könnte; überdem sind sie alle prächtig möblirt mit kostbaren Tapeten, Wandleuchtern, Spiegeln und Sophas, nach dem Geschmack der Eigenthümer; welche Verschiedenheit eine sehr schöne Wirkung thut. Eine jede Loge hat ein daran stoßendes Cabinet, manche auch zwey zum Abtreten. Man hat für alle Bedürfnisse sehr sinnreich gesorgt, und nicht allein die Thüren, sondern auch die Oefnungen gegen dem Theater zu werden nach geendigter Vorstellung mit Schlössern verwahrt. Für das Eigenthumsrecht einer solchen Loge sind bey Erbauung dieses Theaters zwey-, drey-, auch viertausend Scudi bezahlt worden. Dagegen aber ist das Abonnement geringe. Ich sah in diesem Schauspielhause die schönste und prächtigste Theaterverzierung, die mir je in Italien zu Gesichte gekommen ist. Sie gehörte zu einem Ballet, Cleopatra betitelt, worin nicht getanzt, sondern gesprungen wurde. Nie hab ich eine so elende pantomimische Vorstellung eines heroischen Sujets gesehn, als diese. Es war die größte Parodie auf die in der Geschichte so berühmte Begebenheit, welche der

Cleo-

Cleopatra und dem Antonius den Tod, und der Welt einen neuen Beherrscher verschaffte. Der Decorateur hatte indessen alle Kunst angewandt, den Zuschauer in die unterirdischen Gewölbe von Alexandria zu versetzen, und es war ihm bis zur Bewunderung gelungen. Die Grimassen der Springer aber vernichteten die kurze Täuschung, die bey einem guten und wohlvorgestellten Trauerspiele fortdauernd und hinreißend gewesen seyn würde.

Die so sehr gepriesene Domkirche hat wenig Auffallendes. Eine große Menge Statuen und ein Reichthum von Marmor ist das vorzüglichste an derselben. Wie bekannt, wird daran beständig gebaut, und zwar mehr das Eingefallene wieder herzustellen, als den Bau zu vollenden. Man führt Vermächtnisse, Clausuln und andere Gründe zur Rechtfertigung dieser architektonischen Farçe an, die so lange dauern wird, bis ein Machtspruch endlich dem Spiele ein Ende macht. Das Innere dieser Kirche, oder vielmehr das Gebäude, so wie es jezt dasteht, wurde bereits im funfzehnten Jahrhundert durch Cezariani geendigt, nachdem der berühmte Baumeister Bramante, Lehrer des großen Raphaels, den Bau untersucht hatte.

Der Schutzpatron von Mailand ist der heilige Karl Borromeo. Wenn einer aus der ganzen Legende Achtung verdient, so ist es gewiß dieser Hei-

lige, der, außer seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch ein thätiges Leben voller Wohlthaten, die man noch empfindet, auf die Verehrung seiner Landsleute ein gegründetes Recht hat. Seine Reichthümer sezten ihn in den Stand, viele Stiftungen zu machen, und überhaupt viel Gutes zu bewirken. Er wurde bereits in einem Alter von zweyundzwanzig Jahren Erzbischof, und starb sechsundvierzig Jahr alt. Dieser Todesfall erfüllte ganz Mailand mit Verzweiflung. Der Ruf des Verstorbenen, das Flehen seiner hinterlassenen Mitbürger, seine vornehme Familie, deren Reichthümer wahrscheinlich hiebey nicht müßig lagen, alles dieß bewog den römischen Hof, dießmal die so lange hergebrachte Gewohnheit bey Seite zu setzen, vermöge welcher die Canonisation eines Heiligen erst nach funfzig Jahren geschehen kann. Sie geschah dießmal nach dreißig. Die Mutter des Heiligen, eine Dame in sehr hohem Alter, lebte noch, und genoß eines Vergnügens, das noch nie einem christlichen Weibe zu Theil worden war, nämlich ihren Sohn in allen Kirchen verehrt, und alle Knie vor seinem Bilde gebeugt zu sehen.

Man fand hier in einer Privatbibliothek 1756 die Werke des Bramante in Manuscript, die dieser berühmte Mann über die Baukunst, Malerey und die Künste überhaupt geschrieben hat. Sie sind in italienischer Sprache gedruckt, ich zweifle aber sehr, daß sie ins Deutsche übersezt sind.

Der

* * *

Der Sardinische Hof genießt seit langer Zeit den Ruhm, sowohl in der Staatskunst, als im Finanzfach und in der Militärverfassung, ein Muster zu seyn. In der That ist die durch alle Künste der Politik erworbene Krone und das respektable Ansehn, worein sich dieser kleine Staat gesezt hat und noch erhält, ein Beweis einer vortreflichen Staatskunst. Zu dem System derselben waren durchaus viele Truppen nöthig, und diese zu unterhalten, sezte eine wohlgeordnete Staatswirthschaft voraus, die man hier auch findet. Der König ist selbst ein großer Oekonom: alles an seinem Hofe sogar wird mit einer ausnehmenden Sparsamkeit verwaltet. In keiner großen Stadt in Italien ist der Adel so arm wie hier, daher er auch mit geringen Besoldungen zufrieden ist. Diese sind selbst den Ministern an auswärtigen Höfen sehr sparsam zugemessen, wie denn z. B. die sardinischen Gesandten in Holland und Genua jährlich nach deutschem Gelde nur dreytausend Reichsthaler haben.

Kein Edelmann darf reisen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs; diese muß er auch haben, wenn er andern Mächten dienen will. Allein Geld außerhalb Landes zu leihen, ist durchaus verboten. Der Adel ist hier käuflich, so wie in ganz Italien. Wenn ein Fremder sich in diesem Lande etabliren will, so muß er sich förmlich

naturalisiren lassen, und den Eid der Treue schwören.

Der Charakter der Piemonteser zeichnet sich durch eine den Italienern ungewöhnliche Ernsthaftigkeit aus. Es ist merkwürdig, daß Piemont weder in alten noch in neuern Zeiten, so weit die Jahrbücher des Landes reichen, einen Dichter erzeugt hat; auch nie ist ein Improvisatore in diesem Lande geboren worden. Ja man wirft den Piemontesern vor, daß sie bey den schönsten Gemälden des Ariost und Tasso unempfindlich sind, die andere Italiener in Entzücken setzen. Indessen haben sie einige Wissenschaften mit gutem Erfolg bearbeitet, als die Mathematik, Medizin und Rechtsgelehrsamkeit. Ihre Künstler aber können sich nicht mit denen in andern Provinzen Italiens messen; dagegen werden die Piemonteser für die feinsten Spieler in Europa gehalten.

Da der Adel hier arm ist, und eine Abneigung gegen Wissenschaften hat, so drängt sich jeder Edelmann zu Kriegsdiensten. Diese ihre Unwissenheit geht so weit, daß man nur wenige findet, die das eigentliche italienisch, und noch weit wenigere, die lateinisch verstehen. Die andern Stände folgen diesem Beyspiele, daher die Bigotterie in keiner Provinz Italiens stärker ist, als hier. Sonst gehört noch zum Charakter dieser Nation, daß sie

große

große Verehrer der Franzosen, dagegen geschworne Feinde der Genueser sind, und alle andre Italiener verachten, die ihnen dafür nichts schuldig bleiben.

Die Piemonteser werden übrigens für die italienischen Gasconier gehalten. Es ist wahr, daß sie einen zu hohen Werth auf ihre sonst wohlgegründeten Vorzüge legen. Ihr Land ist in grösserm Flor, als irgend eines in Italien, so wie sie auch alle andern Nationen dieses Erdraums an Thätigkeit und Industrie übertreffen. Ein gleiches gilt von der guten Ordnung, die in allen Theilen der Staatsverwaltung herrscht; ja selbst die Polizey, die fast allenthalben in Italien schlecht ist, zeichnet sich hier aus, ob man gleich noch viele wesentliche Dinge vermißt. So ist z. B. die Hauptstadt selbst nicht des Nachts erleuchtet, und andere Dinge mehr. Indessen fehlt es nicht an der jenseit der Alpen so seltenen Reinlichkeit, wovon der König in seinem Palaste das Beyspiel giebt. Da Regelmäßigkeit in diesem Lande gleichsam einheimisch ist, so ist auch die Residenzstadt in ihrer Bauart ein Muster derselben, das man aber glücklicherweise nirgends nachahmt; denn die große Einförmigkeit ist zwar anfangs auffallend, ermüdet aber bald. In der Po-Straße z. B. die zu den besten in Turin gehört, sind alle Häuser von einerley Höhe, wodurch alle Annehmlichkeit fürs Auge verloren geht.

Der Flor von Piemont beruht vorzüglich auf dem Seidenhandel. Die Engländer allein holen jährlich für zweymalhunderttausend Pfund Sterl. Seide aus diesem Lande, und zwar größtentheils für baares Geld, da auf die englischen Manufakturwaaren hier so hohe Zölle gelegt sind, daß man sie nicht viel besser als für ein gänzliches Verbot ansehen kann. Sollten die Engländer einst einen bessern Markt zum Einkauf dieser Waare finden, so würde nicht allein der piemontesische Handel einen tödtlichen Stoß leiden, sondern der Flor des Landes überhaupt mit einemmale aufhören.

Die Tabaksmanufakturen gehören hier dem Könige, daher der Tabak sehr theuer verkauft wird, und die grausamsten Gesetze wider die Schleichhändler Statt haben. Wer heimlich mit diesem Bedürfniß handelt, wird lebenslang auf die Galeeren geschmiedet.

Obgleich die Staatsverwaltung in diesem Lande, in Rücksicht auf andre italienische Provinzen, auszeichnend ist, so sind öffentliche Anstalten, die viel Geld kosten, hier doch sehr selten. Wenn man z. B. eine Brücke über den Fluß Var baute, und von Nizza nach Genua eine Landstraße anlegte, so würden die Reisenden nicht nöthig haben die Alpen zu passiren, sondern von Frankreich aus lieber diesen weit bequemern Weg nehmen, und Nizza noch mehr in Flor bringen.

Diese

Diese Stadt wird sehr stark von den Engländern besucht, deren Aufenthalt, nächst dem Handel, ihr bester Nahrungszweig ist; dennoch wird gar nicht für die Bequemlichkeit dieser Geld bringenden Ausländer gesorgt, die hier zu halben, ja ganzen Jahren wegen ihrer Gesundheit bleiben: sie finden nirgends in Privathäusern möblirte Zimmer, und sind daher genöthigt, ganze Häuser zu miethen, wo es an allem fehlt. Das hiesige schöne Clima kömmt großentheils von den ans Meer gränzenden Alpen her, die hier ein Amphitheater bilden, die Stadt und das dazu gehörige Land umringen, und die Nordwinde abhalten.

Unweit Nizza fiel 1744 ein Treffen vor, zwischen den vereinigten französischen und spanischen Armeen, und einem großen Corps sardinischer Truppen, das auf steilen Anhöhen postirt stand. Die Verbündeten wurden mit einem Verluste von viertausend Mann zurückgeschlagen. Da die piemontesischen Bauern die Todten begruben, fand man eine große Menge spanischer Soldaten, die beschnitten waren, wodurch die Sage bestätigt wird, daß Spanien noch voller heimlichen Juden ist, die sich häufig unter allen Volksklassen befinden, und blos wegen der Inquisition die christliche Larve tragen.

Man hat gewöhnlich von der Macht dieses Staats sehr unrichtige Begriffe, und unsere Zei-

tungsschreiber ermangeln nie, wenn von Allianzen die Rede ist, den König von Sardinien mit hinein zu flechten, um das Gleichgewicht von Europa zu erhalten; ein Fürst, der, ohne Subsidien zu bekommen, nach hinreichender Besetzung aller seiner Festungen, nur wenige tausend Mann ins Feld stellen kann. Dieses kommt von dem nicht allein in Deutschland, sondern auch fast durchaus herrschenden Vorurtheile her, daß nämlich die Truppen des Königs von Sardinien vortreflich wären. Ein deutscher sachkundiger Beobachter aber wird sie im Wesentlichen eben nicht viel besser als alle andre italienische finden. Sie zeichnen sich nicht aus, weder durch einen martialischen Geist, noch durch hohe Begriffe von Ehre, die selbst, wenn sie überspannt sind, hier eher nutzen als schaden, noch weniger durch ihre Kriegsübungen und Kenntniß der Taktik, sondern blos durch das Aeußere. Es herrscht bey ihnen eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit, wovon die andern Truppen in Italien nichts wissen. Hiezu kommt ein richtiger Sold. Die vielen Festungen in Piemont veranlassen schlechterdings eine Art von Ordnung beym Militärdienste, die bey vielen Reisenden die vortheilhaftesten Begriffe von ihrer Kriegskunst erzeigt haben, zumal in Vergleich mit ihren Nachbarn; desgleichen verursacht diese Menge Festungen, daß sich mancher Offizier auf die Befestigungskunst legt, und sich darin auszeichnet. Alles

les dieses aber macht die hiesigen Truppen, ob man ihnen gleich Muth nicht absprechen kann, doch noch nicht vortreflich, daher die ganze jezt nicht viel über zwanzigtausend Mann betragende sardinische Armee in freyem Felde gegen eine Berliner Wachtparade wohl nicht lange aushalten dürfte.

Manche haben den Ausdruck von der Berliner Wachtparade für eine Hyperbel gehalten. Es würde unanständig für einen Schriftsteller seyn, der nach Wahrheit in seinen Urtheilen strebt, wenn er bey einer ernsthaften Materie, da von einem ansehnlichen Staat die Rede ist, sich zu dessen Verkleinerung figürlicher Ausdrücke bedienen wollte. Ich erkläre also hiemit, obige Worte nach genauer Ueberlegung niedergeschrieben zu haben. Nur muß man sich dabey von einer Berliner Wachtparade bestimmte Begriffe formiren. Sie besteht in einem großen Theile der zahlreichsten Garnison in Europa, und wird täglich in viele abgesonderte Haufen versammelt. Diese Haufen stellen vereinigt ein beträchtliches Corps dar, das schon allein, in Verhältniß seiner Anzahl, in den vorigen Jahrhunderten das Schicksal ganzer Provinzen auf dem Schlachtfelde hätte entscheiden können. Die Garnison selbst aber enthält auszeichnende Regimenter derjenigen Truppen, die alle Nationen einstimmig für die besten Krieger in der Welt halten. Einige dieser Regimenter, worunter auch

dasjenige ist, wobey ich die Ehre gehabt habe zu dienen, sind nicht allein wegen einem seltenen Grad von Disciplin und kriegerischem Muth berühmt, sondern würden auch, ohne die Schlacht bey Hochkirch, wo die Preußen mehr durch die Macht combinirter Unfälle, als durch die Tapferkeit des Feindes zum Weichen gebracht wurden, und wo ihr vortreflicher Rückzug einen Sieg werth war, noch bis auf den heutigen Tag im eigentlichsten Verstande unüberwindlich genannt werden können. Nie waren sie sonst Theilnehmer an einer verlornen Schlacht, wohl aber an den zahlreichen, für die preußischen Truppen und ihre Feldherren so ehrenvollen Siegen. Viele charakteristische Züge edler preußischer Krieger sind unbekannt, so würdig sie auch sind für die Bewunderung künftiger Zeitalter aufbehalten zu werden, wo der deutsche Patriotismus vielleicht mehr wie jezt gelten wird. Ich weiß deren manche, die, gehörig dargestellt, auch nach Jahrhunderten in der Geschichte glänzen würden, da sie ganz den altrömischen Stempel haben; ich würde es aber einem Patrioten aus mancherley Ursachen verdenken, wenn er sie niederschreiben wollte.

So viel zu meiner Rechtfertigung, daß ich die wohlgeordnete, aber im Kriege jezt ungeübte, und mancher militärischen Kenntnisse mangelnde Armee des Königs von Sardinien nicht vorsezlich unter

ter ihrem Werthe herabgewürdigt habe. Dieser Monarch ist jedoch ein wichtiger Bundsgenosse für jeden Fürsten, der genöthigt ist im nordlichen Theile von Italien Krieg zu führen; er ist, ungeachtet seines kleinen Heers, wegen der vielen festen Oerter nicht leicht zu bezwingen, ja diese Festungen, welche dem Sieger oft alle im freyen Felde erkämpften Vortheile vereiteln, sind es eigentlich, die den König von Sardinien zur furchtbarsten Macht in Italien machen, welches aber in der politischen Waagschale von Europa wenig sagen will. So gering übrigens die Anzahl der sardinischen Truppen ist, so zählte man doch dabey vor vier Jahren siebenzig Generals.

Der königliche Titel, wenn er gleich dem Regenten ein höheres Ansehen verschafft, trägt doch zur Vermehrung seiner Macht nicht das geringste bey, weil diese blos auf dem Werthe seiner Staaten beruht. Das Königreich Sardinien bringt dem königlichen Schatze fast gar nichts ein, da dessen geringe Einkünfte kaum für den im Lande befindlichen Civil- und Militär-Etat hinreichen. Eine gleiche Bewandniß hat es mit Savoyen, so daß alles von dem Herzogthume Piemont abhängt; daher man sagen kann, daß hier der Herzog den König ernährt. Die Einkünfte dieses Landes sind zwar sehr beträchtlich; allein nicht so, daß der König auf dem politischen Theater von Europa für sich eine Rolle spie-

len kann. Ueberhaupt sind die königlichen Einkünfte nicht über fünf Millionen Reichsthaler, und die Volksmenge in Piemont beträgt nicht völlig funfzehnhunderttausend Seelen.

* * *

Die der ganzen Lombardey eigene Fruchtbarkeit trifft man auch in den Herzogthümern Parma und Piacenza an, welche im Mittelpunkte dieses Landes liegen. Indessen ist hier weder die Bevölkerung noch die Industrie sehr groß, desto häufiger aber das spanische Geld. Das Auszeichnende von Parma sind die Meisterstücke des Corregio, die hier Kirchen und Paläste zieren. Stolz auf die Werke dieses großen Künstlers, sucht man in dieser Stadt eben nicht durch andere Künste zu glänzen, wie denn die Baukunst hier ungemein vernachläßigt wird. Wenn man das Alter der Stadt, ihre Größe, Volksmenge, und daß sie die Residenz eines Fürsten ist, in Erwägung zieht, so erstaunt man, hier so wenig schöne Paläste und Kirchen zu finden, die doch in Italien so häufig sind.

Das so berühmte große Opernhaus allhier ist das Studium aller Baumeister, weil es die ganz besondere Eigenschaft hat, daß selbst die in der größten Entfernung dieses ungeheuern Umfangs ge-

gesprochene Worte allenthalben sehr genau verstanden werden. Die uns noch ziemlich unbekannten Gesetze des Schalles haben dem Baumeister dieses Schauspielhauses nicht zur Richtschnur dienen können, daher man füglich annehmen kann, daß eine noch nicht entdeckte zufällige Ursache diese Wirkung hervorgebracht habe. Der preußische Oberste von Knobelsdorf, der das Opernhaus in Berlin gebaut hat, vorher aber eine Reise nach Italien that, hielt sich lange in Parma auf, um die Verhältnisse dieses Theaters zu studieren. Es ist unstreitig das größte in ganz Europa; der zu den Vorstellungen erfoderliche außerordentliche Aufwand aber ist Ursache, daß seit mehr als vierzig Jahren nicht darauf gespielt wird.

Was Parma an Werken der Baukunst fehlt, ist hingegen in dem so wenig bevölkerten Piacenza im Ueberfluß zu finden. Sie ist unstreitig die schönste Stadt in der ganzen Lombardey. Man glaubt nicht eine Provinzialstadt, sondern die Residenz eines großen Monarchen zu sehen. Allenthalben wird man Spuren der Kunst- und Prachtliebe des Farnesischen Hauses gewahr, das hier mit königlichem Glanz residirte. Man sieht hier lange, große und breite Straßen mit herrlichen Palästen und öffentlichen Gebäuden angefüllt, desgleichen Plätze mit schönen Springbrunnen geziert. Auf dem vornehmsten Platze der Stadt stehen zwey

Statuen

Statuen zu Pferde, des berühmten Feldherrn Alexander Farnese und seines Sohns Ranuccio, die von allen Kennern unter die vortreflichsten Werke dieser Gattung gerechnet werden. Auch die Kirchen sind mit Kunstarbeiten großer Meister angefüllt, der Carrache, Guerchino und anderer.

Nahe bey dieser Stadt war es, wo der berühmte Kardinal Alberoni seine leztern Lebensjahre in der Stille zubrachte, nachdem er eine so glänzende Rolle in Europa gespielt hatte.

* * *

Man erschrickt, wenn man aus den Städten der Lombardey nach der dem Pabst gehörigen Stadt Ferrara kommt. Es hat an diesem großen und wohlgebauten Orte das Ansehen, als ob die Pest darin aufgeräumt hätte. Es fehlt nicht an schönen Palästen und prächtigen öffentlichen Gebäuden, aber alles ist öde. Man sollte über das Stadtthor die Inschrift setzen: Diese Stadt ist zu vermiethen. Die Geschichte lehrt uns, daß der Ort ehemals eine große Anzahl Einwohner hatte, jezt aber hat er nur Gebäude. Man sieht keine Menschen, und hunderte von Häusern stehen leer; ein stärkerer Beweis von den traurigen Folgen einer schlechten Regierung ist schwer zu finden. Auch

halten

halten sich Reisende gewöhnlich hier gar nicht lange auf, sondern eilen fort, sobald sie bey dem hier befindlichen Grabe Ariosts dem Andenken dieses unsterblichen Dichters ihre Verehrung gezollt haben, dessen Roland noch jezt von allen Zungen ertönt. Tasso schrieb auch an diesem Orte sein vortrefliches Gedicht, daher das jezt so tief gesunkene Ferrara sich einer Ehre rühmen kann, die noch keiner Stadt je zu Theil ward; daß nämlich in ihren Mauern zwey so außerordentliche und für die Ewigkeit bestimmte Dichterwerke verfertigt wurden.

Die Einwohner, selbst der niedrigsten Volksklassen, haben die Freyheit Degen zu tragen. Dieses Vorrecht hat alle Handwerksgesellen dahin vermocht, sich in der Fechtkunst zu üben, daher auch alle benachbarte Provinzen mit Fechtmeistern aus Ferrara versehn werden.

Das unweit davon gelegene Bologna hingegen ist in einem weit bessern Zustande, weil die Regierung hier nicht ganz päbstlich ist. Diese große und volkreiche Stadt hat das Auszeichnende, daß sie die einzige in ganz Europa ist, welche unter einem souveränen Fürsten die republikanische Regierungsform behauptet *). In der That ist die Macht

*) Daß man Neuchatel hier nicht in Vergleichung bringen könne, wird jeder einräumen, dem die Verfassung dieses Fürstenthums bekannt ist.

Macht des Legaten, der hier als päbstlicher Statthalter mit vieler Pracht residirt, eine Leibwache, ja eine ganze Hofstaat unterhält, sehr eingeschränkt, weil fast alles vom Senat abhängt. Dieser hält sogar in Rom selbst beständig einen Gesandten, der großentheils dieselben Vorrechte allda hat wie die Minister großer Mächte, an denen er sich auch anschließt. Die Lage der Stadt Bologna, und ihre weite Entfernung vom Kirchenstaate, sind Ursache, daß man sie im Genuß der alten Freyheit läßt, die man unfähig seyn würde ihr mit Gewalt zu nehmen, so wenig als Ferrara zu behaupten, wenn das Haus Este seine so wohl gegründeten Ansprüche auf dieses Herzogthum hervorsuchen wollte.

Der Adel ist hier sehr zahlreich, woran die vielen Päbste Ursache sind, die Bologneser waren, und Fürsten, Marchesen und Grafen aus ihrem Geburtsorte in Menge creirten. In wenig Städten in Europa lebt man so ausschweifend. Man kann wohl sagen, daß Bologna der Wohnsitz der sinnlichen Lüste, der Musik und der Andacht ist; denn diese leztere, mit dem Aberglauben gepaart, trennt sich in Italien nie von einem zügellosen Leben. Jede Straßenecke hat hier einen Altar, jeder Altar ein Bild, und jedes Bild thut sein Wunder.

Sowohl hier als in vielen andern Städten der Lombardey herrscht die Gewohnheit, daß durch alle

Straßen

Straßen auf beiden Seiten bedeckte Porticos gebaut sind, die zwar wider den Regen und die Sonne schützen, aber auch vielen Nachtheil erzeugen. Sie entstellen die Straßen und machen sie enge, verbergen die schönen Werke der Baukunst, die für den Anblick gleichsam verloren sind, und verursachen, daß man das Steinpflaster in der Mitte ganz vernachläßigt, das mit einem ewigen Koth angefüllt ist. Ueberdem sind diese Porticos bey Nachtzeiten in nicht erleuchteten Städten sehr gefährlich. In der Dunkelheit, worin die Menschen hier herumtappen, haben die Räuber und Mörder freyes Spiel. Die ersten sind jedoch weit seltener als die leztern. Ich habe mich bemüht, davon die Ursache aufzufinden, weil dieses der Fall in ganz Italien ist; einem Lande, wo die Armuth so drückend ist, und wo man sogar Banditen für eine Kleinigkeit erkaufen kann. Die Ursache ist wohl keine andere, als daß Diebe und Räuber von ihren Beichtvätern zur Wiedererstattung des Entwendeten strenge angehalten werden, und ihnen bis dahin die Absolution versagt wird, dahingegen der Mörder, er mag mit dem Tode, oder mit den Galeeren, oder auch gar nicht gestraft werden, solche ohne Anstand in der besten Form erhält.

Bologna hat einen großen Schatz an kostbaren Schildereyen und andern Kunstwerken; indessen sieht man unter den Palästen und Kirchen allhier

wenig Auszeichnendes. Die besten der leztern sind in Vergleich mit denen zu Rom, Florenz, Genua und Venedig schlecht zu nennen; wobey ich allein die Kirche des heiligen Petronius ausnehme, worin die berühmte Mittagslinie des Cassini befindlich ist, die man in der Mitte dieses Jahrhunderts wieder erneuert hat. Bologna ist der Sammelplaz aller italienischen Tonkünstler, Kastraten und Schauspieler, die Engagements suchen; sie finden sich hier ein, weil man aus allen Ländern sich nach dieser Stadt wendet, um solche Personen zu verschreiben; eben so wie Leipzig der Stapelplaz für Hofmeister des deutschen Reichs ist: daher sind auch die musikalischen Feste in den Kirchen hier sehr häufig, so wie die Schauspiele in Bologna zu den besten in Italien gehören, und überdem die wohlfeilsten in ganz Europa sind.

Bologna rühmt sich die älteste Universität in Europa zu seyn, und größere Gelehrten zu besitzen, als Padua, Pavia, Pisa und Sienna, welches ich dahin gestellt seyn lasse; auch die bessern Volksklassen haben den Ruf, sich mehr mit Büchern zu beschäftigen, als es sonst in Italien gewöhnlich ist. Den größten litterarischen Glanz in unsern Tagen erhielt Bologna durch die drey Schwestern Zanotti, die sämtlich Dichterinnen waren, und durch die berühmte Laura Bassi, die im achtzehnten

Jahre

Jahre den Doctorhut empfing und Collegia las *).

Das sogenannte bolognesische Institut, das in Italien bis zum Himmel erhoben wird, ist eine überaus große Sammlung von allen zu einer jeden Wissenschaft und Kunst gehörigen Dingen, die hier vereinigt zu finden sind. Es ist gleichsam eine sinnliche Encyklopädie. Die Bibliothek enthält seltene Sachen; unter den vorzüglichsten rechnet man eine Anzahl Foliantenbände, die Naturgeschichte betreffend, worin die Produkte der drey Naturreiche mit Farben vortreflich gemalt sind. Zu dem Institut gehört ferner ein Naturalienkabinet, eine Kunstkammer, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater, Kunstmodelle aller Arten u. s. w. Alles dieses macht, weil es hier zusammen gefunden wird, und nicht wie sonst in der übrigen Welt abgesondert ist, ein auffallendes Ganze aus, dessen Theile aber eben nicht viel Auszeichnendes haben, sondern größtentheils zu den Alltagsgegenständen großer Residenzstädte gehören. Es ist daher sehr füglich mit dem Arsenal von Venedig zu vergleichen, wovon ich im zweiten Abschnitte dieses Bandes geredt habe, das auch blos wegen der Vereinigung der mannichfaltigen

*) In Deutschland hat man ähnliche Beyspiele erlebt. Das lezte Frauenzimmer, die zum Doctor der Arzneygelahrheit öffentlich creirt wurde, war Madame Erleben.

Kriegsbedürfnisse den großen Ruf erhalten hat. Der unbefangene Beobachter läßt sich jedoch hiedurch nicht irre machen, sondern zergliedert die Gegenstände, wie sie sich darstellen.

Der Pabst Lambertini, ein Bologneser, der 1758 starb, ist der Stifter dieses Instituts; er sparte dabey weder Geld noch Mühe: es sollte vorzüglich dienen, der hiesigen Universität nicht allein aufzuhelfen, sondern ihr eigentlich einen ganz außerordentlichen Flor zu geben. Des Pabsts Absichten waren freylich recht gut; allein es gehört etwas mehr dazu, Kenntnisse zu verbreiten, oder vielmehr solche dahin zu pflanzen, wo keine sind: denn wie ein witziger neuerer Schriftsteller bey einer schicklichen Gelegenheit sehr richtig bemerkt, so ist es mit dem Baume des Erkenntnisses und dessen Wachsthum ganz anders beschaffen, als mit den Bäumen in einem Lustgarten. Hier in Bologna ist dieses äußere Gepränge ein wahres Kinderspiel; auch sind aus diesem scientifisch-trojanischen Pferde noch keine Weisen herausgegangen.

Derin der römischen Geschichte so berühmte Fluß Rubicon läuft hier zwischen den Städten Ravenna und Rimini; sein jetziger Name aber ist Pisatello.

Ancona würde unter einer weisen Regierung die größte Handelsstadt in Italien seyn, so wie sie ehemals

ehemals zu den vornehmsten in Europa gehörte. Man sieht jedoch noch viele Spuren ihrer vorigen Wichtigkeit, und einen nicht unbeträchtlichen Handel, der nur in Vergleich mit ihrem vormaligen Zustande gering ist. Dieß ist die einzige Stadt im Kirchenstaat, wo man eine Anzahl Manufakturen und Fabriken findet. Ueberhaupt wird man hier eine Industrie und Thätigkeit gewahr, die im südlichen Italien unbekannt ist. Der Adel schämt sich hier nicht merkantilische Gewerbe zu treiben, daher denn auch die vornehmsten Familien des Landes zu gleicher Zeit die größten Kaufmannshäuser formiren. Sogar die Juden, die in Rom selbst arm sind, und wie im Kerker leben, sind hier reich, und genießen große Freyheiten. Diese der päbstlichen Schatzkammer so vortheilhafte Industrie ist die Frucht des Entschlusses, Ancona zu einem Freyhafen zu erklären, welches vor ungefähr funfzig Jahren geschah. Man sieht hier noch viele Alterthümer, worunter vorzüglich der vom Trajan im Hafen aufgeführte marmorne Damm befindlich ist, in dessen Mitte der bekannte Triumphbogen dieses Kaisers steht, den man ziemlich wohl erhalten hat.

Loretto stellt das sonderbare Schauspiel einer ansehnlichen Stadt dar, die sich ganz vom Aberglauben nährt. Die erstaunliche Menge Pilger und Reisende, die das heilige Haus besuchen, die

vielen Reliquienhändler, die Rosenkranz- und Scapulierkrämer u. s. w. verschaffen den dürftigen Einwohnern dieser Stadt Subsistenz, die sonst mitten unter den hier aufgehäuften Reichthümern verhungern würden. Man hat hier auch viele Buden, worin man Marienbilder und Schaumünzen verkauft, die, nach dem Wahn der Andächtler, durch die Berührung des heiligen Hauses einen besondern Werth erhalten haben. Ich will hier keine Beschreibung dieses sogenannten Heiligthums machen, das bekannt genug ist, sowohl als die zum Besuch gehörige Ceremonien der Andächtigen, die alle auf den Knien herum rutschen; ein Anblick, der reisenden Protestanten außerordentlich auffällt. Diese guten Leute werden indessen für ihre beschwerliche Mühwaltung durch die angenehmen andächtigen Empfindungen belohnt, die in ihnen das heilige Haus erweckt, welche oft in Freudenthränen ausbrechen, wovon freylich der bloße Beobachter nichts weiß.

Eine große deutsche Fürstin, die Italien vor ungefähr vierzehn Jahren besuchte, bekam auch bey dem Besuche dieses heiligen Hauses eine Anwandlung von mystischen Empfindungen, und äusserte solche gegen ihre Begleiterin, eine deutsche Dame von vielem Verstande, die kein so heiliges Gefühl hatte, und der daher die mit den Ausdünstungen vieler Menschen und dem Dampfe zahlreicher

reicher Lampen beschwängerte Luft in einem engen Loche gar nicht behagte. Die Fürstin nährte ihren frommen Glauben an diesem heiligen Hause, und da sie einige Jahre hernach einen Beinschaden bekam, so wurden nebst den Pflastern auch Bilderchen auf die Wunde gelegt, welche durch die Berührung des heiligen Schorsteins in Loretto wunderbare Kräfte haben sollten.

Die Schätze werden in einem großen und prächtigen Saale in Schränken aufbewahrt. Obgleich man mit Grunde voraussetzen kann, daß viele von den hieher geschenkten kostbaren Edelsteinen mit kluger Vorsicht ausgetauscht worden sind; so formiren dennoch die Menge der wahrhaft guten Kleinodien, nebst den erstaunlichen Reichthümern an Gold und Silber, einen überaus großen Schatz, der vielleicht der größte ist, den die Andacht je auf unserer Erde zusammengehäuft hat. Es würde klugen und entschlossenen Kapern gar nicht schwer fallen, diese Reichthümer abzuholen. Es ist in der That unbegreiflich, daß die barbarischen Corsaren keine Versuche dieser Art gemacht haben. Die Stadt ist mit fünfhundert Mann elender Truppen besezt, die auf keine Vertheidigung vorbereitet sind, und deren Widerstand, wenn der Angriff in der Nacht geschähe, vollends höchst unbedeutend seyn würde. Man hat zwar Anstalten getroffen, in einem solchen Falle durch Signale

das ganze Land in Bewegung zu bringen; allein dieses würde vergeblich seyn, wenn die Unternehmung mit der nöthigen Klugheit und Geschwindigkeit ausgeführt würde. Ich behaupte, daß der glückliche Erfolg sodann nicht fehlen könnte, und daß blos die Erhaltung der Lorettoschen Reichthümer dem Mangel an Länderkenntnissen zuzuschreiben sey, der, wie bekannt, bey diesen unwissenden Seeräubern sehr groß ist. Loretto liegt in einer sehr geringen Entfernung vom Meere, und nichts ist leichter, als am Ufer in bewaffneten Schaluppen zu landen. Fiele es den Engländern je ein, feindselig gegen den römischen Hof zu handeln, so würden ihre Kaper gewiß den Weg zum heiligen Hause finden. Ich gebe zu, daß eine solche Handlung bey allen katholischen Völkern Abscheu gegen die englische Nation einflößen würde: hieran aber dürften sich die Kaper wohl nicht kehren, da der Gegenstand zu groß und zu außerordentlich wäre, um nicht alle andern Betrachtungen zu überwiegen.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Florenz. Adel. Staatsverwaltung. Militärverfassung. Marine. Schauspiele. Sprache. Litteratur. Nationaleinbildung. Künste. Gallerie. Florentinische Wachsarbeiten und anatomische Präparate. Palast Pitti. Oeffentliche Gebäude. Pisa. Domkirche. Hangender Thurm. Heiliger Gottesacker. Grabmahl des Algarotti. Brücke. Bäder. Universität. Sienna. Livorno. Handel. Projekt zur Erbauung des Tempels zu Jerusalem. Russen in Livorno und deren Betragen. Ungedruckte Anekdote, eine außerordentliche Begebenheit betreffend. Quarantaine. Kaffeehäuser. Besondere Gastfreyheit.

Toscana ist unter der jetzigen Regierung das glücklichste Land in Italien. Weise Gesetze, ein blühender Handel, und eine steigende Cultur unter einem schönen Himmel. Es mangelt aber den Toscanern sehr an der gehörigen Kenntniß ihres Glücks. Wie weit läßt ihr Beherrscher selbst die besten der Medicis hinter sich zurück! Hat er gleich nicht ein so glänzendes Gefolge von Künsten, wie Cosmus sie in seinem verewigten Jahrhundert hatte, so übertrifft er ihn doch in seinen ausgebreiteten Kenntnissen und in seiner eifrigen Vorsorge für sein Volk, die bey ihm Leidenschaft ist. Künftige Geschlechter werden erst die Früchte der vortreflichen Anstalten und Verordnungen ärnten,

und in ihren Herzen dem weisen Leopold würdige Denkmäler errichten. Es ist merkwürdig, daß dieser Fürst erst seit einigen Jahren den Werth der schönen Künste kennt und schätzt. Ganz mit der Regierungskunst und den nützlichen Künsten und Wissenschaften beschäftigt, sah er seine herrliche Gallerie mit großer Gleichgültigkeit an. Keine Anstalt zu ihrem Vortheile; ja nicht einmal ein Besuch, außer die ceremonienmäßigen bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste. Diese Kälte machte oft die Kunstliebhaber seufzen, und war für Reisende befremdend. Z. B. die so bewunderte Gruppe der Niobe mit ihren Kindern, die man 1771 aus dem Palast Medicis in Rom genommen, und nach Florenz gebracht hatte, war viele Jahre im Palast Pitti, in einem schlechten Geräthezimmer, unter unbrauchbaren Mobilien hingestellt, und wartete lange auf einen würdigen Plaz. Endlich ist er ihr zu Theil worden, da sich die Scene für die schönen Künste in Florenz so glücklich verändert hat. Durch erweiterte Kenntnisse hat der Großherzog wahrscheinlich den großen Werth der Künste schätzen lernen, denn er ist seit kurzem ihr eifrigster Beförderer geworden.

Das Vorurtheil, eine außerordentlich schöne Stadt zu sehen, womit ein Reisender gewöhnlich nach Florenz kommt, betrügt diejenigen, die ihre Erwartungen zu hoch gespannt, und andre schöne

Städte

Städte gesehn haben. Unmöglich kann ein unbefangener Mann, der Europa durch gethane Reisen kennt, mit übermäßiger Bewunderung von der Schönheit dieser Stadt reden, die alles Lob verdient, aber doch ihres Gleichen hat. Eine Anzahl schöner Statuen, die in der Stadt zerstreut stehen, und zum Theil sehr unschicklich placirt sind, folglich oft wenig ins Auge fallen, machen doch nicht allein die Schönheit einer Stadt aus. Das so gerühmte Steinpflaster, das aus großen Steinen besteht, ist gut, hat aber bey weitem nicht die Bequemlichkeit der Fußwege in den Straßen zu London, ja es ist nicht besser, als wie man es in Venedig, Genua und andern Städten in Italien sieht. Hier sind keine große und breite Straßen, keine prächtige Plätze, kurz nichts Auffallendes im Aeußern, als einige Paläste und öffentliche Gebäude, die Domkirche, das Batisterio, worin alle Kinder der Stadt getauft werden, verschiedene andere Kirchen, und eine schöne Brücke über den Arno; hiezu kommen die vorbesagten Bildsäulen: alles übrige hat nichts Auszeichnendes. Der große Plaz, wo der alte großherzogliche Palast (*palazzo vechio*) steht, ist der unansehnlichste von allen, obgleich verschiedene schöne Statuen und Gruppen hier angebracht sind, die mit dem schlechten gothischen Palast einen widrigen Contrast machen. Sonst ist der Platz mit gemeinen Häusern und der sogenannten Logia besezt, die zur Zusammenkunft

der

der Kaufleute bestimmt ist. Unter den Arkaden derselben sind einige der vortreflichsten Werke des Meisels aufgestellt. Der Anblick von Florenz ist ebenfalls nicht schön, von welcher Seite man sich auch nähert, so wenig als von den Terrassen des großherzoglichen Gartens, Boboli, wo man die Stadt übersehen kann. Der Prospekt aber von hier in die umliegenden Gegenden, und besonders ins Arnothal ist sehr reizend, wo man eine Menge kleiner Hügel und Weingärten sieht; allein Florenz selbst hat an dieser schönen Aussicht nur geringen Antheil. Dieses also ist das Wunder einer schönen Stadt, von welcher einer ihrer Großherzoge zu sagen pflegte, daß man sie den Fremden nur des Sonntags zeigen sollte. Vielleicht mochte diese Pralerey im sechszehnten Jahrhunderte wohl einigen Grund haben, da außer Italien allenthalben die Künste noch in der Wiege lagen, und selbst die vornehmsten Städte in Europa mit hölzernen Häusern angefüllt waren. Allein die Zeiten haben sich sehr verändert.

Der florentinische Adel ist arm, so reich er auch zu den Zeiten der ersten Medicis war. Damals beschäftigte er sich aber auch noch mit der Handlung, die allein den Staat so empor gebracht hatte. Seit langer Zeit hingegen hat man diese Quelle des Reichthums verachtet, so daß ein florentinischer Edelmann sich zu entehren glauben würde, wenn

er

er das Gewerbe des großen Cosmus treiben sollte, wodurch auch noch der lezte Beherrscher von Toscana sich so ansehnliche Schätze erwarb. Man könnte glauben, daß der reichere Theil dieses Adels wenigstens Gelder zum Handel in Livorno hergeben würde, der so große Vortheile darbietet; allein ein solcher Fall war jedoch vor einigen Jahren noch unerhört, dagegen associirt man sich mit Krämern in Florenz und ist so herablassend, den Wein selbst in Palästen Bouteillenweise zu verkaufen. Die Armuth so vieler edlen Geschlechter verursacht, daß der Aufwand des Adels nicht besonders glänzend ist, dennoch steht er mit den Einkünften in keinem Verhältniß. Es sind daher schon lange Prachtgesetze auf dem Tapet gewesen, und wenn der Grundsatz richtig ist, daß der Luxus einen großen Staat bereichere, aber einen kleinen zu Grunde richte, so kann es nicht fehlen, daß die Abstellung desselben in diesem Lande die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen müsse.

Der Großherzog hat auch, diesem Uebel abzuhelfen, schon 1782 sehr weise Maaßregeln ergriffen. Nicht durch Gesetze, denen man durch List ausgewichen wäre, und die in diesem Fall gewiß fruchtlos gewesen wären, sondern durch eine schriftliche Ermahnung an sein Volk, und durch sein eigen Beyspiel. Niemand wird ihm an seinem Hofe, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, willkommener

ner seyn, als Personen in einem prachtlosen Aufzuge; dieses wird der Maaßstab seyn, wornach er sich bey Besetzung der Stellen und Ehrenämter richten wird. Er empfiehlt den Reichen, ihren Glanz in Aufmunterung der Künste, der Manufakturen, des Ackerbaues, und in wohlthätigen Handlungen zu zeigen. Auch die toscanischen Tribunäle haben weise Verordnungen erhalten, die in Italien eine außerordentliche Erscheinung waren. Der Großherzog empfiehlt besonders den Criminalgerichten, über die Freyheit der Menschen nicht zu leicht zu entscheiden; bey den Verhören Menschlichkeit, und bey den Eiden Behutsamkeit zu zeigen; die Prozesse so sehr als möglich zu beschleunigen; das Elend der Gefangenen in den Kerkern zu mildern, und sie nicht länger, als unumgänglich nöthig ist, darin schmachten zu lassen. Die Jagd hat er auch eingeschränkt, weil er sie für ein barbarisches Vergnügen hält.

Dieser preiswürdige Regent ist unermüdet für das Wohl seiner Unterthanen besorgt. Er befördert den Ackerbau auf allerhand Art, er läßt Kanäle reinigen, Dämme und Landstraßen anlegen, woran es dieser sich sonst so auszeichnenden Provinz noch sehr fehlte. Man arbeitet jezt an einer neuen, die nach Ancona führt, auch wird man nächstens eine andre nach Parma anfangen. Ein sonderbarer Zug von ihm ist, daß er blos von seinen öster-

rei-

reichischen und spanischen Privateinkünften lebt, und die toscanischen Staatseinkünfte allein auf das Beste des Landes verwendet. Diese betragen nach deutschem Gelde ungefähr 2,400,000 Reichsthaler. Die Spielsucht der Italiener macht das Lotto zu einem ansehnlichen Zweige der Revenüen, denn es bringt hier jährlich nicht weniger denn 850,000 Lire, oder 175,555 Reichsthaler dem Staat ein, daher Leopold es nicht wohl abschaffen kann, ohne die Landeseinkünfte beträchtlich zu schwächen, und dafür große Summen dem benachbarten Genua zufließen zu lassen.

Da Toscana jezt keinen Krieg zu befürchten hat, und in einem solchen Fall es wohl an Truppen hier nicht fehlen dürfte, so ist der Militäretat in diesem Staat nur unbedeutend, denn es werden nicht völlig zweytausend Mann Soldaten unterhalten, wobey nur ein einziger General ist. Die Marine besteht nur aus ein paar Corvetten und drey Galleeren zur Beschützung des Hafens. Dagegen hat man vor einigen Jahren fast in allen toscanischen Städten eine Bürgermiliz errichtet, die besonders in Florenz, Pisa, Sienna und Arezzo auf einem guten Fuß ist.

Der Großherzog ist kein besonderer Freund des Theaters, doch liebt er Komödien mehr als Opern, daher auch bisweilen eine französische Schauspielertruppe

truppe hier spielt. Dieses war auch der Fall bey meinem lezten Aufenthalte im Jahre 1780. Die Gesellschaft war nicht schlecht, sondern so gut wie irgend eine in den französischen Provinzen; allein sie spielten vor leeren Bänken, und ohne die Wohlthaten des Fürsten und die Beyträge des Adels, der es Schande halber thun mußte, hätten sie verhungern müssen. Der widersinnige Gebrauch im Opernhause, in den Logen während der Vorstellung Karten zu spielen, herrscht hier so sehr, wie an einem Orte in Italien. Der Lärm, den dieses verursacht, sowohl als die beständigen Besuche aus einer Loge in die andere, vernichten oft das Vergnügen der andern Zuschauer bey den schönsten Arien. Allein sie sind es gewohnt, und eine vorüberrauschende Empfindlichkeit ist alles, was sie bey solcher Gelegenheit äußern. Sonst ist es dem Tone der vornehmsten italienischen Damen überhaupt gemäß, keine Aufmerksamkeit auf das Schauspiel zu zeigen. Dieses überlassen sie dem bürgerlichen Frauenzimmer. Ja einige affektiren die größte Unempfindlichkeit bey den vortreflichsten Arien der besten Sänger, und wählen auch wohl diese Augenblicke, wo alles Ohr ist und die größte Stille herrscht, sich laut zu unterhalten. Nur die Ballette sind der Talisman, der sie aus ihrer Gleichgültigkeit reißt. Dieser Reiz ist unwiderstehlich, und erhält die Aufmerksamkeit, wenn gleich die geschmacklosesten Tänze viele Tage hin-

hinter einander wiederholt werden. Ueberhaupt sind die Italiener in diesem Theile des Schauspiels noch sehr zurück. In ihren Balletten ist Erfindung sowohl, als Anordnung und Ausführung, gleich schlecht. Da die Geberdensprache ohne Karrikatur, nebst allen Talenten, die den großen Schauspieler bilden, in diesem Lande gänzlich unbekannt sind, so kann man auch keinen wahren Ausdruck von den italienischen Tänzern erwarten. Im Komischen sind ihre Geberden Karrikatur, und im Ernsthaften nichts wie Grimassen. Ihre Stärke besteht im Springen und in unanständigen Stellungen; allein man sieht keine Spur von Tanzkunst, wovon Noverre die schöne Theorie gegeben und durch wundervolle Beyspiele bestätigt hat. Diese sogenannten Ballette dauern Stunden lang, und die Italiener können sich nicht satt daran sehen. Es ist Schade, daß man zu diesen Possenspielen oft die prächtigsten Theaterverzierungen machen läßt, die Bewunderung verdienen.

Die Hauptleidenschaft der Florentiner aber ist, so wie in ganz Italien, vorzüglich Gesang und Buffonerien. Sie hassen jede Art von Schauspiel, wobey man denken muß, und nehmen dagegen mit allem vorlieb, was nur ihre groben Sinne rührt. Während meines Aufenthalts allhier sollte die verlassene Dido von Metastasio gegeben werden;

allein die erste Sängerin, welche die Rolle der Dido spielen sollte, erkrankte plözlich; demungeachtet ward diese Oper, wo die Dido als Heldin des Stücks, um welche sich die ganze Maschine wie um den Mittelpunkt herumdreht, ganz unentbehrlich ist, aufgeführt, und zwar viele Tage hinter einander: die Rolle der Dido blieb ganz weg, man sahe also die Dido ohne die Dido. Wenn der Saz jenes Philosophen wahr ist, der behauptete, um ein Volk kennen zu lernen, dürfte man nur dessen Schauspiele beobachten; so kann man wohl keine vortheilhafte Meynung von den Italienern haben.

Zu der Charakteristik der Toscaner gehört ihre Liebe zur Dichtkunst, die schon in den ältesten Zeiten diesem Volke eigen war; auch findet man hier mehr Improvisatoren, oder Stegreifreimer, als in irgend einer andern Provinz Italiens. Das Gedicht des Dante wurde selbst zu Lebzeiten dieses Dichters von dem gemeinen Volke zu Florenz in den Straßen gesungen. Zur Ehre der Toscaner kann man auch sagen, daß sie im Ackerbau größere Fortschritte als alle übrige Italiener gemacht haben.

Die toscanische Sprache, vorzüglich die in Sienna, wird für die beste in Italien gehalten. Da diese Provinz die besten Schriftsteller hervorbrachte,

brachte, und sich am meisten mit Verbesserung der Sprache beschäftigte, so gaben sie bey allen ihren Nachbarn den Ton an. Obgleich man aber den Toscanern in Ansehung der Schreibart gefolgt ist, und sie hierin für die besten Meister hält, so hat man doch ihre affektirte Aussprache ihnen überlassen. Es ist merkwürdig, daß diese eingebildete Schönheit von keiner andern italienischen Provinz nachgeahmt worden ist. Im Gegentheil ist das Sprüchwort bekannt: Lingua Toscana in bocca romana (die toscanische Sprache in einem römischen Munde.) Unter andern Abweichungen in Betracht der Aussprache, sprechen die Toscaner niemals das c aus, sondern verändern es in ein h, z. B. casa, hasa; cavallo, havallo; chiesa, hiesa; u. s. w. Der Ton klingt, als ob der Redende den Zapfen verloren hätte. Diese Affektation ist sehr alt; schon zu Dante's Zeiten war sie bey den Florentinern im Gebrauch, der in seinem berühmten Gedicht sagt, daß die Seelen in der andern Welt hieran sein Vaterland erkannt haben.

Da die Italiener, wie schon oben berührt worden, so wenig auswärtige Länder besuchen, ja sehr selten in benachbarte Provinzen ihrer eigenen Halbinsel reisen, so ist hierin die Ursache der verschiedenen Dialekte zu suchen, die sich nicht allein selbst unter den höhern Volksklassen erhalten, sondern

sogar täglich mehr Consistenz bekommen, da sich Leute finden, die in diesen verworrenen Dialekten Gedichte schreiben. Man hat jezt fünf vollständige Uebersetzungen von Tasso's befreytem Jerusalem, in fünf kauderwelschen Mundarten, nämlich in denen, die man in Venedig, in Bergamo, in Bologna, in Mailand und in Neapel redet; der Komödien zu geschweigen, die man in allen Provinzialsprachen schreibt.

Nirgends hat man so sehr an Verbesserung der Sprache gearbeitet als in Italien, und dennoch kann eine Nation, die so vortrefliche Dichter gehabt hat, keinen einzigen eleganten Prosaisten aufweisen. Man hält sonst den Venetianer Algarotti für das beste Muster in der italienischen Prosa; allein wie tief ist dieser Schriftsteller nicht in seiner Schreibart unter den vortreflichsten Prosaisten Englands, Frankreichs und Deutschlands! Die hiesige Academia della Crusca ist also ein neuer Beweis, wie fruchtlos dergleichen Sprachgesellschaften sind. Sie hat nicht mehr ausgerichtet, als die französische Akademie in Frankreich, und unsere weiland berüchtigte fruchtbringende Gesellschaft.

Es kommen hier viele gelehrte Werke heraus, die aber so pedantisch und geschmacklos sind, als wenn sie nicht im achtzehnten Jahrhunderte, sondern

dern im mittlern Zeitalter geschrieben wären. Auch alte classische Werke werden neu gedruckt, oft mit Commentaren oder Noten, welche die geringe Aufklärung selbst des sich in Italien so auszeichnenden toscanischen Staats unwidersprechlich beweisen. Keine Dichter haben sie jezt gar nicht, wohl aber eine zahllose Menge Sonettenfabrikanten. Ich habe schon im ersten Abschnitte von dem elenden Zustande des hiesigen Buchhandels geredt, der ehemals hier sehr blühend war. Dieser wird wahrscheinlich noch sehr lange so wie er jezt ist bleiben, da man verhältnißweise hier gar nicht liest. Bisweilen erscheinen wohl italienische Bücher in Florenz, Parma rc. mit großer typographischer Schönheit gedruckt, diese sind aber gewöhnlich auf fürstliche Kosten, oder doch durch große fürstliche Unterstützung hervorgebracht, und nichts weniger als Beweise von dem Flor des Buchhandels in diesem Lande, der doch ein unverwerflicher Maaßstab der Cultur einer Nation in unsern Zeiten ist.

Da die Italiener nun weder reisen noch lesen, noch andre europäische Sprachen verstehen, so ist ihr Zurücksinken nicht allein natürlich, sondern es wird auch begreiflich, daß ihnen selbst dieser Zustand verborgen bleibt. Der durch seine Reisen bekannte Irländer Sherlock unternahm es 1777 sie zu belehren. Da er ziemlich wohl die italienische Sprache verstand, so schrieb er in derselben ein

Buch,

Buch, worin er ihre jetzige Litteratur beleuchtete; und ihnen ihre Geschmacklosigkeit und krasse Unwissenheit unleugbar bewies. Die großen Namen Shakspeare, Richardson, Pope und viele andere erschienen hier zum erstenmal mit Lobsprüchen in einem italienischen Buche. Es erregte ganz ausserordentliches Aufsehn; man war aber weit entfernt seine Erinnerungen zu benutzen, vielmehr wurde mit einer beyspiellosen Heftigkeit gegen ihn geschrieben, und er durchaus mit dem Epithet beehrt: il matto Inglese Der sächsische Resident in Rom, Bianconi, war der einzige Italiener, der die Feder zu seiner Vertheidigung ergriff, und Sheriocks Vorwürfe gegründet fand.

Die hohe Meynung von derjenigen Provinz in Italien, worin ein Italiener lebt, geht bis zum Lächerlichen. Ein jeder hält sein eingeschränktes Vaterland für den herrlichsten Erdraum aller Welttheile. Die dazu gehörigen, gegründeten oder eingebildeten, Argumente werden durch die Tradition fortgepflanzt, und beständig im Munde geführt. Dieses ist der Fall von dem Römer an, bis zum Luckeser. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die durch so manchen Vorzug sich auszeichnenden Florentiner, wo möglich, alle andre Italiener in ihren Pralereyen zu übertreffen suchen. Diese finden allenthalben nichts als Barbarey und rohe Lebensart; nur sie allein besitzen alles, haben al-

les

les erfunden und zur Vollkommenheit gebracht. Die großen Männer aller andern Nationen sind, nach ihrer Meynung, tief unter den ihrigen, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr.

Die Florentiner können nicht über Mangel an Aufmunterung klagen, allein unerachtet derselben, und der vielen Hülfsmittel, welche die große Gallerie, die Privatkunstsammlungen, die Bildsäulen auf den Straßen und die Kirchen den Künstlern darbieten, machen dennoch die Künste hier geringe Fortschritte. Nichts ist leichter, als die Erlaubniß zu erhalten, in den Palästen zu zeichnen und vortrefliche Kunstwerke zu kopiren. Die Corridors der großherzoglichen Gallerie, voll antiker Statuen und schöner Gemälde, sind mit arbeitenden Künstlern angefüllt, und den ganzen Tag für jedermann offen. Die einzige Kunst, worin man es hier zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hat, ist die florentinische Mosaik, die den Namen florentinische Arbeit führt, da sie nirgends als hier gemacht wird. So schön indessen der Glanz, so genau die Nachahmung der Natur, und so stark die Wirkung dieser Steingemälde auch ist, so stehen dennoch deren Arbeiter als Künstler in einem sehr niedrigen Range, und werden als bloße Mechaniker angesehn. Sie verfertigen Landschaften, Blumenfrüchte und Seestücke, welche das Auge bezaubern, und kein Pinsel über-

treffen kann. Da diese Arbeiten jedoch überaus theuer sind, so werden blos kleine Stücke davon gemacht; sie würden aber, wenn es verlangt würde, die größten Landschaftsgemälde kopiren können. Die historischen Gemälde sind über die Gränzen dieser Kunst, und nur der römischen Mosaik vorbehalten, die von der florentinischen dadurch verschieden ist, daß bey der ersten blos sehr kleine Steinchen, bey der leztern aber viel größere Steine gebraucht werden, die einige Zoll lang sind.

Die großherzogliche Gallerie ist die größte Zierde von Florenz, und beweist, was eine Reihe kunstliebender Fürsten zusammen zu bringen vermögend sind. Ohne eine besondere Clausul der lezten Prinzessin des mediceischen Hauses, wäre diese herrliche Sammlung bey der Besitznehmung von Toscana des Kaisers Franciscus I. nach Wien gebracht worden, allein so ist alles in Florenz geblieben; ja man hat von der großen Menge silberner und goldner Gefäße aller Arten, die im Palast aufbewahrt werden, und noch von Cosmus II. herrühren, nicht das geringste genommen, so sehr auch diese Schätze dem Wiener Hofe bey den grossen Kriegen nothwendig gewesen wären. Diese prächtige Gallerie ist die einzige in ihrer Art, als ein Ganzes betrachtet, denn nirgends sieht man in einem einzigen Gebäude so viele Kunstwerke aller

Arten

Arten beysammen. Untersucht man aber die Theile derselben, die nicht einzig sind, so wird die Bewunderung etwas herabgestimmt; eine Betrachtung, die von den großen Lobrednern sehr selten gemacht wird. Unter der Sammlung antiker Bildsäulen, so schäzbar sie auch in der That ist, befindet sich doch nur eine einzige Statue vom ersten Range. Dieses ist die mediceische Venus.

Wie wenig ist daher diese Sammlung mit dem Clementinischen Museo zu vergleichen. Ja viele große Kunstkenner ziehen selbst die Antikensammlungen in der Villa Berghese und im Capitolio der florentinischen vor. Dieses gilt auch von den Gemälden, welche sowohl an Kunstwerth als Anzahl vielen Gallerien in Europa nachstehen müssen. Selbst das herrlichste Gemälde in Florenz, die sogenannte *Madonna della sedia* von Raphael, ist nicht in der Gallerie, sondern im Palast Pitti, der Residenz des Großherzogs.

Das einzige, was diese große Kunstsammlung von allen Gallerien in Europa auszeichnet, und nirgends gefunden wird, sind zwey Zimmer mit den Porträts der größten Maler angefüllt, und zwar alle von der eignen Hand der Künstler gemalt. Die Anzahl derselben beläuft sich über zweyhundert. Mengs ist der lezte, der sein Porträt eingeschickt hat; es ist von größerer Form, als irgend

gend eines in der Sammlung, auch hat er selbst dessen Plaz bestimmt. Batroni in Rom ist auch um das seinige ersucht worden; da aber dieser Künstler mehr auf Geld als auf Ruhm sieht, so will er lieber auf die Ehre, sich in Gesellschaft der größten Meister seiner Kunst zu verewigen, Verzicht thun, als etwas umsonst arbeiten. Denn als ich gegen ihn meine Befremdung äußerte, sein Porträt nicht in der Gallerie zu Florenz gefunden zu haben, war seine Antwort: „Ich habe keine „Zeit für solche Arbeit; wenn sie mir es bezahlen, „werde ich es machen!“

Die verstorbene Churfürstin von Sachsen, eine Prinzessin, die sich mit der Dichtkunst, Malerey und Tonkunst zugleich beschäftigte, bot dem Großherzoge bey ihrem Hierseyn auch ihr Porträt zu seiner Sammlung an, und überschickte es nachher aus Deutschland von ihr selbst gemalt; sie paradirt hier nicht als Fürstin, sondern als Malerin, und zwar mit dem Pinsel in der Hand: doch ist der Rahm des Bildes mit einer großen Krone geziert. Zur Gallerie gehört auch eine Sammlung etrurischer und andrer antiken Gefäße, wie auch viele Geräthe der Alten, sehr künstliche Wachsarbeiten u. s. w. Unter diesen Wachsarbeiten befinden sich alle Theile des Körpers anatomisch mit einer großen Täuschung dargestellt, die für Künstler und Wundärzte,

ärzte, ja für jeden denkenden Kopf sehr lehrreich sind *).

Das Kostbarste von Kunstwerken aber befindet sich in der Tribune, die das Allerheiligste dieses Kunsttempels ist. Dieses ist ein sehr zierliches Cabinet von runder oder vielmehr achteckiger Form, mit einer domartigen Decke, wodurch das Licht hinein fällt. Hier sieht man den Ausschuß der Gallerie: die mediceische Venus, nebst fünf andern antiken Statuen, verschiedene Gemälde von Raphael, eine vortrefliche Madonna von Corregio, eine Venus von Titian, und andre mehr. Im Jahre 1780 wurden in der Tribune Bauveränderungen

*) Ein Theil dieser vortreflichen Wachsarbeiten ist kürzlich nach Wien geschafft, und in der dasigen chirurgischen Akademie, mit eben so viel Pracht als Geschmack, aufgestellt worden. Da noch bis jezt von Seiten des Hofes keine Wissenschaft oder Kunst in dieser Kaiserstadt thätige Aufmunterung findet, als die Chirurgie, so erregen die Anstalten zu ihrem Flor destomehr Verwunderung. Einer ihrer vortreflichen Lehrer, der Professor Hunczovsky, hat die florentinische Idee noch weiter und zweckmäßiger ausgedehnt. Er hat nämlich allerhand Glieder des menschlichen Leibes, die mit Wunden und Schäden behaftet waren, in Wachs verfertigt, um es dadurch den Eleven anschauend zu machen, unter welchen Umständen eine Operation vorzunehmen oder zu unterlassen sey. Es ist eine Gallerie von Krankheiten, die durch die große Geschicklichkeit des erfahrnen Meisters das Auge täuschen, und den besten Unterricht gewähren.

rungen gemacht. Dieser Bau betraf blos das Innere der Gallerie, und ward mit dem größten Eifer betrieben. Der Großherzog war oft selbst zugegen, und munterte die Arbeiter auf. Besonders war seine Aufmerksamkeit auf einen großen Saal gerichtet, der für die Gruppe der Niobe bestimmt wurde. Dieser Saal wird einer der prächtigsten in Europa werden. Man hat die ohnehin schon beträchtliche Anzahl der Galleriezimmer durch neue vermehrt, und alle nur einigermaßen vorzügliche Gemälde aus den großherzoglichen Lustschlössern genommen, um sie in der Gallerie aufzuhängen. Da das Graben nach Alterthümern ehemals mit besondern Beschwerlichkeiten verknüpft war, so hat der Großherzog diesen jezt abgeholfen, und den Unternehmern durch ein bestimmtes Gesez alle Aufmunterung gegeben.

Der Palast Pitti ist die Wohnung der großherzoglichen Familie. Er führt den Namen von seinem ersten Besitzer, der ihn im funfzehnten Jahrhundert erbaute, allein durch diese Baukosten zu Grunde gerichtet und gezwungen wurde, ihn wieder zu verkaufen, da ihn denn das mediceische Haus an sich brachte und vergrößerte. Alberti, von einer edlen toscanischen Familie, war Baumeister desselben. Dieser Künstler, der in seinen Werken nach den Grundsätzen Vitruvs verfuhr, und die Denkmäler von Griechenland und Rom unabläßig studierte, war der erste von den Neuern,

der

der über die Baukunst geschrieben hat: desgleichen schrieb er in lateinischer Sprache Abhandlungen über die Malerey und Bildhauerkunst.

Dieser Palast, der auf einer Anhöhe liegt, ist nicht groß, aber schön, prächtig möblirt, und mit herrlichen Frescomalereyen geziert. Die hier befindlichen Gemälde sind in großer Anzahl, und zum Theil schäzbarer als diejenigen, welche man in der Gallerie sieht. Hier ist auch das vorerwähnte nie genug zu preisende Gemälde Raphaels, das unter dem Namen der *Madonna della sedia* bekannt ist, und die heilige Jungfrau mit ihrem Kinde sitzend vorstellt. Es ist nicht über zwanzig Zoll groß, allein wegen der Stärke des Ausdrucks, der in diesem bezaubernden Bilde herrscht, so auszeichnend und auffallend, daß selbst Nichtkenner davon hingerissen werden.

Hinter dem Palast ist der großherzogliche Garten, der größtentheils aus Terrassen besteht, mit vielen Springbrunnen geziert ist, und einen großen Umfang hat. Uebrigens hat dieser Garten nichts prächtiges, und wird auch ziemlich vernachläßigt. Er dient zum Spaziergange für wohlgekleidete Leute. Ich traf hier den Prätendenten an, der sich seit einigen Jahren hier aufhält, und ein sehr einsames Leben führet. Er kommt niemals nach Hofe, und vermeidet auch alle Gesellschaften, weil

er

er auf den königlichen Titel Anspruch macht, den man ihm nicht geben will. Eben dieser unbefriedigte Ehrgeiz trieb ihn aus Rom, wo seine Familie seit so vielen Jahren geliebt und bedauert wurde, und wo sein Bruder, der Kardinal York, noch jezt in großem Ansehn steht. Vor seiner Vermählung waren viele vom römischen Adel so gefällig, ihm den Majestätstitel zu geben, nachdem er aber seine Gemahlin, eine geborne Gräfin von Stollberg, in den Gesellschaften als Königin aufführen wollte, so brachte dieses die römischen Damen auf. Es wiederfuhren ihm verschiedene Kränkungen, worauf er Rom verließ und sich hieher begab.

Die hiesige Domkirche ist außerordentlich auffallend, sowohl ihrer Größe, als auch des farbigen Marmors wegen, womit sie bedeckt ist. Es ist ein würdiges Denkmal der vormaligen republikanischen Herrlichkeit. Dieses gilt auch von dem Taufgebäude, das nahe bey der Domkirche, allein von derselben abgesondert steht. Die Thüren desselben sind von Metall, und in kleine Fächer abgetheilt, worin Begebenheiten aus der biblischen Geschichte, der Kirchenhistorie, und der Legende, auf das vortreflichste mit unnachahmlicher Kunst vorgestellt sind. Michael Angelo bewunderte diese Thüren so sehr, daß er zu sagen pflegte, sie verdienten die Thüren des Paradieses zu seyn. In diesem Gebäude werden alle Kinder aus der Stadt

getauft. Ich erinnere mich nirgends, als in Toscana, dergleichen abgesonderte Taufgebäude gesehn zu haben.

Man kann Pisa nicht ohne Rührung betrachten. Eine so alte, ehemals so reiche, mächtige und volkreiche Stadt, nunmehr zu dem Grade der Niedrigkeit gesunken, daß sie eine arme Provinzialstadt eines kleinen Staats geworden ist. Der Umfang der Stadt ist sehr beträchtlich, und nimmt noch denselben Raum ein als vormals, da sie der Sitz eines blühenden und kriegerischen Freystaats war; allein die Bevölkerung derselben beträgt nur achtzehntausend Seelen, daher die Straßen leer und öde sind, und auf vielen das Gras wächst. Dieser Mangel an Menschen verursacht, daß einige hundert Häuser hier unbewohnt sind, und die Miethe der bewohnten in einem höchst niedrigen Preise steht. Die Lebensmittel sind hier auch wohlfeil, und der Luxus gering, daher denn viele arme adliche Familien hier wohnen, und den gänzlichen Verfall der Stadt hindern. Dieser Armuth ungeachtet werden das ganze Jahr durch hier Schauspiele gegeben, und im Carneval werden prächtige Opern gespielt. Es war ein sehr glücklicher Zufall für Pisa, daß der Graf Orlow diese Stadt im lezten Türkenkriege zu seinem Hauptquartier erwählte. Da Livorno der einzige Hafen im mittelländischen Meere war, wo die russische Flotte mit

allem

allem versehn werden konnte, so kam sie nach ihren Excursionen und Expeditionen immer wieder dahin zurück. Weil aber wegen der Menge des Adels Pisa dem Grafen besser als Livorno behagte, so ward während dem ganzen Kriege erstere Stadt sein Hauptsitz. Die vornehmsten Offiziers folgten seinem Beyspiele, besonders im Winter. Die Entfernung ist nur zwey deutsche Meilen, daher denn alles hier war, und ein seit Jahrhunderten nicht gesehener Ueberfluß in Pisa herrschte, dessen Folgen die Einwohner noch jezt empfinden.

Pisa ist eine der ältesten Städte in Italien. Schon zu Strabo's Zeiten war sie eine sehr ansehnliche Seestadt. Damals lag sie am Meere, das sich seitdem nach und nach zurückgezogen hat. Diese Abweichung des Meeres ist in Italien fast allen großen Ufern gemein, wo sich die Flüsse in die beiden Meere ergießen, die es umringen. Viele behaupten sogar, daß mit jedem Jahrhundertel die appenninischen Gebirge niedriger würden, und daß durch ihre Erde, die von den Flüssen zum Meere geführt wird, Italien sich allmälig vergrößere.

Wenn man von Massa Carrara, oder der genuesischen Seite, in die Stadt kommt, so stellt sich sogleich der Domplaz dar, der ganz mit Gras bewachsen ist. In der Nähe stehen wenige Häuser,

und

und wenn es nicht ein Feyertag ist, wird man hier keinen Menschen gewahr, so daß man in einen bezauberten Ort zu kommen glaubt; denn die prächtigen Gebäude dieses Platzes formiren eine überaus herrliche Gruppe, und reißen zur Bewunderung hin. Die Domkirche, das Taufgebäude mit seinen metallenen Thüren wie in Florenz, der hangende Thurm, der heilige Gottesacker, *Campo santo*, alles dieses steht mitten im Grase, wie eine Dorfkirche. Die schönsten Zierrathen der Baukunst sind hier bey verschiedenen Gebäuden angebracht, die sowohl Größe als Majestät haben, und der hangende Thurm ist der zierlichste in Italien.

Die Domkirche wurde im Jahre 1016 von Boschetto de Dulichio, einem griechischen Baumeister, fast aus lauter griechischen Trümmern gebaut. Sie ist von innen und außen mit Marmor bedeckt, den die Pisaner zur Zeit ihres großen Handels aus der Levante holten. Sie beschifften damals alle Inseln des mittelländischen Meeres und des Archipelagus, desgleichen die Küsten von Kleinasien, Syrien, Egypten und Afrika. Die Kirche hat hundert große Fenster, die das Innere erleuchten; das Aeußere aber ist mit vielen Säulen und Pilastern geziert. Man hält sie für das schönste Werk der gothischen Baukunst in Italien. Eine große Anzahl Granitsäulen, die dieses herrliche

Gebäude stützen, sind von griechischen Händen nach dem besten Stil verfertigt. Viele derselben sind von einem einzigen Stück Granit, und einige sogar von Porphyr. Von diesem leztern kostbaren Stein ist eine neun Fuß hohe Säule, die man am hohen Altar sieht.

Das Taufgebäude und der hangende Thurm sind auch mit solchen griechischen Ruinen geziert. Es ist kein Zweifel mehr, daß dieser schöne Thurm wirklich gesunken sey. Man hat das lächerliche Vorurtheil, als wenn er so hangend erbaut worden wäre, hinreichend widerlegt; denn man sieht augenscheinlich, daß die untern Pfeiler, wie auch die Schwelle gesunken sind: außerdem würden auch die Pilaster auf der sinkenden Seite kürzer seyn gemacht worden. Er hat sich blos dadurch schon sechshundert Jahr erhalten, daß die Steine so wohlgehauen, und die Materialien außerordentlich gut verbunden sind. Wenn man von dem Gipfel desselben eine perpendikuläre Linie bis zur Erde zieht, so ist der Abstand von dem untersten Theile des Thurms funfzehn Fuß. Der Thurm hat acht Stockwerke und ist 188 Fuß hoch. Man rühmt, daß dieses hangende Gebäude dem großen Galilei die Bequemlichkeit verschafft habe, den Fall der Körper genau zu berechnen.

Der heilige Gottesacker, oder Campo santo, ist ein großes längliches Viereck mit hohen Mauern umge-

umgeben, die von Ghiotto, Ghiottino, Stephano, Buffalmaco und andern berühmten Meistern gemalt sind, die bald nach der Wiederherstellung der Malerey florirten. Die Gegenstände sind alle biblisch. Diese Mauern umschließen ein kleines Feld, dessen Erde alle in der Nähe des heiligen Grabes in Jerusalem ausgegraben worden ist. Dieses geschah zu den Zeiten der Kreuzzüge, an welchen die Pisaner auch Antheil nahmen. Da nun jedermann Reliquien aus Palästina nach Europa brachte, hatten sie den besondern Einfall, durch diese Art von Heiligthum ihre Stadt zu verherrlichen; daher denn ihre Schiffe, die muthige Krieger und Waffen nach dem gelobten Lande führten, anstatt der gehofften Reichthümer verwundete Soldaten und Erde zurückbrachten. In dieser heiligen Erde beygesezt zu werden, ist eine besondre Ehre, die nicht ohne viele Kosten erlangt wird. Das prächtigste Mausoleum in diesem Campo santo ist dem Andenken des Grafen Algarotti gewidmet, der hier 1765 gestorben ist. Der König von Preußen hat es diesem seinen gelehrten Freunde (so wie er auch die Asche des Marquis d' Argens zu Aix in der Provence geehrt hat) errichten lassen, und selbst die Grabschrift gemacht, die in wenig Worten viel, vielleicht zu viel sagt. Man liest hier: Algarotti Ovidii aemulo, Neutoni discipulo, *Fridericus*. Der König hat mit ihm bis an seinen Tod Briefe gewechselt, und

hätte er sich von seiner Krankheit wieder erholt, so würde er seinen königlichen Freund nochmals besucht haben. — Eine Abtheilung auf diesem Gottesacker besteht aus einer besondern Composition Erde, die, wie man versichert, in neun Tagen die Körper verzehrt.

Außer den oben angeführten Werken der Baukunst, besitzt Pisa noch andre schöne öffentliche Gebäude und Paläste. Vorzüglich aber ist hier eine zierliche marmorne Brücke über den Arno zu erwähnen, auf welcher die so bekannten jährlichen Gefechte gehalten wurden, die zum großen Leidwesen des pisanischen Pöbels aller Klassen von dem jetzigen Herzog abgeschafft sind.

Eine halbe Stunde von Pisa sind warme Bäder, die stark von den Italienern besucht werden, besonders seitdem sie vor einiger Zeit auf großherzoglichen Befehl in sehr guten Stand gesezt worden sind. Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen hier, welches man selten in Italien rühmen kann. Der Weg nach diesen Bädern geht bey der prächtigen Wasserleitung vorbey, die ein herrliches Denkmal alter Zeiten ist. Ueberhaupt ist die Gegend bey Pisa sehr reizend, und übertrifft hierin alle Städte in Toscana. So reich dieser Ort indessen an vortreflichen Werken der Baukunst ist, so ist er doch vergleichungsweise arm

an

an schönen Gemälden, und ganz dürftig an antiken Bildsäulen; denn man trifft von diesen leztern auch nicht eine einzige in Pisa an.

Es ist hier auch eine Universität, die ein Observatorium, einen botanischen Garten, ein Naturalienacabinet und eine Menge Professores hat; allein man hört nicht viel von ihren Arbeiten. So gelehrt sie auch in einigen Fächern seyn mögen, so barbarisch unwissend sind sie in allem, was jenseit der Alpen vorgeht. Deutschland besonders ist für sie eine unbekannte Region. Ich habe hier mit einem Bücherschreibenden Professor der Mathematik gesprochen, der nie etwas von Leibnitz und Wolf weder gehört noch gelesen hatte. Diese grobe Unwissenheit herrscht durchaus in Italien, wovon ich unzählige Beyspiele erlebt habe. Die Ursache davon ist größtentheils diese, daß die Italiener die Erlernung andrer europäischer Sprachen ganz vernachläßigen. Selbst die französische wird in keinem einzigen Lande von Europa, Spanien ausgenommen, so wenig wie in Italien erlernt. Unter dreißig Gelehrten findet man kaum einen, der diese Sprache versteht; an andre Sprachen ist gar nicht zu denken. Denn ein Italiener, der, ohne gereist zu seyn, blos aus Liebe zu den Wissenschaften die englische oder deutsche Sprache erlernt, ist ein Phänomen, das man schwerlich in ganz Italien antreffen wird. Sie haben daher nicht den ge-

ringsten Begriff von den Schönheiten der großen englischen Dichter und Prosaisten. Was die deutsche Litteratur betrifft, so kommt sie bey ihnen nicht in die geringste Betrachtung, worüber ein Deutscher sehr artige Complimente allenthalben hören wird, wenn man ihn aus einem andern Lande zu seyn glaubt. Der Versuch des ehrlichen Neapolitaners Bertola, unsre großen Dichter unter dem Titel: Idea della Poesia Allemanna zu übersezen, oder vielmehr zu travestiren, hat auch den Endzweck nicht erreicht, noch erreichen können, und ist daher Makulatur geworden.

Pisa ist indessen beträchtlicher als Sienna, wo auch eine Universität ist. Diese leztere Stadt liegt auf dem Wege von Florenz nach Rom, und wird daher von durchreisenden Fremden stark besucht, die sich aber gewöhnlich hier nicht lange aufhalten. Das hiesige Frauenzimmer ist das schönste in Toscana. Hier ist es, wo man sich rühmt, am besten italienisch zu reden. Ich habe mich schon über diesen Punkt erklärt, und kann durchaus diesem affektirten Dialekt keinen Beyfall geben. Die Prätensionen der Sienneser aber gehen noch weiter; sie wollen auch für die witzigsten in Italien gehalten werden, und bemühen sich daher, ihren Witz in seltsamen Redensarten zu zeigen. Ich sah auf dem öffentlichen Spaziergange einen Cavalier, der zwey Damen führte, diesem begegnete ein fremder

Opern-

Opernsänger, welcher, indem er seine Verbeugung machte, von dem Sienneser folgenden Gegengruß empfing: „Ihr Sklave, Herr Instrumentenbegleiter!“ Dieses Compliment erregte ein Gelächter, wodurch der Virtuose ganz beschämt wurde. Dieß mag zur Probe des siennesischen Witzes dienen. Das Wort Sklave ist indessen in ganz Italien ein nicht ungewöhnlicher Complimentirausdruck. Unsere disseit der Alpen so allgemein gebräuchliche gehorsamste und unterthänigste Diener, schienen den Italienern noch nicht hinreichend genug zu seyn, ihre Unterwürfigkeit auszudrücken; sie nahmen daher zu den Galeeren ihre Zuflucht, und holten von da das Bild, um ihre Höflichkeit zu bezeichnen. Ich enthalte mich aller Reflectionen, die natürlich aus dieser Bemerkung fließen.

Die Stadt Sienna ist groß und wohlgebaut. Ihr Marktplaz, der in einer Tiefe liegt und ein Bassin formirt, ist von außerordentlichem Umfange. Die Bevölkerung ist geringe, und die Armuth hier eben so groß, wo nicht größer, als in Pisa. Von dem ehemaligen Flor sind wenig Ueberreste geblieben. Die Domkirche, die im zwölften Jahrhundert erbaut wurde, ist davon das vornehmste Denkmal, das mit kostbaren Gemälden und andern vortreflichen Kunstwerken pranget. Sie ist ungemein groß, und von außen ganz

mit schwarzem und weißem Marmor bedeckt, welches einen sehr auffallenden Anblick verursacht. Sienna hatte schon im dreyzehnten Jahrhunderte Statuten für seine Maler und Künstler; sie machten eine Gesellschaft aus, und hatten ihren Rector, der in großem Ansehn stand.

Livorno giebt einen überzeugenden Beweis, welche Wunder durch weise politische Anstalten in kurzer Zeit bewirkt werden können. Ein unbedeutender Ort, mitten in einem Lande, das voller Seehafen ist, und überdem in der Nachbarschaft einer sehr reichen Stadt, welche in dem langen Besitz einer ausgebreiteten Handlung war. Wie wenig Wahrscheinlichkeit war hier zu einem schleunigen Flor, und daß man der stolzen Nachbarin in der Handlung den Rang ablaufen würde! Indessen ist es geschehn, und zwar ohne eine außerordentliche politische Revolution. Da Amsterdam seinen Handlungsflor auf den Verfall von Antwerpen gründete, so waren ganz andre wirkende Ursachen vorhanden, als hier zwischen Livorno und Genua. Es ist die einzige Handelsstadt in Italien, deren Flor steigend ist *). Ihre Volksmenge

*) In Triest ist der Handel auch steigend, allein obgleich in dieser Stadt italienisch gesprochen wird, so gehört sie doch, wie bekannt, nicht zu Italien, sondern zu Deutschland.

menge ist schon bis auf fünfundvierzigtausend angewachsen, und vermehrt sich täglich. Von meinem ersten bis zum zweiten Aufenthalte waren sechs Jahre verstrichen, in welchem kurzen Zeitraume sogar der steigende Flor der Stadt sehr merklich war. Als die Genueser Livorno an das Haus Medicis abtraten, war es ein elender und ungesunder Ort, der aber, durch die anwachsende Bevölkerung, diese üble Eigenschaft, zur Verzweiflung seiner ehemaligen Herren, gänzlich verlor.

Da Livorno also eine neue Stadt ist, so muß man hier weder Alterthümer noch neue Werke der Baukunst in prächtigen Kirchen und Palästen suchen, so wenig als Bildergallerien und Statuensammlungen. Dieses ist künftigen Zeiten vorbehalten. Indessen sieht man dafür eine außerordentliche Industrie, Fabriken, Manufakturen und Schiffahrt. Kein Hafen am ganzen mittelländischen Meere, selbst Marseille nicht, wird so stark besucht, als der hiesige. Man sucht auch von Seiten der Regierung alles hervor, die Handlung zu begünstigen. Commerzfreyheit, Traktaten mit den barbarischen Staaten, ostindische Handlung, große Toleranz, und gute merkantilische Gesetze.

Die Juden genießen außerordentliche Freyheiten, auch wimmelt hier alles von diesem Volke. Sie geben sich mit aller Art von Handel ab, be-

sonders haben sie Korallenfabriken hier angelegt, die nicht ihres gleichen in Europa haben. Ein sehr sonderbares Projekt verdient hier erzählt zu werden, um so viel mehr, da an dessen Ausführung wirklich gearbeitet worden ist. Einige deutsche Offiziers, die sich auf der russischen Flotte im lezten Türkenkriege befanden, und den berüchtigten Ali Bey persönlich kennen gelernt hatten, kamen mit verschiedenen hiesigen Juden überein, diesem damals glücklichen Rebellen den Antrag zu thun, für einen gewissen Preis Jerusalem der jüdischen Nation zu überlassen. Diese Stadt war zu der Zeit in seiner Gewalt, und seine Begierde nach Reichthümern unersättlich. Ali Bey willigte ein; allein er foderte sehr große Summen, und Unterstützung von Rußland zu seinen weitern Unternehmungen. Da dem Interesse dieses Staats die Schwächung seines mächtigen Feindes, von welcher Seite sie auch geschah, nicht anders als vortheilhaft seyn konnte, so ward ihm auch unter der Hand Beystand versprochen, und die Juden in Livorno, die bereits glänzende Entwürfe machten, sich mit der Garantie großer Höfe schmeichelten, und vielleicht gar von Aufbauung des Tempels träumten, schrieben an ihre Glaubensgenossen in England und Holland. Die verlangten Summen machten die geringste Schwierigkeit aus, und wer weiß, wie weit es noch mit diesem seltsamen Plane gekommen wäre, wenn nicht der Tod des Ali Bey

dieser

dieser Unterhandlung auf einmal ein Ende gemacht hätte.

Der lange Aufenthalt der russischen Flotte in diesem Hafen, wo sie mit allen Bedürfnissen versehn, und ihre gemachten Prisen hingebracht wurden, verschaffte der Stadt außerordentliche Vortheile, für welche denn manches übersehn werden mußte. Die Russen rechneten auf diese Nachsicht so sehr, daß sie sich Vergehungen erlaubten, die wohl in keinem Lande ungeahndet geblieben wären. Zum Beweis mag folgendes dienen: Der Hund eines russischen Offiziers, der seinem Herrn in die Stadt folgte, verlief sich bey der Thorwache unter die Gewehre, und verursachte einige Unordnung. Es war natürlich, daß die Schildwache dieses Thier verjagte, welches denn auch durch eine unsanfte Bewegung des Fußes geschah. Der Russe, durch diese Behandlung seines Hundes beleidigt, fiel mit seinem Stock über die toscanische Schildwache her, und prügelte erbärmlich darauf los. Das Geschrey des Leidenden sezte die ganze Wache mit ihrem Offizier in Bewegung, der seinen Soldaten der Wuth des Angreifers entziehn wollte, dadurch aber den Zorn des Russen vermehrte, und von ihm auch mit demselben hölzernen Maaße gemessen wurde. Das Sonderbarste bey diesem Vorfall war, daß er keine weitern Folgen hatte.

Eine

Eine weit merkwürdigere Begebenheit aber ereignete sich hier im März 1775. Eine russische Dame von uneheilicher Geburt, aber aus dem durchlauchtigsten Blute dieses Landes, hatte sich zwey Jahre lang in Rom aufgehalten, woselbst sie in der größten Dürftigkeit lebte. In diesem Zustande konnte es ihr wohl nie einfallen, ihre Blicke auf einen Thron zu richten. Sie besaß Klugheit, gute Bildung, und einen sehr sanftmüthigen Charakter. Ihr eingezogenes Leben wurde aber auf einmal durch einen abgeordneten russischen Offizier abgebrochen, der gegen sie mündliche Aeußerungen von einer sehr außerordentlichen Art that, denen er durch das Anerbieten einer ansehnlichen Summe Geldes ein großes Gewicht gab. Dieses lezte Argument that die erwartete Wirkung in ihrer großen Noth. Die Dame ließ sich überreden, und kam im Anfange des Jahrs 1775 nach Pisa, woselbst sich damals der Graf Alexis Orlow befand. Dieser empfing sie wie eine Königin: er begleitete sie allenthalben, und wenn er mit ihr im Schauspielhause war, so begegnete er ihr vor den Augen des ganzen Publikums mit einer Ehrerbietung, die den gesamten Adel in Erstaunen sezte. Niemand konnte ergründen, wer diese unbekannte Dame sey, gegen die der stolze Graf so viel Herablassung bezeige. So dauerte es das Carneval durch. Endlich ward ein Vorschlag gethan, das so nah gelegene Livorno zu besuchen.

Es

Es geschah; man stieg bey dem englischen Consul Dyck ab, und alles war im Wohlleben. Bey der Tafel ward von der Flotte gesprochen, und da die Dame nie ein Kriegsschiff betreten hatte, so schlug sie die Einladung nicht aus, eins zu besehen. Wie wenig argwohnte die Unglückliche ihr Schicksal! Sie steigt mit dem Grafen ins Boot, fährt zu dem bestimmten Schiff, und wird hinein gehoben. Auf einmal verändert sich die Scene. Man kündigt ihr mit verächtlichem Tone ihre Gefangenschaft an, und schließt ihre Hände in Ketten. Das Schiff blieb noch zwey Tage auf der Rhede liegen, um sich zur Reise nach Rußland vorzubereiten. Kein fremdes Boot durfte sich diesem Schiffe nähern; denn die darauf befindlichen Schildwachen drohten Feuer zu geben, wenn man dazu Miene machte. Dieses hinderte aber nicht, daß die zahlreichen Boote der Livorneser nicht nahe genug kamen, um bisweilen den bedauernswürdigen Gegenstand ihrer Neugierde zu sehn; sie war oft am Fenster der Cajüte, wo sich ihre Verzweiflung sichtbar zeigte. Am dritten Tage segelte das Schiff mit seiner Beute ab. Ich traf wenig Tage nachher in Livorno ein, wo die ganze Stadt über diesen Vorfall noch aufgebracht war. Noch mehr aber war es der Hof, der auch seinen Unwillen sehr deutlich zu erkennen gab.

Es war dem Maler Hakert in Rom, einem Brandenburger, aufgetragen worden, die russi-

schen

schen Siege zu malen. Da nun die Verbrennung der türkischen Flotte bey Tschesme die vorzüglichste Kriegsbegebenheit war; so ließ der Graf Orlow, um dieselbe dem Maler desto lebhafter vorzustellen, im Hafen von Livorno ein Schiff anzünden. Dieses war die Ursache, und nicht der lächerliche Bewegungsgrund, der von vielen angeführ wird, daß nämlich der Graf den Herzog von Glocester* mit einem Feuerwerk von einer außerordentlichen Art habe regaliren wollen. Eine Menge Maler aus allen Provinzen von Italien kamen nach Livorno, dieses sonderbare Schauspiel zu sehn. Ob sie etwas mehr als Feuer und Rauch gesehn haben, und ob dieses weite Reisen verdiene, ist die Frage; genug Hakert malte diesen Brand der Flotte, wie auch andre See-Expeditionen der Russen, und wurde von der großen Catharina kaiserlich belohnt.

Obgleich Livorno weder große Paläste noch prächtige Kirchen hat, so fehlt es doch nicht an sehr zierlichen Häusern, die inwendig aufs herrlichste geschmückt sind. Der englische Consul Dyck hat diesen Luxus bis zu einem Grade von Ausschweifung getrieben, der in Italien selbst bey Fürsten unbekannt ist. Sein außerordentlich großes Haus war in Sommer- und Winter-Apartements abgetheilt, dabey jeder Theil, von den Tapeten an bis zu dem kleinsten Geräthe, verschieden, und mit

einer

einer spitzfündigen Wahl für eine gewisse Jahrszeit bestimmt. Dieses Raffinement ist bekanntlich in Frankreich erfunden, und wird auch daselbst wirklich von einigen Großen in Ausübung gebracht; allein bisher ist diese Mode noch wenig in andern Ländern nachgeahmt worden, daher sie beym Ritter Dyck desto auffallender war. Indessen leistete ihm dieser Luxus sehr wesentliche Dienste. Der Graf Orlow wurde davon so eingenommen, daß er sich bey ihm einquartierte, und ihm die Besorgung der Anschaffung der Bedürfnisse für die russische Flotte übertrug. Dieses überaus wichtige Geschäft war in den Händen eines deutschen Negocianten, Namens Frank, dessen Handlungshaus das ansehnlichste in Livorno, und dem der Graf besondre Verbindlichkeit schuldig war. Er hatte auch sein schönes Haus angeboten, allein da unglücklicherweise die Distinction der Sommer- und Winterzimmer daselbst fehlte, so ward jenes vorgezogen, und dieser Wahl folgten auch die Geschäfte, welche der Engländer so wohl verstand, daß er nach einer genauen Berechnung über eine Million Zechinen dabey gewonnen hat. Man glaubte den hintangesezten Frank damit zu entschädigen, daß er vom russischen Hofe zum Generalconsul in Italien mit einem grossen Gehalt ernannt wurde. Er verbat aber diesen Posten unter dem Vorwande überhäufter Geschäfte. Die Kaiserin indeß, die seine wichtigen Dienste nicht unbelohnt lassen wollte,

wollte, gab ihm ansehnliche Handelsprivilegien, die seine Schiffe in allen russischen Häfen genießen.

Der große Handel nach der Levante und den barbarischen Seehäfen verursacht, daß man hier eine strenge Quarantaine halten muß. Niemand darf hierin auf Nachsicht hoffen; denn weder Rang, Ehrenwort, noch alle Anzeichen einer guten Gesundheit kommen hiebey in Betrachtung. Diese Quarantaine geschieht in gewissen hiezu errichteten Gebäuden, die unweit dem Hafen liegen. Die Zeit des Aufenthalts ist sehr verschieden, da die Oerter, wo man herkommt, und die Gesundheitspässe die Dauer bestimmen. Alle Gunst, die man dem Grafen Orlow hierin wiederfahren ließ, der dieses Experiment oft machen mußte, war, ihm für seine Person ein paar Tage von der festgesezten Zeit nachzulassen. Die Seefahrer scheuen die langen Quarantainen außerordentlich; sie wenden daher alle Künste an, dieses Urtheil zu vermeiden. Wenn ein aus der Levante kommendes Schiff den bestimmten Hafen in der Ferne erblickt, geräth alles in Bewegung. Jedermann muß sich reinigen und putzen, auch werden die starken Getränke nicht gespart, um der Schiffsequipage ein munteres und lebhaftes Ansehn zu verschaffen. Die Kranken müssen die Hängematten verlassen und sich gesund stellen. Sind aber ihre Krank-

heiten

heiten zweydeutig, so sezt man sie bisweilen des Nachts am Lande aus, noch ehe man den Hafen erreicht. Ich weiß, daß ein Kriegsschiff im Jahre 1774 dieses Manöver gemacht hat. Es hatte zwey Kranken am Bord, deren körperlicher Zustand den Schiffswundärzten unerklärbar schien. Da sie Italiener und des Landes kundig waren, brachte man sie zur Nachtzeit ans Ufer. Das Schiff sezte indessen seine Fahrt nach Livorno fort; man bekümmerte sich nicht weiter um diese Leute, von denen man auch nie etwas weiter gehört hat. Die Entdeckung würde ihr Leben in Gefahr gebracht haben; hierin sind die Gesetze äußerst streng, und in der That ist dieß der beste Theil der italienischen Polizey. Sogar das kleinste Fahrzeug, das in einen Hafen einlaufen will, wenn es gleich nur wenige Meilen von einem benachbarten italienischen Ufer kommt, muß sich erst bey den Gesundheitscommissarien legitimiren, bevor es dazu die Erlaubniß erhält.

Die Kaffeehäuser in Livorno sind die schönsten in Europa. Nichts übertrifft ihre geschmackvolle Verzierungen; allenthalben sind Spiegelgläser angebracht, und des Abends sind sie so außerordentlich erleuchtet, als ob man ein Fest feyern wollte. Die Gastfreyheit, welche die Livorneser so wenig wie die andern Italiener kennen, wird hier vollends durch einen sonderbaren Gebrauch ver-

spottet, der einer reichen Handelsstadt keine Ehre macht. Ein jeder Fremde nämlich, der kein Italiener ist, muß im Schauspielhause bey seinem Eintritt doppelt bezahlen. Widersezt sich der Fremde dieser inhospitablen Verordnung, so wird ihm der Eingang verwehrt. Ist Sprache, Anstand und Kleidung völlig italienisch, und man kennt ihn nicht, so wird er für einfache Bezahlung hereingelassen; allein im Fall der Entdeckung sezt er sich einer Beschimpfung aus. Wenn man auch diesen niederträchtigen Gebrauch damit beschönigen wollte, daß die Theaterlustbarkeiten hier vorzüglich für die Livorneser bestimmt wären, die zu allen Zeiten dazu beytrügen, und man daher, mit Hintansetzung aller üblichen Höflichkeit, blos auf ihren Vortheil Rücksicht genommen hätte; so könnte man doch fragen, ob denn die Mailänder, Genueser und Römer in diesem Betracht nicht eben sowohl Fremde in Livorno wären, als der Deutsche und Engländer? oder ob die Ultramontaner allein Fremde in dieser Stadt sind; mit welchem leztern Worte, im Vorbeygehn gesagt, unsre witzigen Nachbarn jenseit des Rheins genau denselben Begriff verbinden, den die Griechen und Römer bey dem Worte Barbar dachten. Dem sey wie ihm wolle, so ist dieser abgeschmackte Gebrauch blos der Stadt Livorno eigen, und ist ungeachtet aller Finanzspeculationen noch nirgends nachgeahmt worden.

Sechs-

Sechster Abschnitt.

Genua. Regierung. Charakter der Genueser. Staatsökonomie. Handel. Capitalien Parallele zwischen Genua und Hamburg. Oekonomie. Sparsamkeit. Wissenschaften und Künste. Werke der Baukunst. Frauenzimmer. Sprache. Große Unwissenheit. Andachtsübungen. Brüderschaften. Feyerlichkeit mit der Asche des heiligen Johannes. Staatsverfassung. Adel. Befreyung von Genua durch den Pöbel 1746. Landtruppen und Marine. Hafen. Sich selbst verkaufende Galeerensklaven. Handelsgeschäfte der genuesischen Edeln. Clifford. Bank von Genua. Lummerzbedrückung. St. Remo. Noli. Assemblieen. Cicisbeat. Lucca.

Die ehemals so mächtige Republik Genua, die sogar eine Vorstadt von Constantinopel besaß, und den Venetianern selbst in ihren Lagunen Schrecken einjagte, ist nun zu einem Grade von Niedrigkeit herabgesunken, wo ihre Ohnmacht sich von allen Seiten zeigt, und die Dauer ihrer Existenz als Freystaat sehr zweifelhaft macht. Es war eine betrübte Nothwendigkeit, Corsica an Frankreich zu überlassen. Die Truppen der Republik waren nicht hinreichend, diese Insel gegen die tapfern Einwohner derselben zu vertheidigen, die wider die Tyranney fochten. Nach den sichersten Rechnungen kostete diese Eroberung Frankreich

zwanzigtausend Mann und sechzig Millionen Livres, wofür denn dieser Krone endlich eine kleine Insel, die ungefähr 124000 Einwohner hat, zu Theil wurde. Man würde sagen können, daß die Genueser durch die Abtretung derselben eher gewonnen als verloren hätten, wenn Corsica nicht der Stadt Genua wegen der Lebensmittel höchst nöthig wäre. Diese werden seit der französischen Herrschaft nicht mehr dahin gebracht. Geschieht es auch zuweilen, so ist es zu solchen Preisen, welche der gemeine Mann in Genua nicht bezahlen kann. Dieser Theurung wegen, deren Ende nicht zu erwarten ist, herrscht unter dem Volke eine Unzufriedenheit mit der Regierung, die sich in lautem Murren zeigt. Es ist merkwürdig, daß in diesem Falle, so wie in vielen andern, die Republiken von Genua und Venedig vollkommen contrastiren. In Venedig ist, wie bekannt, die Zunge gefesselt, hier aber läßt man selbst den heftigsten Ausbrüchen und Klagen freyen Lauf, ohne es zu ahnden. Geschieht diese Nachsicht aus angenommenen politischen Grundsätzen, so möchte man fast den für die Menschheit so nachtheiligen Satz behaupten, daß, zur Beherrschung der Völker, die Strenge der Gelindigkeit vorzuziehen sey. Denn die Unzufriedenheit des Volks mit der Regierung erweckt Abneigung gegen den Staat selbst, welches hier wirklich der Fall ist, dahingegen die Venetianer ungeachtet der Strenge, womit sie behandelt werden,

den, an ihre Republik mit der größten Zuneigung gekettet sind.

Die Dolchstiche, und oft sogar Ermordungen, werden mit dieser nämlichen Nachsicht behandelt; denn selbst die obrigkeitlichen Personen fürchten solche Anfälle. Ich war Zeuge einer Unterredung, die zwischen einem Handwerksgesellen und dem General der Republik, (der durch einen andern Contrast mit Venedig, allemal ein Senator ist, da es in Venedig durchaus ein Fremder und ein wirklicher Soldat seyn muß,) im Palast des Doge vorfiel. Der Bruder dieses Menschen war in Verhaft gezogen worden, und zwar wegen eines Staatsverbrechens, an dem er unschuldig zu seyn vorgab. Jener verlangte daher seine Loslassung in peremtorischen Ausdrücken, und drohte widrigenfalls sich zu rächen. Mein Erstaunen überstieg alles, da dieses verwegene Betragen, an einem solchen Orte, und in Gegenwart von mehr als hundert Personen, von dem General mit einer Nachsicht und Herablassung erwiedert wurde, die bey solchen Vorfällen das sicherste Kennzeichen einer schwachen Regierung ist. Er gab sich alle Mühe, ihn zufrieden zu stellen, und widerrief auf der Stelle das vorher gegebene Verbot, dem zu folge niemand zu dem Verbrecher gelassen werden sollte.

Man hat ein altes Sprüchwort, das die Nachbarn der Genueser beständig anführen. „Ein

„Meer ohne Fische, Berge ohne Waldungen, „Männer ohne Redlichkeit, und Weiber ohne „Scham.“ Man würde aber Unrecht thun, die Bewohner darnach mit aller Strenge zu beurtheilen, obgleich in solchen durchaus angenommenen Volksredensarten großentheils Wahrheit liegt. Sie haben dazu nicht wenig Veranlassung gegeben, und geben sie noch. Der Geist des Wuchers, der die Männer beseelt, verursacht, daß sie sich manches erlauben, wodurch Treue und Glauben verletzt wird; auch ist er die Ursache, daß sie sich weniger um ihre Weiber bekümmern, und ihnen große Freyheiten gestatten, welche diese denn auch zu nutzen wissen, und also das Sprüchwort einigermaßen rechtfertigen.

Die Genueser besitzen mehr Verschlagenheit und Industrie, als die andern Italiener. Dieses kommt von der Unfruchtbarkeit ihres Landes her, das von allen benachbarten schönen Ländern durch eine stiefmütterliche Natur ausgezeichnet ist. Diesem Mangel suchen sie durch Thätigkeit und Anstrengung ihrer Geisteskräfte abzuhelfen, und es ist ihnen auch von jeher ungemein wohl gelungen; denn eben so war der Charakter der alten Ligurier, die ehemals dieses Land bewohnten. Wie sehr dieser Mangel die Industrie allenthalben befördert, so wie sie der Ueberfluß erstickt, wird ein Reisender durch sehr sonderbare Beyspiele belehrt. Man vergleiche

gleiche nur das sumpfige und morastige Erdreich Hollands mit den paradiesischen Gefilden von Neapolis. Diese größere Industrie der Genueser, der daraus entstehende Wucher, und verschiedene Eigenheiten ihrer Denk- und Handlungsart, verursachen, daß sie nicht allein von ihren Nachbarn, sondern von allen italienischen Völkerschaften überhaupt gehaßt werden.

Durch eine besondere Verfeinerung der Staatswirthschaft, die man an andern Orten zum Theil, nirgends aber ganz nachgeahmt hat, treibt der Staat eine ausschließende Handlung mit allen Hauptbedürfnissen des Lebens; Brod, Wein, Oel, Holz, kurz alles Unentbehrliche, muß aus dazu bestimmten Magazinen in der Stadt gekauft werden, wo man diese Artikel durchgehends in der schlechtesten Qualität findet. Da nun überdem die Preise hoch sind, und die Contrebande nicht wohl statt findet, so ist das gemeine Volk gezwungen, diese so nöthigen Dinge daselbst zu kaufen. Der Adel und angesehene Kaufleute erhalten gegen Erlegung gewisser Abgaben das Recht, ihre Provisionen von auswärts kommen zu lassen; allein sie dürfen nicht das geringste verkaufen. Indessen ist ihnen nicht verwehrt, einige Flaschen Wein an Fremde zu verschenken, die ohne diese Höflichkeit in Genua sehr übel daran seyn würden; weil es schlechterdings unmöglich ist, für irgend einen Preis trinkba-

ren Wein zu kaufen. Dieses so ausgedehnte Monopolium ist die Ursache der außerordentlichen Armuth, die in dieser reichen Stadt das gemeine Volk drückt; es würde umkommen, wenn nicht die Menge der Stiftungen und die ansehnlichen Almosen das Uebel einigermaßen verringerten.

Die Bevölkerung der Stadt ist ungefähr achtzigtausend Seelen. Unter diesen sind nicht über zweyhundert reiche Familien; drey oder viermal so viel, die ihr ordentliches Auskommen haben, alle übrigen sind blutarm; so wie auch der Staat selbst sehr arm ist, und keine Wahrscheinlichkeit sieht, je seine großen Schulden zu bezahlen.

Man ist gewohnt, Genua für das italienische Peru zu halten. Die großen Capitalien, welche die Stadt an Könige, Fürsten und Gemeinheiten geliehen hat und noch leihet, scheinen den Begriff von unerschöpflichen Reichthümern zu bestärken. Allein derselbe wird bey einer genauen Untersuchung sehr herabgestimmt. Der gänzliche Verfall des genuesischen Handels, wozu Livorno vornehmlich beygetragen, hat die Genueser genöthigt, ihre Capitalien blos in Wechselgeschäften und Darlehn anzulegen. Daher findet man hier wenig große Magazine mit Produkten andrer Länder angefüllt, wie man sie in allen Handelsstädten häufig antrifft. Alles ist aufs Geldnegoce eingeschränkt. Da nun,

in

in Rücksicht auf die Staatswirthschaft, das Geld kein wirklicher Reichthum, sondern blos ein Zeichen desselben ist, so muß man es hier überdem noch als Waare ansehen. Denn ohne dasselbe müßte alle Handlung in Genua gänzlich aufhören, da es so sehr an einheimischen Produkten mangelt; ein Umstand, der auch gegenwärtig, ungeachtet aller Wechselgeschäfte, den Handel hier sehr passiv macht. Nun sollte man glauben, daß das Geld, als so zu sagen die einzige Waare betrachtet, hier im Ueberfluß vorhanden wäre; allein man würde sich irren, wie die geringste Vergleichung ausweisen kann. Die circulirende Geldsumme beträgt in Genua nicht über neun Millionen Reichsthaler, eine Summe, die, so groß sie auch ist, doch als einziger Reichthum eines reichen Staats, gar nicht außerordentlich genannt werden kann. Vielleicht hat Hamburg eine nicht geringere Circulation, obgleich dessen wahrer Reichthum nicht sowohl in Geld, als vielmehr in dem ungeheuern Vorrath aller Art roher und verarbeiteter Produkten besteht. Es sollte mir nicht schwer werden zu beweisen, daß diese große Reichsstadt, die nur ein sehr geringes Territorium besitzt, und nach der deutschen Staatsverfassung nicht als ein Staat betrachtet wird, dennoch, ob sie gleich keine aristokratischen Edlen wie Genua an der Spitze hat, die ihr einen eingebildeten Glanz geben, wegen ihres ungleich größern Handels, ihres unter alle

Volksklassen vertheilten Reichthums, ihrer Industrie, und ihres Flors überhaupt, von größerer Wichtigkeit als der Staat von Genua ist. Die auswärts geliehenen Capitalien dieses Staats betrugen im Junio des 1780sten Jahres, nach deutschem Gelde fünfundvierzig Millionen Reichsthaler, worunter aber vieles unsicher stand. Alle diese Reichthümer also, nebst allen realisirten Schulden, samt und sonders, würden nicht hinreichend gewesen seyn, im amerikanischen Kriege den Engländern sechsmonatliche Bedürfnisse zu verschaffen. Solche Berechnungen sind nöthig, um die Verhältnisse der Staaten gegen einander zu bestimmen, die öfters ungeheurer sind, als man sich einbildet.

Die große Oekonomie, die hier selbst die Reichsten beobachten, damit sie die von außen einkommenden Interessen wieder ausleihen können, übersteigt alle Vorstellung, und würde selbst einem Holländer zu weit getrieben scheinen; daher die äußerst geringe Gastfreyheit, die eingezogene Lebensart, die einfache simple Kleidung, die eingeschränkten Lustbarkeiten, und der gänzliche Mangel an Gelehrten und Künstlern, in einer so sehr ansehnlichen Stadt, welche das Vaterland eines Columbus und eines Doria ist.

Die Sparsamkeit allein konnte den sonderbaren Gebrauch der schwarzen Kleidung einführen, die

so

so auszeichnend und in Europa ohne Beyspiel ist. Die Venetianer tragen zwar auch uniforme rothe Mäntel, allein sie dienen blos, farbige Kleider zu bedecken, in denen sie in Gesellschaften erscheinen. In Genua aber ist die ganze Kleidung schwarz, und jedermann, der sich im geringsten vom Pöbel entfernt zu seyn glaubt, trägt diese Farbe, und keine andre. Dieses verursacht in Gesellschaften einen so traurigen Anblick, daß die wenige Geselligkeit, die hier ohnedem herrscht, vielleicht noch mehr dadurch verringert wird.

Die Genueser lieben die Schauspiele so sehr, wie irgend ein anderes Volk in Italien, allein sie lieben das Geld noch mehr; daher sieht man niemals in Genua solche prächtige Opern, als in andern weit geringeren und kleinern Städten dieses Landes. Die schlechte Bezahlung, welche man hier den Schauspielern aller Art giebt, verursacht, daß man mehrentheils nur den Auswurf derselben erhalten kann. Kommt ja ein berühmter Sänger hieher, so geschieht es nur im Sommer, wo die mehresten Theater in Italien geschlossen sind. Man läuft zu, weil man ihn wohlfeil hören kann, obgleich das Vergnügen durch die erstickende Hitze in einer solchen Jahreszeit vielleicht zu theuer erkauft ist.

Genua ist der einzige Staat in Europa von irgend einigem Ansehn, der keine hohe Schule in

seinem

seinem Gebiete hat. Ueberhaupt ist die Gleichgültigkeit der Genueser gegen Wissenschaften und Künste unglaublich, und hierin contrastiren sie abermals mit den Venetianern, die Gelehrten und Künstlern viel Aufmunterung geben. Wären nicht die Paläste von Durazzo, Brignole, Carrega und Andern mehr mit vortreflichen Gemälden während dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert angefüllt, so würden sie es wahrscheinlich gegenwärtig nicht werden. Diese Sammlungen werden nicht vermehrt, ja nicht einmal recht unterhalten. Ein Künstler würde hier Gefahr laufen vor Hunger zu sterben. Auch findet man keine hier, so sehr man auch gewohnt ist, deren in allen ansehnlichen Städten Italiens anzutreffen. Dieses gilt auch von den Gelehrten und zwar doppelt, besonders seit Aufhebung der Jesuiten: denn die Ignoranz ist hier so groß, daß sie an wahre Barbarey gränzt; ob es gleich hier verschiedene Bibliotheken giebt, die aber wenig genutzt werden. Man würde Unrecht thun, wenn man dieses dem merkantilischen Geiste zur Last legen wollte, denn wie sehr sich dieser mit der Aufklärung verträgt, beweisen nicht allein so viele Handelsstädte Deutschlands und Frankreichs, sondern selbst Holland, wo alles Handlung athmet, und die Sparsamkeit die erste Tugend ist; England zu geschweigen, wo der Kaufmann der größte Beförderer der Künste, und oft selbst ein Gelehrter ist.

Die

Die einzige Kunst, die hier mit großem Erfolg cultivirt wird, ist die Kunst seine Capitalien zu vermehren. Da die Genueser einen feurigen und unruhigen Geist haben, so wäre die aristokratische Macht in Gefahr, wenn Wissenschaften in diesem Staat Wurzel faßten. Vielleicht ist es die Ueberzeugung von dieser Gefahr, welche den Senat dahin bringt, alle Aufmunterung zur Cultur der Geistesfähigkeiten zu unterlassen.

Die schönen Kirchen und andre öffentliche Gebäude, die man hier sieht, sind auch aus den vorigen Zeiten, da ein ganz andrer Geist den Staat belebte. Die Kirche der Annunciation ist eine der schönsten in Italien, und auch inwendig mit einer außerordentlichen Pracht verziert. Ein gleiches kann man auch von der Cathedralkirche sagen.

Indessen ist nichts die Baukunst betreffend hier so auffallend, als die in der Luft gleichsam schwebende Brücke von Carignan, die von einem Berge zum andern gebaut ist, und tief unter sich Häuser von sechs Stockwerken hat. Dieses Werk hat die Andacht veranlaßt. Die Familie Carignan baute eine schöne Kirche, die noch jezt diesen Namen führt, und zu den schönsten in Genua gehört. Die Lage dieser Kirche auf einem Berge war für die andächtigen Seelen, die sie besuchen wollten, sehr unbequem, daher dieselbe Familie diese berühmte

Brücke

Brücke bauen ließ, welche von dem gegenüberliegenden Berge zur Kirche führt. Sie dient zugleich zu einer sehr angenehmen Promenade, von der man weit in die See sehen kann. Einen noch viel herrlichern Prospekt aber hat man von einer schönen Terrasse, die eigentlich der Hauptspaziergang der Einwohner ist, wo sich das Meer, die Stadt und unzählige Landhäuser zugleich dem Auge darstellen.

So alt Genua auch ist, so findet man doch hier fast gar keine Alterthümer, und sehr wenig antike Statuen; unter diesen ist nicht eine einzige, die man als besonders merkwürdig anführen könnte. Fragt man nach vortreflichen Werken der Bildhauerkunst, so werden drey Bildsäulen des Puget gezeigt, die, so schätzbar sie auch wirklich sind, dennoch als Kunstvorrath vortreflicher Bildhauerey in keine Betrachtung kommen, da hier von einer großen und reichen Stadt die Rede ist, welche mitten in einem Lande liegt, wo die Künste so sehr geblüht haben. Dieser Umstand und die Anzahl Gemälde großer Meister, welche auf keine Weise mit der Wichtigkeit eines solchen Ortes im Verhältniß steht, da geringere Oerter, als Parma, Piacenza, Bologna, und andre mehr, viel reicher an vortreflichen Schildereyen sind, veranlaßt die Vermuthung, daß diese Geringschätzung der schönen Künste nicht sowohl aus Sparsamkeit herrühre,

re, als vielmehr Charakterzug der heutigen Genueser sey.

Die Stadt führt den Beynamen, die Prächtige. In der That kann man sagen, daß Genua nichts großes als ihre Gebäude hat; denn alles bey dieser Nation ist klein. Eine gewisse Traurigkeit herrscht aber mitten unter diesem Schimmer von Palästen und Tempeln, und giebt der Stadt ein melancholisches Ansehn. Hiezu kommt noch die durchaus übliche schwarze Kleidung. Die benachbarten Italiener sagen, daß die Genueser um ihre verlorne Treue und Glauben die Trauer tragen.

Es ist der Stolz und nicht die Liebe zur Baukunst, welcher die Genueser veranlaßt hat, ihre Stadt mit prächtigen Palästen zu zieren, die indessen, so sehr sie auch ins Auge fallen und den flüchtigen Beobachter entzücken, dennoch gänzlich von dem guten Stile der Kunst entfernt sind, den man in den Palästen in Rom und Florenz und in den Werken des Palladio bewundert. Der herrliche Prospekt, den Genua von der Seeseite gewährt, und womit die Einwohner groß thun, ist viel zu theuer durch die große Unbequemlichkeit ihrer engen und stinkenden Gassen erkauft, welche aus der Lage ihrer Stadt entsteht. Der Raum, den sie einnimmt, ist ein schmaler Erdstrich, der

sich

sich zwischen den Gebirgen und dem Seeufer befindet. Er formirt einen halben Zirkel um den Hafen, und ist so schmal, daß ein großer Theil der Stadt an den Abhang dieser Berge selbst gebaut ist, welches denn den amphitheatralischen Anblick verursacht. Es sind nur einige wenige Straßen, wo man reiten oder fahren kann; in allen andern ist kein Fuhrwerk zu gebrauchen. Selbst die prächtige Straße, Strada nuova, welche aus vierzehn Palästen besteht, hat diese Unbequemlichkeit, ob sie gleich eine der breitesten der Stadt ist. Die Visiten des Adels werden daher alle in Portechaisen gemacht, mit dem Unterschiede, daß man sich blos bey schlechtem Wetter hineinsezt, sonst aber beständig sie ledig hinter sich hertragen läßt. Die Damen haben dabey den Vortheil, daß sie immer von Cavalieren begleitet sind. So wie diese, sind sie schwarz gekleidet, wodurch sie sich von dem bürgerlichen Frauenzimmer auszeichnen, das diese Erlaubniß nicht hat, auch nicht haben mag, da sie den Putz so sehr einschränkt; obgleich jedermann, der nicht zum Pöbel gehört, oder gehören will, sowohl wie der Adel, schwarz gekleidet ist, wie ich bereits gesagt habe.

Das Frauenzimmer in Genua ist schön, allein sie entstellen sich durch ihre seltsame Tracht. Diese ist ein Schleyer von Cattun, den man Mesero nennt, mit dem sie den Kopf und den obern Theil

des

des Leibes bedecken; nichts bleibt frey als die Augen, welches sie durch künstliche Haltung des Schleyers zu bewirken wissen. Der Kopf, der Hals, die Arme, die Taille, kurz der schönste Theil des Körpers wird dadurch unsichtbar, und das Frauenzimmer gleichsam in eine Mumie verwandelt. Der ausgesuchteste Kopfputz und die schönste Kleidung befinden sich oftmals unter dieser grotesken Maske, die um so viel lächerlich ist, da die bunte Leinewand mit den seidnen Kleidern seltsam contrastirt. Diese Mode herrscht nirgends in Italien als hier. Man trägt zwar in der venetianischen Lombardey auch Schleyer, die Zendalo genannt werden, allein diese sind von schwarzseidnen Zeugen, überdem ganz anders beschaffen, und werden als eine Leibbinde in einem großen Knoten nach hinten zu geschürzt; so daß sie eine reizende Tracht sind, dahingegen der Mesero einen höchst widrigen Anblick verursacht. Die genuesischen Damen von Stande bedienen sich dieses Schleyers niemals, es sey denn, daß sie im äußersten Incognito geheime Besuche machen. Das Tragen der Juwelen ist durch die Gesetze verboten, die es nur sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der Hochzeit den Damen gestatten.

Der gänzliche Mangel an Aufklärung des Geistes, der hier durchgehends bey den Männern herrscht, läßt in diesem Punkt keine Lobrede für

das schöne Geschlecht vermuthen. Da das Lesen hier eine ganz unbekannte Beschäftigung ist, so ist es den Schönen nicht zu verdenken, wenn sie ein Buch als die unnützeste Sache von der Welt ansehn. Spiel, Intriguen und Andachtsübungen machen den Zirkel ihrer Geschäfte und ihre einzige Unterhaltung in Gesellschaften aus. Nur eine besondere Achtung gegen Fremde kann sie dazu bringen, italienisch zu reden, denn selbst die vornehmsten Standespersonen sprechen unter einander fast immer genuesisch; ein Umstand, der besonders dem Frauenzimmer diese Mundart so eigen gemacht hat, daß es ihnen beschwerlich fällt in einer andern zu reden: ja es giebt sogar Damen vom ersten Range, die keine andre verstehen. Eine junge sehr schöne Dame, eines der edelsten Geschlechter, war 1780 unter dieser Zahl. Es wird daher für keine Beschimpfung gehalten, wenn man eine Genueserin fragt: ob sie italienisch verstehe? obgleich es allerdings etwas seltsam scheint, einer Italienerin mitten in Italien eine solche Frage zu thun.

Diese Mundart unterscheidet sich von den andern italienischen Mundarten so sehr, daß ein Fremder, mit der besten Bekanntschaft der italienischen Sprache, schlechterdings nichts davon verstehen kann. Sie dient zum Beweise, daß auf einander gehäufte Vokalen keine Sprache wohltönend machen.

chen. Denn noch niemand hat sie so gefunden: im Gegentheil macht sie einen widerlichen Eindruck, und bildet einen heulenden Ton. Das Charakteristische dieser Mundart besteht in Verkürzung der italienischen Wörter und Auslassung ihrer Consonanten, wodurch sich die Vokalen einander nähern, aufgehäuft, und also die Hälfte der Worte verschluckt werden. Z. B. der Tisch, tavola, heißt toa, scudo heißt scuo, u. s. w.

Zum Ersatz aber der unbeschreiblichen Unwissenheit, deren sich die Genueser nicht schämen, halten sie viel auf andächtige Ceremonien, und besonders auf Processionen, die in Rom selbst nicht so häufig sind. Es giebt hier mehr Brüderschaften als in irgend einer Stadt in Italien, welche sich durch uniforme Masken unterscheiden, und ein gräßliches Schauspiel verursachen. Die Kleidung ist eine Art von Schlafrock, der den ganzen Leib bedeckt, gewöhnlich von weißer Leinwand, womit auch der Kopf verhüllt ist, so daß nur zwey Löcher für die Augen in der Larve frey bleiben. Viele haben unter dieser Verkleidung Dolche oder Messer verborgen, mit denen sie im Vorbeygehen ihrem Feind Stöße beyzubringen suchen. Solche boshafte Handlungen sind hier nicht selten, und bleiben gewöhnlich ungestraft; die Larve verbirgt den wahren Thäter, den die Brüderschaft nicht nennt, sondern schützt. Bey meinem Aufenthalte in Genua em-

pfing ein mailändischer Kaufmann einen Messerstich von einem dieser Andächtler, dem er aber glücklicherweise auswich, so daß nur die Haut gestreift wurde. Die Veranlassung dazu war so unbedeutend, daß es fast unglaublich scheint. Er sagte blos zu seinem Freunde, mit dem er die Procession vorbey passiren sah, daß die Kleidung einer andern Brüderschaft (denn bey gewissen Feyerlichkeiten machen sie Galla, und alsdann tragen sie kleine Mäntel von farbigem Taffent mit Tressen besezt) ihm besser gefiel als diese; eine unschuldige Aeußerung, die dieser Bösewicht durch einen Meuchelmord rächen wollte. Ein behutsamer Fremder muß diese Art Gauckeleyen nur in der Entfernung betrachten; denn so sehr er auch in dem ganzen übrigen Italien gewöhnt seyn mag, religiöse Andachtsübungen zu sehen, so übertrifft doch das Bizarre dieses Aufzugs, wegen der Menge grotesker Larven, und der abgeschmackten Verzierung, alles was man Lächerliches sehen kann.

Die mehresten Glieder dieser Banden sind Handwerksleute. Ein Kaufmann in Genua, so stark er auch übrigens zur Andacht gestimmt wäre, würde es für erniedrigend halten, sich zu ihnen zu gesellen. Dieses hindert aber nicht, daß Personen von den vornehmsten adelichen Familien aus Demuth das Amt der Kreuzträger bey diesen Brüderschaften über sich nehmen. Da diese Kreuze, die

bey

bey den Processionen vorangehen, sehr groß und schwer sind, und viel Geschicklichkeit und Stärke zum Tragen derselben gehört, so müssen sich die Träger lange üben, ehe sie auftreten können. Oft werden sie aber in der Lehrzeit zu Krüppeln gemacht, da sie denn ihre übrigen Tage als Märtyrer leben. Demungeachtet drängt man sich zu diesem Ehrenposten, und zahlt mit Freuden die damit verbundenen ansehnlichen Kosten. Diese dienen zu Anschaffung der Wachskerzen und aller andern Ausgaben. Der reiche Marchese Spinola war auch vor einigen Jahren Kreuzträger, und durch seine Freygebigkeit zeichnete sich seine Brüderschaft ansehnlich aus.

Die größte dieser Feyerlichkeiten geschieht dem heiligen Johannes zu Ehren, dessen Asche man vorgiebt hier zu besitzen. Sie hat schon viele Wunder gethan, und unter andern ein Schiff gerettet, das auf dem Punkte war im Hafen unterzugehen. Es war ein englisches, und folglich mit lauter Ketzern bemannt, die in der Todesangst sich an den heiligen Johannes wandten, der auch ihr unerwartetes Zutrauen belohnte und sie aus der augenscheinlichsten Gefahr rettete. Dieses Wunder zu verewigen, sezt sich am bestimmten Tage, im Monat April, alles in Bewegung. Der Senat, die Geistlichkeit, und die Brüderschaften begleiten die Asche, die in einem silbernen Kasten von Edellen-

ten getragen wird, nach der Meeresseite, wo unter einem prächtigen Zelte eine feyerliche Messe gelesen wird, wobey die Glocken geläutet und Kanonen abgefeuert werden. Es ist merkwürdig, daß in Venedig die Politik die Führerin aller Feyerlichkeiten ist; in Genua geschehen sie aber blos aus Andacht. Die Senatoren selbst geben das Beyspiel. Man könnte es für die feinste Staatskunst halten, das Volk, in Ermangelung andrer Ergötzlichkeiten, mit Andachtsübungen zu beschäftigen, wenn nicht alles unwidersprechlich übereinstimmte, daß man die Regierungskunst hier nicht suchen müsse.

Die sonderbare Staatsverfassung von Genua ist bekannt. Der Doge wird gleich nach der Wahl ein Staatsgefangener, und darf nicht aus den Ringmauern gehn. Dieses Gesez und die Ehrfurcht, die einem solchen Oberhaupte in der Stadt erwiesen wird, veranlaßte die berühmte Antwort des genuesischen Doge, der unter Ludwig XIV. als Supplicant nach Frankreich kommen mußte. Auf die Frage: was ihm am meisten in Paris auffiele? wobey die Franzosen natürlich auf Bewunderung ihrer Hauptstadt rechneten, erwiederte er: Cest de m'y voir. Ehemals war eine Krone mit dieser Würde verknüpft, jezt aber tragen die Dogen nur Mützen. Es wird alle zwey Jahr ein neuer erwählt; nach dieser Zeit steigt er wieder vom

Thron

Thron und nimmt seinen Plaz im Senat ein; jedoch erzeigt man allen denen, die diese Würde bekleidet haben, im gemeinen Leben die Ehre, zu ihrem Namen den Titel Doge zu fügen.

Genua und Venedig heißen Freystaaten, weil einige hundert Bürger das Recht haben, über alle andre zu tyrannisiren, Gesetze nach ihrem Gefallen zu machen, sie aufzuheben, Würden und Ehrenstellen zu bekleiden, und mit den Staatseinkünften nach Willkühr zu schalten. Diese Benennung Freystaat ist also ein bitterer Spott, wodurch die Dienstbarkeit des Volks verhöhnt wird. Das Motto der Freyheit gehört blos für eine Nation, die sich selbst, oder durch ihre Bevollmächtigten regiert: nur dann ist sie frey, wenn sie Theil an der Regierung hat.

Der alte Adel macht dem neuern den Vorzug streitig, daraus entstehen Uneinigkeiten und Factionen, daran auch die übrigen Volksklassen Theil nehmen. Diese Spaltungen, die Monopolien der Regierung, und die rohe Unwissenheit der mittlern und niedern Stände, sichern die aristokratische Macht des Senats, und befestigen die Sklaverey.

Die auszeichnende Art der Genueser zu denken und zu handeln, verursacht, daß sie von allen

italienischen Nationen gehaßt werden. Dieser Nationalhaß erzeugt Verachtung bey den benachbarten Höfen, die alle Gelegenheiten ergreifen, sie zu demüthigen. Unglücklicherweise für die Genueser sind alle ihre fürstliche Nachbarn vortrefliche Oekonomen, die kein Geld zu negociren brauchen, und folglich zu keiner politischen Nachsicht gegen sie verbunden sind. Ein großer Monarch, der sie außerordentlich verachtet, gab hievon einen auffallenden Beweis, da er vor mehrern Jahren ganz Italien durchreiste, und dennoch Genua nicht mit seiner Gegenwart beehren wollte, obgleich er sich mehr als einmal in der Nachbarschaft befand, nicht leicht eine große Stadt unbesucht ließ, und besonders auf die Seehäfen sehr aufmerksam war. Man erzählt eine Anekdote, die, wahr oder falsch, selbst in Genua gäng und gäbe ist; daß nämlich dieser Monarch den Senatsdeputirten, die ihn damals nach Genua einluden, zur Antwort gegeben, daß sein Gefolge zu klein wäre, um in ihrer Stadt zu erscheinen.

Man erinnert sich hiebey der im Jahre 1746 geschehenen Einnahme der Stadt, und deren sonderbarer Folgen, womit die Genueser nicht wenig groß thun. In der That liefert die alte und neue Geschichte kein Beyspiel, daß eine wohldisciplinirte Armee eines kriegerischen Volks, am hellen Tage, blos vom Pöbel überwunden und aus der eroberten

ten Stadt gejagt worden ist. Man würde die Sache für unglaublich halten, wäre sie nicht in unsern Tagen geschehen. Ungerecht aber würde es seyn, wenn man dieses den kaiserlichen Truppen zur Last legen wollte; sie wehrten sich in ihrer nachtheiligen Lage aufs äußerste, und fielen als Schlachtopfer der Ungeschicklichkeit ihres Anführers, des Marchese de Botta. Dieser von allen Talenten entblößte Mann, nachdem er durch sein hartes und unbesonnenes Betragen die Genueser zur Verzweiflung getrieben hatte, war ganz unfähig, in dieser gefährlichen Lage die nöthigen Maaßregeln zu nehmen. Das Volk war in alle Häuser, Paläste und Klöster der Strada Balbi (wo das Hauptquartier der Kaiserlichen war,) und der nahe bey liegenden Plätze gedrungen. Ein unaufhörliches Feuern von den Dächern und aus den Fenstern dieser größtentheils sehr massiven Gebäude, richtete ein schreckliches Blutbad unter den Truppen an, deren Schüsse ohne alle Wirkung waren. Die amphitheatralische Lage der Stadt gab dem wüthenden Pöbel außerordentliche Vortheile. Alle von oben kommende Steine und Kugeln trafen, und die Standhaftigkeit der Truppen, in dieser Gefahr auszuhalten, diente blos ihre Niederlage zu vergrößern; sie sahen endlich keine Rettung, als in einer schleunigen Flucht. Dieses kühne Unternehmen war blos das Werk des niedrigen Pöbels. Die andern Einwohner, sowohl als der Senat,

sahen den glücklichen Erfolg noch als sehr ungewiß an, und nahmen daher keinen thätigen Antheil: sie begnügten sich, das Volk heimlich zu unterstützen, und ihnen Waffen austheilen zu lassen.

Durch diesen unerhörten Vorfall verloren die Kaiserlichen ein wichtiges Land, das, wenn es auch im Aachner Frieden nicht behauptet worden wäre, dennoch auf die Friedensartikel zum Vortheil des Besitzers großen Einfluß würde gehabt haben. Dieser große Nachtheil entstand aus der ausnehmenden Unfähigkeit eines einzigen Mannes, der zum Erstaunen aller Welt, anstatt gestraft zu werden, neue Ehrenstellen erhielt. Ein Beweis, daß er ein besserer Hofmann als Feldherr war. Wahrscheinlich hätte ihn unter der jetzigen Regierung ein anderes Schicksal erwartet.

Genua ist seitdem mit neuen Festungswerken versehen worden, die aber so weitläuftig sind, daß sie wenigstens dreyßigtausend Mann zur Vertheidigung erfodern. Kommt im Fall einer Belagerung keine fremde Armee der Stadt zu Hülfe, so ist diese vermehrte Befestigung äußerst unnütz. Alle Landtruppen der Republik bestehen nur aus dreytausend Mann, größtentheils Deutsche, sowohl Offizier als Gemeine, schlecht disciplinirt, mondirt und ästimirt. Der General ist, wie schon oben gesagt, allemal einer der vornehmsten Senatoren;

toren; allein er trägt niemals Uniform, sondern hat blos zum Zeichen seiner Würde einen Rohrstock in der Hand, mit dem er auch bey allen Rathsprocessionen paradirt. Der Staat unterhält nur vier Galeeren, die hauptsächlich zu den Reisen der Senatoren dienen, die sie in die am Meere gelegnen Städte ihres Gebiets thun; desgleichen die genuesischen Damen nach den Bädern bey Pisa zu führen. Dieses ist die Bestimmung der Marine des Staats. Sehr selten kreuzen sie gegen die Seeräuber.

Der hiesige Hafen ist schön, und die Schiffe liegen darin gegen Winde und Stürme gesichert, allein dennoch würde es einem entschlossenen Seebefehlshaber nicht schwer fallen, mit einer Flotte hereinzudringen. Zu Lande wäre der Marsch von Truppen nach Genua zu unmöglich, wenn es dem Könige von Sardinien gefiele, die Pässe zu sperren. Als Don Philip im österreichischen Successionskriege mit seiner Armee von Nizza nach Genua vorrückte, so war er gezwungen so nahe am Ufer zu marschiren, daß die englischen Schiffe die Straße hätten völlig unbrauchbar machen können. Der Pfad ist hier so schmal, daß kaum zwey Reiter neben einander reiten können, und der Weg so uneben und gefährlich, daß die Cavallerie ihre Pferde beym Zügel führen mußte.

Die

Die Nachläßigkeit der Genueser wider die Seeräuber zu kreuzen, und die vorbeschriebene äusserst schwache Regierung, verursachen einen Mangel an Sklaven zur Bemannung dieser wenigen Galeeren; ein Umstand, der um so viel sonderbarer ist, da Diebstahl und Meuchelmord hier gar nicht selten sind, und die Galeeren anstatt der Zuchthäuser dienen.

Dieser Mangel an Züchtlingen aber wird auf eine Art ersezt, die alle menschlichen Begriffe übersteigt, und die, wie ich sehr zweifle, in irgend einem Winkel der Erde als hier im Gebrauch ist. Man sollte glauben, daß die niedrigste Stufe des menschlichen Elends das Leben eines Galeerensklaven sey. Auf dem Verdeck unter freyem Himmel fast nackend angeschmiedet, der Witterung aller Jahreszeiten, und dem Ungestüm des Meers bey der elendesten Kost blosgestellt, vom Ungeziefer verzehrt, und von der Peitsche zerfleischt, scheint es, daß diese Unglücklichen das Schicksal eines Gefangenen, der in einem unterirrdischen Kerker in Fesseln liegt, beneiden müssen; denn sein Zustand, mit dem ihrigen verglichen, ist Glückseligkeit. Dennoch, durch einen unbegreiflichen Widerspruch in der menschlichen Natur, giebt es hier Menschen, die, um die Zahl der mangelnden Galeerensklaven zu ersetzen, ihre Freyheit verkaufen. Der Termin ist gewöhnlich auf ein Jahr, und der Preis zwey

Zechi-

Zechinen, die ein solcher Unmensch mehrentheils gleich versäuft. Er wird sodann auf die Galeere gebracht, entkleidet und angeschmiedet. Man macht keinen Unterschied in der Behandlung zwischen dem größten Verbrecher und einem solchen Buben. In dem Laufe des Jahres findet man oft Gelegenheit, wo er zu neuen Ausschweifungen geneigt ist; diese nützt man, er bekommt frisches Geld, und verlängert seinen Termin. Es ist daher selten, daß ein solcher Unmensch jemals seine Freyheit wieder erhält.

Der Zustand der italienischen Galeerensklaven überhaupt hat etwas die Menschheit empörendes an sich. Auf der See werden sie nie trocken; jede Welle bricht über sie, und wirft sie oft wider ihre Ruderbänke mit der größten Wuth; wobey ihnen nicht selten Arme und Beine zerschmettert werden. Sie müssen sich wöchentlich ein-auch zweymal in der See baden und sich reinigen, dennoch zehrt sie das Ungeziefer fast auf, und das Schiff stinkt wie ein Spital. Doch sind sie lustig, singen und fluchen durch einander, und besaufen sich so oft sie nur können. Giebt man ihnen nichts, wenn man sie besucht, so begaben sie die Neugierigen mit Läusen, die sie auf eine sehr geschickte Art anzubringen wissen. Die Lebensweise dieser elenden Sklaven auf den maltesischen, ragusanischen und französischen Galeeren ist so ziemlich von ähnlicher Art.

Der

Der genuesische Adel hat dem Handel nicht entsagt, sondern treibt dieses dem Staat so nützliche Gewerbe mit großem Eifer. Die zwey größten Handlungshäuser hier gehören den adlichen Familien Durazzo und Cambiasi; sie schämen sich nicht auf die Börse zu kommen, und dem geringsten Kaufmann gelegentlich zu schmeicheln. Sie sind *al banco* ganz Höflichkeit und Herablassung. Wehe aber dem Kaufmann, wenn er darauf ein System von Protection bauet! denn derselbe Mann, der auf der Börse ihm freundschaftlich die Hand gedrückt hat, wird in dem Ton eines asiatischen Despoten mit ihm reden, sobald er in seinen Palast kommt. Der ehemals große Kaufmann in Amsterdam, Herr Clifford, erfuhr davon eine Probe zur Zeit seines größten Wohlstandes, da er selbst von Fürsten karessirt wurde. Er reisete durch Genua, und wollte den Nobile Durazzo, Chef des vornehmsten Handlungshauses, in seinem Palast besuchen. Gewohnt alle Thüren der Grossen bey seinem Namen sich öffnen zu sehn, erstaunte er, daß er in der Antichambre eines Edelmanns ohne Titel und Würden vernachlässigt wurde. Er hielt es für ein Versehn des Bedienten, der seinen Namen nicht recht gemeldet hätte. Allein auf wiederholtes Anmelden, daß Herr Clifford aus Amsterdam aufzuwarten bereit wäre, wollte doch niemand erscheinen. Nachdem er länger als eine Stunde vergebens gewartet hatte, entfernte er

sich,

sich, und gab dem Kammerdiener folgenden Auftrag: „Sagt eurem Herrn, daß die Cliffords „nicht gewohnt sind zu antichambriren, und daß „die Durazzo's zu klein wären diese Ehre zu ver„langen."

Die genuesische Bank, die dem heiligen Georg geweihet ist, stellt ein sonderbares politisches Phänomen dar. Sie ist ganz von dem Senat und also von der gesezgebenden Gewalt unabhängig, und macht daher einen kleinen Staat für sich aus, der seine eigenen Gesetze hat, und nicht selten mit dem großen Staat in Streitigkeiten geräth, die jedoch nie von Folgen gewesen sind. Der Senat hat diesen Schatz auch nie angegriffen, vielmehr einen großen Theil der Staatseinkünfte damit verbunden, die durch den Kanal der Bank fließen. Sie wurde im funfzehnten Jahrhundert errichtet, und hat seit der Zeit ihre Gesetze unverändert beybehalten. Die Administration derselben ist in den Händen der reichsten Bürger, die dazu erwählt werden, und sodann lebenslang ihr Amt verwalten. Sie formiren einen Damm gegen den Mißbrauch der aristokratischen Gewalt; daher auch von allen Regierungsformen dieser Klasse, denen man mit soviel Recht den Despotismus vorwirft, die genuesische Regierung vielleicht die mildeste ist, die man je gesehn hat. Ich habe aber schon oben gezeigt, daß diese Milde nicht von politischen Gründen herrührt,

rührt, noch weniger gehört sie zu den Fundamentalgesetzen des Staats, sondern sie ist blos die Folge einer ohnmächtigen Regierung; eine Schwachheit, die sich auf allen Seiten äußert.

Da die vornehmsten und reichsten Senatoren entweder selbst Kaufleute sind, oder doch mit Kaufleuten in Geldverbindungen stehen, so ist die niedrige Politik der Regierung erklärbar, auf alle Mittel bedacht zu seyn, um die genuesischen Unterthanen, die an den Küsten wohnen, in Armuth zu erhalten. Daher die Sorgfalt, die Zugänge zu Lande nach den Seeplätzen beschwerlich zu machen, und auch den Handel ihrer Bewohner zur See einzuschränken, damit die Hauptstadt nicht darunter leiden möge. Selbst Savonna, die größte Stadt der Republik nach Genua, lebt unter dieser Bedrückung; sie hatte ehemals einen schönen Hafen, den aber die Genueser aus Eifersucht großentheils unbrauchbar gemacht haben.

Die kleine Republik St. Remo hat auch das Unglück, unter genuesischer Herrschaft zu stehen; sie genoß jedoch ansehnliche Privilegien bis 1753, da sie sich wegen einer Salzauflage widersezte. Der Widerstand, ohne alle auswärtige Hülfe, war zu ohnmächtig; sie wurde bald unterjocht, und verlor alle ihre Freyheiten. Die Genueser bauten hier ein Fort, um die Stadt im Zaum zu halten,

ten, das auch beständig mit einigen hundert Soldaten besezt ist. Am glücklichsten, von allen genuesischen Unterthanen, sind die Einwohner von Noli, die eine kleine Republik von Fischern bilden, und ansehnliche Privilegien genießen, für deren Erhaltung sie äußerst besorgt sind.

Die Regierungs- und Handlungsgeschäfte, sowohl als das Clima, haben die Gewohnheit unter dem Adel eingeführt, erst spät des Abends in Gesellschaften sich zu versammeln. Dieser Gebrauch herrscht in dem größten Theile von Italien, nur mit dem Unterschiede, daß hier der ganze Adel der Stadt in Einem Hause zusammen kommt. Dieses wechselt beständig unter aller Familien ab, so daß es nur einmal in vierzehn bis funfzehn Monaten herum kommt. Diese sogenannte Conversationi fangen Abends um neun Uhr an, und dauern bis eilf Uhr. Man spielt und genießt Erfrischungen, wenn man es begehrt, und damit hat die Conversation ein Ende. Nichts ist in den Augen eines Fremden, der nicht spielt, abgeschmackter, als diese Zusammenkünfte. Da man sich blos zum Spielen versammelt, und die Zeit kurz ist, so wird auch keine Minute verloren. Man kömmt, spielt, und eilt weg. Jedermann ist auch hier wie gewöhnlich schwarz gekleidet. Der häufige Gebrauch des Porzellains ist durch Gesetze eingeschränkt; Silberzeug hingegen darf man so viel haben, wie man nur will.

Das Cicisbeat ist zwar ein in ganz Italien eingeführter Gebrauch, allein nirgends wird es bis auf einen solchen lächerlichen und ausschweifenden Grad getrieben, als in Genua. Mit dem Hochzeitstage endigt sich aller öffentlicher Umgang eines Ehemanns mit seiner Frau. Sie dürfen schlechterdings nicht zusammen gesehen werden, weder auf der Promenade, noch in Schauspielen oder Gesellschaften, kurz nirgends als zu Hause. In andern Städten sezt sich mancher Ehemann, aus Liebe zu seiner Gattin, über diese närrische Gewohnheit weg, er hat weiter kein Besorgniß, als für einen unmodischen oder eifersüchtigen Mann gehalten zu werden; allein hier darf das entschlossenste Ehepaar keinen solchen Versuch wagen. Von allen Freunden ohne Unterschied verlassen, von Feinden verspottet, und vom Pöbel beschimpft zu werden, ist die unausbleibliche Folge, sobald sie sich öffentlich zusammen sehn lassen. Man scheuet sie, als ob sie von der Pest angesteckt wären, und sogar ihre Busenfreunde weichen solchen Eheleuten auf der Straße aus, und verbergen sich. Sie würden selbst verspottet werden, wenn sie mit so ausgezeichneten Personen sich öffentlich in ein Gespräch einließen.

Wie sehr dieser unsinnige Gebrauch, in einem wollüstigen Lande, den Sitten nachtheilig seyn müsse, wird jeder Menschenkenner einräumen, so viel

viel auch zu dessen Beschönigung selbst von klugen Reisenden gesagt worden ist, die in diesem Falle das Echo der Italiener waren. Es ist nichts so lächerlich auf Erden, dem man nicht einen Anstrich geben könne. Genug, die Dame wählt sich ihren Cicisbeo, der auch oft im Ehecontracte bestimmt wird, und dieser wird ihr unzertrennlicher Gesellschafter bey allen Gelegenheiten. Sie ist ganz die seinige, ausgenommen des Nachts, wo der Mann seine Stelle vertritt, doch nur auf einige Stunden; denn ein Cicisbeo, der sich seine Pflicht recht will angelegen seyn lassen, besucht seine Dame morgens früh im Bette, hilft sie an- und auskleiden, der Mann entfernt sich, u. s. w. Es ist ein Vorurtheil, daß die Italiener sehr eifersüchtig sind. Daß sie in Ansehung ihrer Weiber diese Leidenschaft nicht zeigen, wird durch das Cicisbeat vollkommen bewiesen. Ihre Eifersucht gegen ihre Geliebten aber zeichnet sich aus, nicht daß sie in einem solchen Falle stärker wäre, als bey andern Nationen, allein sie äußert sich heftiger, woran ihre hitzige und rachgierige Gemüthsart schuld ist, die oft durch nichts geringeres als Mord und Tod befriedigt werden kann.

Der Ursprung dieser so sonderbaren Sitte ist vielleicht darin zu suchen, daß man den Italienern ehemals zu große Vorwürfe wegen ihrer Eifersucht machte, die sie gern von sich abwenden wollten,

da sie denn nach und nach auf die andere Extremität geriethen.

Wenn indessen der moralische Nachtheil des Cicisbeats bey den freyen Sitten unsrer Zeit nicht in Betrachtung kommt, so ist doch der physische und politische Nachtheil des Staats, besonders in Genua außerordentlich, wovon folgendes ein unwidersprechlicher Beweis ist. Es giebt hier Kaufleute aller Nationen, besonders deutsche, englische und französische; diese leztern aber sind alle aus der französischen Schweiz. Im Jahre 1780 befand sich auch nicht ein einziger Franzose in Genua als Kaufmann etablirt; ein Umstand, der merkwürdig ist, da man keine Handelsstadt in Europa ohne französische Häuser findet. Diese Ausländer sind größtentheils ansehnliche Kaufleute; aber alle insgesamt, ohne Ausnahme, zu welcher Nation sie auch gehören, sind unverheirathet. So sehr dieser Grundsaz eines unehlichen Lebens, den eine solche Menge reicher Leute angenommen hat, auch dem Staat in Ansehung der Bevölkerung nachtheilig ist, so ist dieses doch das geringste Uebel. Kein Fremder etablirt sich in Genua, ohne den festen Vorsaz zu fassen, nur eine Anzahl von Jahren zu sammeln, und sich sodann wieder weg zu begeben. Dieses gewisse Anhäufen der Capitalien kann hier nicht leicht fehlen, wenn man die gehörigen Handlungskenntnisse hat, ohne alle Familie

ist,

ist, und die äußerste Sparsamkeit beobachtet. Nach einer festgesezten Zeit also, wenn der Tod nicht dazwischen kommt, zieht ein jeder fremde Kaufmann ohne Unterschied, da er durch nichts hier gefesselt ist, von Genua mit seinen erworbenen Reichthümern weg; ein Schade, der für den Staat unendlich ist. Ein reicher Kaufmann, aus Geneve gebürtig, der in Genua etablirt ist, und noch lebt, entschloß sich vor einigen Jahren zu heirathen, und, dem Cicisbeat zum Trotz, nach seiner Fantasie zu leben. Er erwählte sich zu Ausführung dieses Plans ein reizendes Mädchen aus seinem Vaterlande, deren Besitz ihn für alles andre schadlos halten sollte. Von aller Welt abgesondert, und eins in dem andern glücklich, hielten sie eine Weile aus, und lebten wie Eremiten mitten in einer volkreichen Stadt. Der Verdruß aber, wie Gefangene, von allen Gesellschaften, Spatziergängen, Schauspielen u. s. w. ausgeschlossen zu seyn, da man sie schlechterdings in diesem Falle nicht besuchen kann, ohne insultirt zu werden, wirkte auf sie so stark, daß Beide krank wurden. Der Tod machte in kurzer Zeit dem Gram der jungen Schönen ein Ende, und überließ es ihrem zärtlichen Gatten, ein Unglück zu beweinen, woran er allein schuld war, und das er hätte vorher sehen können.

Die Republik Lucca stellt ein von dem genuesischen sehr verschiedenes Bild eines Freystaats dar.

Man findet hier unter den Bürgern eine größere Gleichheit, und eine Art von Freiheit, die man in ganz Italien vergebens suchen würde. Dieser kleine Staat, der an Volksmenge und Einkünften mehreren unsrer großen Reichsstädte weit nachstehen muß, erhält sich durch seine Kleinheit und Armuth, und genießt seines Glücks in Ruhe. Die Freyheit hat hier eine Industrie erzeugt, die sowohl in der Stadt als auf dem Lande aufs äußerste getrieben ist. Die Felder sind sehr wohl angebaut, und in der Stadt ist alles mit Manufakturarbeiten beschäftigt. Vorzüglich wird hier eine ungeheure Menge Masserade-Larven verfertigt, die mit vieler Kunst gemacht werden, worin es niemand den Luckesern gleich thut; daher diese Waare in einem Lande, wo das Carneval ein so großer Gegenstand ist, einen sehr einträglichen Handlungszweig ausmacht. Man duldet hier keine Juden. Auch ist es merkwürdig, daß man in Lucca nie die Jesuiten hat aufnehmen wollen, selbst zu der Zeit nicht, da dieser Orden halb Europa regierte. Es ist eine große Frage, ob unter der Fahne des heiligen Ignatius die Industrie und Ruhe der Luckeser noch jezt zur Charakteristik dieses kleinen Staats gehören würden.

Sieben-

Siebenter Abschnitt.

Rom. Charakter der neuern Römer. Stolz. Priesterreligion. Toleranz. Geselligkeit. Hang zur Politik. Kardinal Bernis und Herzog von Grimaldi. Zankfisch. Messerstiche. Protestanten. Papiergeld. Bettler. Ausstattung armer Mädchen. Frauenzimmersitten. Kirchenbesuche. Ungeheures Pilgerhospital. Collegium der Propaganda. Sanskritta-Sprache. Deutsches Seminarium in Rom.

Rom ist die prächtigste Stadt in Europa, mit der keine verglichen werden kann. Sie ist außerdem die vornehmste in der Welt, für den Künstler, den Kunstliebhaber, den Alterthumsforscher, und überhaupt für jeden denkenden Kopf, von welcher Nation oder Religion er auch immer seyn mag. Prachtvoll in ihren ungeheuern Ruinen, in ihren Kirchen, Palästen, Springbrunnen, öffentlichen Statuen, Säulen und Obelisken; dennoch aber bilden diese Wunder der Kunst kein hinreißendes Ganze. Blos in seinen Theilen ist Rom bewunderungswürdig. Oft stehen die herrlichsten Gebäude im Winkel, wo sie keine Wirkung thun, und überdem noch von niedrigen Gegenständen umgeben sind. So steht das Pantheon auf einem kleinen Platze, wo die Weiber den ganzen Tag Fische zum Verkauf braten, auch andre Lebensmittel verkaufen. Der große Plaz Navonna,

wo der majestätische Springbrunnen ist, der alle in Italien übertrifft, hat größtentheils mittelmässige Häuser, und dient zum Trödelmarkt. Die prächtige Fontaine von Trevi, mit ihrer Opern-Decoration, liegt ganz versteckt. Die bewunderungswürdige Treppe von Trinita di monte wird durch eine sehr schlechte Kirche geschändet, zu welcher sie führt. Die große Lateranskirche, von welcher der Pabst Pfarrer ist, liegt auf dem Felde. Selbst die Peterskirche, ehe man die Colonnade erreicht, hat sehr schlechte Zugänge u. s. w.

Durch einen erstaunungswürdigen Wechsel der Dinge findet man bey den Nachkommen des berühmtesten, tapfersten und freyesten Volks der Vorwelt, Ruhmlosigkeit, Feigherzigkeit und Sklaverey in einem hohen Grade vereinigt. Man trift auch bey ihnen keine Spur von dem heroischen Charakter der alten Römer an. Die Neuern haben von ihren Vorfahren nichts als den Stolz übrig behalten, der ihnen so wenig zukommt, und sich doch auf so mannichfaltige Art äußert; auch unterlassen sie nie, die auf den alten Denkmälern prangenden Worte: Senatus populusque Romanus, noch jezt allenthalben anzubringen, so lächerlich es auch klingt.

Dieser Stolz, der den Römern trotz ihrer Armuth, ihrer Unwissenheit, und bey so vielen andern

dern Mängeln eigen ist, muß in der That Mitleiden erwecken; er hat keinen Grund als in dem großen Namen der alten Bewohner, und in der Menge der Kunstwerke längst verstorbener Künstler. Indessen zeigt er sich sowohl bey dem Tagelöhner als dem Fürsten in allem, auch sogar in der Art sich auszudrücken. Ein geringes Haus, dessen Eigenthümer einen gewissen Rang hat, heißt hier gleich palazzo, (Palast). Man nimmt aus Pralerey die Namen berühmter Helden an; daher alle ansehnliche Familien hier mit Cäsaren und Scipionen reichlich versehen sind. Sendet man einen gemeinen Kerl als Boten irgend wohin, so nennt er diese Verrichtung eine ambasciata (Ambassade). Der Fürst, wenn er gleich nicht viertausend Scudi Einkünfte hat, spricht von seinem Hofe (corte). Der Koch eines vornehmen Mannes führt den hochtrabenden Titel, Ministro della cucina, und ein jeder Bedienter nennt sich della famiglia (von der Familie) des Fürsten oder Kardinals N. N.

In der Menge dieser Pflastertreter suchen die hiesigen Großen ihren Pomp zu zeigen; allein dieser Aufwand ist blos scheinbar, da das Lohn dieser Leute nur sehr gering ist, und sie größtentheils von der erbettelten Mancia leben müssen. Dieser schändliche Gebrauch wird hier bis zur größten Ausschweifung getrieben. Hat man bey einem

vornehmen Manne gespeist, oder auch nur eine bloße Audienz erhalten, so begeben sich die Bedienten den folgenden Tag nach der Wohnung des Fremden, und verlangen ihre Mancia, (Trinkgeld) das nach dem Verhältniß, in dem man mit ihrem Herrn steht, eingerichtet seyn muß. Wer keine fernere Audienz verlangt, oder mit der gehabten unzufrieden ist, und daher kein Trinkgeld geben will, hat die größten Grobheiten zu erwarten; denn sie verlangen es als Schuldigkeit. Dieser barbarische Gebrauch ist hier so allgemein, daß selbst die Bedienten des Pabsts sich einstellen, damit keine Audienz unbezahlt bleibt. Viele behaupten, daß manche Kardinäle selbst einen Antheil an der Mancia ihrer Leute haben, die in Jahresfrist eine sehr beträchtliche Summe ausmacht; denn oft muß der Stolz dem Geldgeiz weichen, so außerordentlich ersterer auch bey den Kardinälen ist. Diese Leute stellen sich im Range den Königen gleich, und dünken sich über die Churfürsten erhaben, und zwar aus dem lächerlichen Grunde, weil aus ihrem Corps der Pabst erwählt wird, der den Rang über den Kaiser hat, daher die Wahlfürsten des erstern auch einen höhern Rang als die Wahlfürsten des leztern haben müssen. Dieser Einbildung zufolge geschah es vor einigen Jahren, daß ein Kardinal, der an einem churfürstlichen Hof einen Auftrag hatte, alles Ceremoniel bey Seite sezte, und unangemeldet nach Hofe fuhr. Eine nicht

blos

blos kaltsinnige, sondern vielmehr verächtliche Abweisung aber lehrte ihn den großen und wesentlichen Abstand zwischen ihm und einem regierenden Churfürsten fühlen.

Dieser römische Stolz dauert ungeachtet der Demüthigungen, die der päbstliche Stuhl jezt von allen Seiten dulden muß, und der noch zu erwartenden Unfälle, noch immer mit einer Halsstarrigkeit fort, die gewiß nicht den Namen Politik verdient. Es ist bekannt, daß die Päbste den protestantischen Monarchen noch bis auf den heutigen Tag den Königstitel verweigern. Als der Tod des großen Königs von Preußen in der römischen Zeitung angekündigt wurde, hieß es, daß il Sovrano di Prussia gestorben sey. Wenn vom türkischen Kaiser die Rede ist, so wird er nach dem römischen Kanzleystil nicht Sultan, sondern il Tiranno genannt.

Es ist natürlich, daß dieser durch alle Stände herrschende Stolz den Luxus, ungeachtet der überaus großen Armuth, befördern muß. An Festtagen und bey Feyerlichkeiten thun es die Weiber und Mädchen der niedrigsten Volksklassen durch ihren Putz und Anzug fast den Damen gleich. Die Kleidung ist ihre Hauptsorge; sollten sie auch zu Hause beständig von Früchten und Gemüse leben müssen. Oft hat eine solche Donna, die im seidenen

nen Kleide strotzt, nur ein einziges Hemde, das sie in Lumpen eingehüllt wäscht; wobey es in diesem warmen Clima nur kurze Zeit zum Trocknen braucht. Des Nachts schlafen sie alle nackend. Viele Weiber, deren Männer sehr unbeträchtliche Bedienungen haben, müssen an Festtagen einen Bedienten in Livree hinter sich haben, wenn sie zur Kirche gehn; daher sie zu diesem Endzweck einen Tagelöhner miethen, der diese Commission für zwey gute Groschen nach deutschem Gelde übernimmt. Er legt seine Universallivree an, und tritt ehrerbietig hinter der Signora her. Anderswo würde dieses ein Gelächter erzeugen; allein hier im Gegentheil erzeugt es größere Achtung, selbst bey Personen, die solche Frauenzimmer kennen, und von diesem Groschencontract vollkommen unterrichtet sind.

Durch diesen so allgemeinen Stolz wird die Munterkeit erstickt, die nur durch eine freye Lebensart erzeugt wird, von der man hie weit entfernt ist. Denn alles, was nicht allein zur geistlichen, sondern auch zur bürgerlichen Regierung des Staats gehört, ist in den Händen der Priester, die fast alle Würden und Aemter von Wichtigkeit besitzen. Hiedurch wird die Dürftigkeit und der Müßiggang, der den Italienern überhaupt eigen ist, noch mehr befördert, die nichts eifriger wünschen, als von der Arbeit befreyt zu seyn, daher

her sich auch tausende von den Einwohnern Roms ganz allein auf die Bettelbrocken verlassen, die vor den Klöstern täglich in ungeheurer Quantität ausgetheilt werden; ein Umstand, der den Pöbel nicht wenig an das System seiner Religion und das Mönchswesen kettet.

Kein Ort in der Welt stellt ein solches Bild der Traurigkeit dar als Rom, wo Pracht und Heucheley herrschen. Zu den oben angeführten Ursachen kommt noch der fatale Sirocco-Wind, der auf die Menschen, so lange er weht, erstaunlich wirkt, und sowohl Geist als Körper niederdrückt; ferner der Mangel an öffentlichen Schauspielen, die zahllosen Priesterschaaren, und die schwarze Favoritkleidung. Rom ist voller Hofhaltungen, weil jeder Kardinal seinen eigenen Hof hält; da nun die Verstellungskunst zu den Hofsitten gehört, so ist es erklärbar, wie sehr sie in dieser heiligen Stadt zu Hause ist. Der Ehrgeiz ist der Hauptaltar, worauf das heilige Collegium opfert; hierauf wurde auch der römische Stuhl gegründet, und diesem System blieb man durch so viele Zeitalter getreu. Das Capitol veränderte sich, der Vatican nie. Indessen haben wir es Rom zu verdanken, daß in den Jahrhunderten der Barbarey das heilige Feuer der Wissenschaften auf der Erde nicht gänzlich erlosch.

Es sind viele der Meynung, daß unter den Großen in Rom viel Irreligion herrsche, ob sie gleich äußerlich die Kirchengebräuche nicht vernachläßigen. Dieses aber ist ein Irrthum, denn ich bin überzeugt, daß alle Stände hier durchaus so vollgläubig sind, wie an einem Orte in der Christenheit; obwohl die Römer überhaupt weniger Eifer mit ihren Religionsceremonien verbinden, als andre Nationen, wovon ich in der Folge reden werde. Man thut daher den hiesigen Regierern Unrecht, wenn man die neuern Wunder, die Reliquien und andre Dinge dieser Art als Priesterkünste betrachtet, die man anwendet, das Volk zu hintergehen. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Einfalt und der Aberglaube zuerst solche miraculösen Ideen erzeugten, die nachher von tiefdenkenden Priestern in ein System gebracht, und so sehr mit der Religion verwebt wurden, daß jeder eifrige Katholik sie endlich wie Glaubensartikel ansah. Dieses ist auch noch wirklich der Fall bey fast allen vornehmen Prälaten und Kardinälen, die den römischen Hof ausmachen. Nicht wenige von ihnen sind große Eiferer, nicht etwa blos in Betracht der Erhaltung der päbstlichen Gewalt, wovon ihre eigne abhängt, sondern auch in Dingen, die mit derselben nichts zu thun haben, und nur allein zum Köhlerglauben gehören.

Indessen denkt man in Rom sehr tolerant, und hat besonders mit Fremden außerordentlich viel Nachsicht. Diese erstreckt sich über alles. Sogar vorsezliche Beleidigungen, die Religion betreffend, werden höchst selten bestraft, wenn der Schuldner ein Fremder ist. Man läßt ihm gewöhnlich Zeit zu entkommen. Diese Nachsicht wird freylich oft gemißbraucht, allein sie ist bey einer so armen Stadt, als Rom, sehr nöthig, da die ganze Maschine des Nahrungsstandes sich um diese Axe dreht. Die unbedeutendste Empfehlung ist hier für einen Fremden hinreichend, Zutritt in den größten Häusern zu erlangen. Für einen halben Reichsthaler, auch noch für weniger, stehn alle Paläste, Gallerien und Villas in Rom dem Fremden offen. Die Höflichkeit in diesem Falle geht so weit, daß selbst fürstliche Personen sich aus ihren Wohnzimmern entfernen, um neugierigen Ausländern Plaz zu machen. Indessen ist es gewiß, daß der Stolz hieran auch wohl großen Antheil hat; denn was kann dem Besitzer mehr schmeicheln, als die laute Bewunderung seiner Schätze, die von allen Lippen strömt, und alle Reisebeschreibungen wiederhallen!

Eine herablassende Höflichkeit ist sonst kein Charakterzug des römischen Adels, der größtentheils nicht sowohl stolz als hochmüthig ist. Weil fast alle große Familien Päbste unter ihren Verwandten

wandten rechnen, und diese Statthalter Christi den Rang über Monarchen haben, so wähnen die römischen Fürsten mit den Prinzen königlicher Häuser auf gleichen Rang Anspruch machen zu können. Hiezu kommt die Größe und Pracht ihrer Paläste, die Menge der Kunstwerke in ihren Gallerien, und gewisse Vorrechte, die sie in der Stadt Rom besitzen. Der oben erwähnte Zutritt, den sie den Fremden in ihren Palästen verstatten, ist im eigentlichen Verstande nichts als ein Zutritt, oder Erlaubniß in den sogenannten Conversationi zu erscheinen, die man sich nicht ennuyant genug denken kann. Man spielt, plaudert und schmachtet für Durst, welchen zu stillen in einem so warmen Clima doch das Hauptbedürfniß des Lebens ist. Nur in einigen wenigen Häusern in Rom werden Erfrischungen gegeben, in allen andern bekommen die Conversationsgäste nichts; nicht einmal ein Glas Wasser, als nur durch die besondre Gefälligkeit der Bedienten, die sich an die erhaltene Mancia erinnern. Ordentliche Einladungen zur Tafel sind höchst selten, wie denn die Römer so wenig wie die andern Italiener die Gastfreyheit ausüben. Indessen geben ihnen die Minister der auswärtigen Höfe hiezu das Beyspiel. Der Kardinal Bernis, französischer Großbotschafter, ist außerordentlich gastfrey. Alle Freytag ist seine Tafel mit Künstlern, und sonst täglich mit Fremden besezt. Seine Haushaltung ist überaus prächtig, und er

selbst

selbst steht in großem Ansehn. Er nahm sogar während dem amerikanischen Kriege die Engländer vorzüglich wohl auf, und wenn sie nicht von selbst kamen, so wurden sie zwar nicht eingeladen, aber doch durch seine Agenten dazu aufgemuntert. Die Einkünfte dieses Kardinals sind 450,000 Livres, davon die geistlichen allein 300,000 betragen.

Obgleich der Einfluß des römischen Hofes auf die europäischen Welthändel längst gänzlich aufgehört hat, so ist man doch nirgends aufmerksamer auf politische Begebenheiten als hier. In allen Gesellschaften ertönt Politik. Man nahm viel mehr Interesse an dem bey meinem lezten Aufenthalte in Italien fortdauernden Kriege zwischen England und Frankreich in Rom, als selbst in Paris, so unbegreiflich dieses auch scheint. Merkwürdig aber ist, daß man in allen Provinzen von Italien, ohne Ausnahme, durchaus englisch gesinnt ist, so verschieden auch nicht allein die Religionsmeynungen sind, sondern auch alles übrige bey beiden Nationen angetroffen wird. In der That muß es einem beobachtenden Reisenden auffallen, daß die Franzosen in allen Ländern von Europa ohne Unterschied verhaßt sind, welches man von keiner andern Nation sagen kann. Der Unbefangne schätzt die unleugbaren Verdienste dieses so sehr aufgeklärten Volks, überläßt

aber die ausschließende Bewunderung derselben den Höfen.

Frankreich und Spanien haben gegenwärtig Gesandten in Rom, die Beide ehemals als Staatsmänner diese großen Reiche regiert haben; dieses sind der obengedachte Kardinal Bernis und der Herzog von Grimaldi. Der geendigte Krieg vereinigte ihr Interesse und beförderte ihre Freundschaft: indessen wurde dieselbe während meines Hierseyns durch einen Fisch unterbrochen; ein Umstand, der die beiden weiland Premierminister in einem sehr kleinen Lichte darstellte, und dem römischen Pöbel Stoff zur Unterhaltung gab. Die Sache betraf einen Fisch von ganz außerordentlicher Größe, den ein Landmann zu Markte brachte, und weil damals für den Erzherzog Ferdinand große Feste gegeben wurden, für zwanzig Zechinen feil bot. Dem einkaufenden Koche des spanischen Botschafters schien dieser Preis zu hoch, um den Kauf allein zu schließen, er besprach den Fisch, und ging nach dem Palaste, mit dem Haushofmeister zu reden. Diese Abwesenheit benutzte der Koch des französischen Botschafters, und ließ den Fisch wegbringen. Man bezahlte dafür ungefodert fünfunddreißig Zechinen, damit der Ruf dieses Aufwandes das Gastmahl erhöhen sollte. Der Herzog verlangte von dem Kardinal diesen Zankfisch, allein vergebens. Der Besitz des berühmten Zankapfels

des

des Paris konnte nicht eifriger gewünscht werden. Dem Kardinal Bernis blieb also die Ehre, diesen großen Fisch, für welchen er eine eigne Schüssel machen ließ, aufzutischen, obgleich seine Freundschaft mit dem Herzoge von Grimaldi dadurch verloren ging.

Es ist bekannt, daß die Messerstiche zu den sittlichen Gebräuchen der Italiener gehören; indessen herrschen sie jezt im Kirchenstaat und Toscana weit weniger, als in Genua, Neapel und Sicilien. In Rom werden diese mörderischen Handlungen durch die Strenge und Wachsamkeit des jetzigen Gouverneurs der Stadt, Spinelli, großentheils verhindert. Die Sbirren müssen, sobald es finster wird, patroulliren, und haben dabey das Recht, jedem gemeinen Manne die Taschen zu durchsuchen. Findet man ein Messer, so ist die Galeerenstrafe unausbleiblich, wenn auch sonst sein Stand und Charakter ihn über allen Verdacht dieser Art wegsezt. Dieses ist durchaus nöthig; denn nach den Grundsätzen der Italiener ist es eben kein Bubenstück, seinem Feinde aufzulauern, und ihm heimlich Stiche beyzubringen. Ihre sophistischen Gründe, diese teuflische Gewohnheit zu bemänteln, sind sehr sonderbar. Sie vergleichen eine solche That mit einem Duell, und sagen, daß, sobald man jemand beleidigt habe, dieses figürliche Duell sogleich den Anfang nehme, und man

daher, von diesem Augenblicke an, auf seiner Hut seyn müsse, um nicht gestochen zu werden; da alle Stiche entweder heimlich von hinten geschähen, wofür man sich in Acht nehmen, oder öffentlich von vorne, die man sodann auspariren könnte: kurz, es wäre hiebey dieselbe Vorsicht nöthig, die ein Duell mit Degen erfoderte. Die Menge der hiesigen Kirchen und deren Freyheiten begünstigen sonst diese Mordthaten, die daher, ohne die unerbittliche Strenge des Spinelli, hier vielleicht häufiger als irgendwo seyn würden. Man behauptet, daß seit der Regierung Sixtus des Fünften nie eine solche Polizey in Rom gesehen worden sey, als unter diesem Gouverneur. Dennoch sieht man hier viele Kirchschwellen mit Verbrechern besezt, die ihre Wohnung daselbst aufgeschlagen haben, und ganze Wochen, ja Monate daselbst verbleiben, bis sie die Wachsamkeit der Lauernden ermüden, und die Stadt verlassen können. Wider die Sonne und den Regen schützen sich diese Flüchtlinge auf den Thürschwellen durch ausgespannte Tücher. Einem beobachtenden Reisenden ist ein solcher Anblick sehr auffallend; er erzeugt die widrigsten Begriffe von der Gesezgebung eines Landes, die alle Annehmlichkeiten der Künste nicht wieder vertilgen können. Smollet sah vor ungefähr zwanzig Jahren in Florenz einen Kerl, der sein schwangeres Weib umgebracht hatte, vor einer Kirche ruhig herum spazieren.

Merk-

Merkwürdig ist jedoch, daß solche Mordthaten nie Religionsanimositäten zum Grunde haben, so groß auch die Anzahl der fremden Religionsverwandten ist, die sich hier beständig aufhalten. Auch ist der Bekehrungsgeist in Rom nicht groß, ob man gleich sich meldende Proselyten gern aufnimmt, die auch bisweilen, nach Beschaffenheit der Umstände, kleine Pensionen erhalten, wozu allerhand wohlthätige Fonds bestimmt sind.

Die Protestanten werden hier bey der Pyramide des Cestus begraben; ein Ort, der mit einem Kirchhofe viel Aehnlichkeit hat. Auch fehlt es nicht an Grabsteinen mit Aufschriften. Unter diesen zeichnet sich ein marmorner Grabstein mit einer deutschen Inschrift aus, den der regierende Markgraf von Anspach seinem Reisestallmeister hat errichten lassen, welcher diesen Fürsten nach Italien begleitet hatte, und hier starb. Die Begräbnisse der Protestanten geschehen gewöhnlich des Abends spät, und werden auf Verlangen von Sbirren begleitet. Diese Vorsicht ist nöthig, denn die Achtung des römischen Volks für Fremde, wenn sie nicht katholisch sind, hört mit dem Tode auf; daher man bey dem Transport solcher Leichen oft die Worte erschallen hört: al fiume, al fiume! in den Fluß, in den Fluß! ein Experiment, das ohne die Sbirren gewiß versucht werden würde. Uebrigens ist es falsch, daß der Kranke auf seinem

Todbette von geistlichen Bekehrern geplagt wird. Man fragt deshalb blos bey denjenigen an, die um den Sterbenden sind, und auf eine höfliche Verneinung geschieht kein weiterer Versuch. Dieses war auch der Fall mit einem, bey meinem hiesigen Aufenthalte, verstorbenen hofnungsvollen Zeichner, dem Sohne des großen Tonkünstlers Bach in Hamburg. Man ließ ihn nach geschehener Anfrage im Friede fahren, und seine deutschen Landsleute begleiteten ihn unter der gehörigen Bedeckung zu Grabe.

Wenn jemand sich einen deutlichen Begriff von den elenden Folgen machen will, die zu häufiges Papiergeld bey einer unweisen Regierung veranlaßt, so muß er nach Rom kommen. Man sieht hier fast nichts als Banknoten, die nicht wenig die große Armuth vermehren. Diese sind von dem sogenannten Monte de pieta ausgestellt, woselbst der Verordnung gemäß die Papiere beständig zahlbar seyn sollen; man empfängt aber selten mehr als fünf Procent baar, und für das übrige eine neue Note. Alle Zahlungen geschehen in dieser Münze, und selbst die Fremden erhalten für ihre Wechsel kein ander Geld. Um die Verlegenheit zu vermehren, ist bey großer Strafe verboten, sie mit Verlust zu discomptiren. Kurz, diese Bank ist ein wahres Gegenbild von der Londoner, die man wohl das größte Muster dieser Art nennen kann.

kann. Mit der hiesigen Bank ist auch das Lombard verbunden, woselbst zum Besten der Armen die gute Verordnung statt findet, daß auf Pfänder bis auf zehn Scudi umsonst geliehen werden; eine Verfügung, die alles Lob und allgemeine Nachahmung verdient. Für die größern Summen aber bezahlt man Zinsen.

Das Lombard wird jedoch von den Armen, ungeachtet dieser Wohlthat, nicht zu sehr überlaufen, weil man es bequemer findet, sich der Bettelsuppen zu bedienen, die man eben nicht selbst abholen darf, sondern die viele Familien in ihre Häuser geschickt bekommen. Dieses Zusenden aber ist eine Gunst, die jedoch nicht mit zu großer Leichtigkeit gewährt wird, weil sonst diese guten Werke weniger anschaulich seyn würden, worauf doch, nach den römischen Religionsgrundsätzen, alles ankommt.

Man kann wohl sagen, daß Rom ein wahres Paradies für die Bettler ist, da sie nicht allein von so vielen Klöstern und Stiftungen Nahrung, sondern auch baare Austheilungen erhalten; auch haben sie die Freyheit, in Kaffeehäuser und andere öffentlichen Oerter zu gehen, und daselbst zu betteln. Oft wenn sie Almosen erhalten haben, verlangen sie in eben den Häusern Eis für baare Bezahlung, und setzen sich neben angesehenen Leuten hin,

hin, es zu verzehren. Dieses wird aus christlicher Milde gut geheißen. Ein wirklich guter Gebrauch aber ist die Ausstattung armer Mädchen, die von vielen Stiftungen geschieht. Ein Mädchen kann, ohne einen Bräutigam zu haben, darum anhalten. Sie empfängt aber, wenn ihr Gesuch statt findet, blos einen Ausstattungsschein von dreißig, vierzig auch funfzig Scudi, und den Tag nach der Hochzeit erst das Geld. Bleiben die Mädchen unverheirathet, so kommt ihnen diese Wohlthat eigentlich nicht zu gute; allein dennoch wird ihnen bisweilen erlaubt, die erhaltenen Zettel zu verhandeln, welches denn mit einem großen Rabat geschieht. Diese Scheine, deren sie viele durch Bemühung von den verschiedenen Stiftungsörtern zugleich erhalten können, sammeln sie, und machen den Betrag bekannt, der bisweilen eine ganz artige Aussteuer abgiebt. Diese guten Handlungen geschehen aber mit einem Gepränge, wodurch das Verdienst derselben nicht wenig geschwächt wird. Alle Mädchen, die diese Gaben bekommen haben, müssen an einem gewissen Tage, in einer bestimmten Kleidung, eine Procession formiren, um diese Wohlthat den Augen der Welt darzustellen. Dieser öffentliche Almosenprunk hindert viele armen aber ehrliebenden Famlien daran Theil zu nehmen, wodurch manches gute Mädchen unverheirathet bleibt.

So sehr auch der Hang zu verliebten Intriguen dem italienischen Frauenzimmer überhaupt gemein ist, so werden sie doch nur hier allein methodisch behandelt. Wie wäre es auch möglich, eine so ungeheure Anzahl armer Mädchen in einer Stadt an Mann zu bringen, die so viel ehelose Bewohner hat, wenn man nicht alle nur ersinnlichen Künste dabey anwendete? Viele fremde Künstler sind in diese Netze gefallen, und ganz unerwartet zu einer Frau gekommen. Solche Vorfälle ereignen sich täglich. Die Aeltern erlauben ihren Töchtern den ganzen Tag über in den Fenstern zu liegen, und anstatt daß Liebeshändel in allen andern Ländern sorgfältig vor der Mutter verborgen werden, so sind diese hingegen hier die Vertrauten ihrer Töchter, und stehen ihnen mit ihrem durch Erfahrung geläuterten Rathe bey. Wenn das geputzte Mädchen vom Fenster auf einen Vorübergehenden Eindruck macht, und er ihre Bekanntschaft wünscht, so ist die Probe ob er hoffen darf diese, daß er sie stark ins Auge fasst, aber nicht eher grüßt, als bis er in einer ziemlichen Entfernung an einer andern Gassenecke ist, damit die Nachbarn es nicht gewahr werden: wird ihm nicht gedankt, so hat er keine Hofnung; allein wenn der Gruß erwiedert wird, so ist es ein gutes Zeichen, und er darf kühn einen Brief wagen. Man bestimmt Zeit und Ort zur Unterredung, und gleichviel, ob der Liebhaber nicht im Stande ist,

sich selbst, vielweniger eine Frau zu ernähren, oder ob er von einem solchen Range ist, daß keine Heirathsgedanken statt finden sollten, so wird ein solches Bettelmädchen doch gleich die naive Frage thun: „wollen Sie mich heirathen?“ Will dieser Vorschlag dem Liebhaber nicht in den Kopf, so werden, mit Zustimmung der Mutter, alle nur mögliche Künste versucht, und oft werden die Liebenden von den Aeltern nebst Zeugen in einer Lage überrascht, die nicht zweydeutig ist. Alsdann bleibt dem Betrognen die Wahl übrig, eine große Summe Geldes zu zahlen, welche durch die Gesetze bestimmt ist, oder die Ehe, oder die Galeeren.

Sowohl in Rom, als auch in andern Städten Italiens sind einige Kirchen, die vorzüglich vom schönen Geschlechte besucht werden, und daher beständig auch eine Menge Mannspersonen dahin ziehen. Diese hier gehaltenen Messen für die Schönen des Landes sind an Sonn- und Feyertagen immer die lezten, kurz vor Mittag, damit die lieben Geschöpfe Zeit haben, sich zu putzen und die Liebesbriefe zu schreiben, die sie mit ihren Liebhabern in der Kirche umtauschen; denn da dieses der bequemste, ja oft der einzige Ort der Zusammenkunft zweyer Verliebten ist, so unterläßt man nicht, diese Gelegenheit aufs beste zu benutzen. Noch besser und zweckmäßiger für die Liebenden als

die

die Messe ist die Benediction, die des Abends in gewissen Kirchen bey dem Scheine vieler Lichter und Lampen ertheilt wird, wo die Gebete kurz, und die durch Musik ausgefüllten Pausen lang sind. Zu diesen die Sinne reizenden Dingen kommt noch die kluge Wahl der Segenszeit, die von den schlauen Priestern so geordnet wird, daß man von da gerade nach der Oper, oder zum Polichenello, oder auch zu den Conversazionis gehen kann. Es versteht sich, daß eine so schicklich veranstaltete Musik zu Almosen reizt, wovon die Kosten bestritten werden.

Die außerordentliche Armuth, die in Rom herrscht, hat eine Menge Hospitäler nothwendig gemacht, welche größtentheils reichlich fundirt sind, da ihre Stiftungen durch christliche Mildthätigkeit in vorigen Zeiten gemacht wurden, als die Armuth noch nicht zur Charakteristik der heiligen Stadt gehörte. Unter diesen zeichnet sich besonders ein ungeheures Pilgerhospital aus, das nirgends seines gleichen hat. Hier werden alle katholische Pilger drey Tage lang unterhalten; man wäscht ihnen die Füße den ersten Abend in Gegenwart eines Wundarztes, der sie verbinden muß, wenn sie sich auf ihrer Wanderschaft Schaden gethan haben. Im Jubeljahre kommen bisweilen an einem Tage zehntausend an. Die Tische sind mit Blumen bestreuet, und mit allem Nöthigen

im Ueberflusse versehn; die Reinlichkeit ist dabey so groß, daß jeder Pilger eine reine weiße Serviette bey den Mahlzeiten erhält, woselbst sie von angesehenen Leuten, ja oft von Personen vom ersten Range bedient werden. Die Tafeln sowohl als die Wohnungen der Weiber sind von den Männern ihren abgesondert. Oft haben diese weiblichen Pilger aber sehr weltliche Absichten bey diesen Wanderungen; ich habe deren im Jubeljahre 1775 gesehen, die so artig gekleidet und geputzt waren, als wenn sie zum Ball gehen wollten. Ist ihre Bildung dabey angenehm, so erreichen sie gewiß ihren Zweck. Gewöhnlich machen sie sehr kleine Tagereisen, und betteln allenthalben aus Demuth, daher sie denn auch deswegen nicht gering geschätzt werden. Ich habe unter andern nahe bey Viterbo im Kirchenstaate, eine solche Donna auf der Landstraße angetroffen, die hinter einem Strauche ihre Toilette machte, um mit Anstand in der Stadt zu erscheinen. Einige Stunden nachher sah ich sie zierlich geputzt die Kaffeehäuser besuchen, und Almosen betteln; sie erhielt deren reichlich, allein beym Ausgang aus den Häusern wurde alles an die häufig herumstehenden Armen vertheilt. Indessen hatte sie Aufsehen erregt, und durch ihre Figur gefallen; dieses war hinreichend, ihr die gewünschten Rendezvous zu verschaffen.

Damit

Damit es in diesem Hospitale bey der leiblichen Pflege auch nicht an der geistlichen fehle, sind zwölf Priester bestellt, um mit den Pilgern Morgens und Abends zu beten, sie in ihren Pflichten zu unterweisen, und die Sacramente auszutheilen: auch sprechen sie jedesmal das Tischgebet. Die Wohlthat dieser Stiftung erstreckt sich sogar auf die Wiederhergestellten aus allen andern Hospitälern der Stadt, die hier drey Tage lang sehr wohl bewirthet werden. In dem dazu gehörigen Oratorio predigt man den Juden alle Sonnabend. Dieses unglückliche Volk ist gezwungen ihre Kinder dahin zu schicken, deren verzerrte Gesichter bey diesen Controverspredigten ein sonderbares Schauspiel abgeben. Man kann sich den Widerwillen leicht vorstellen, womit sie dieselben anhören, und wie sehr sie gegen alle Beweise bewaffnet sind, die hier eben nicht mit großer Beredsamkeit vorgetragen werden. Die jährliche Besoldung dieses Judenpredigers ist funfzig römische Scudi, welche wohl nicht schlechter angewandt werden könnten.

Solche unnütze Stiftungen sind hier in Menge zu finden, die zusammengenommen ungeheure Summen erfodern. Es thut mir leid, daß ich das Collegium de propaganda fide auch darunter zählen muß. Die dazu gehörige kostbare Druckerey, welche die einzige in ihrer Art ist, hat Lettern mit allem Zubehör, um in achtundzwanzig verschiede-

nen Sprachen Bücher zu drucken, worunter sogar die überaus schwere Sanskritta Sprache ist; allein man kann wohl schwerlich behaupten, daß durch dieses außerordentliche Institut weder der römischen Kirche, noch der Religion überhaupt, noch weniger den Wissenschaften irgend ein Dienst wäre geleistet worden. Alles bezieht sich auf einen nutzlosen Prunk, der, wie schon oben gesagt worden ist, hier ganz zu Hause gehört, und dazu dient, den Ignoranten Staub in die Augen zu streuen.

Die Sanskritta hat besonders große Kosten verursacht, ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, daß unsere oder die nächste Generation in dieser Sprache zu Rom ein gedrucktes Buch sehen dürfte. Sie hat sechszehn Vokalen, und vierunddreißig Consonanten, und übertrifft sowohl in der Regelmäßigkeit, als auch der grammatikalischen Ordnung, sehr weit die arabische Sprache; ja sie hat deutliche Merkmale, daß sie durch eine Gesellschaft gelehrter Leute auf vernünftige Grundsätze gebaut worden ist, die ihre Regelmäßigkeit und Harmonie, nebst der wundervollen Simplicität und Stärke des Ausdrucks studierten. Es ist schwer zu bestimmen, ob sie zu irgend einer Zeit des Alterthums die gemeine Sprache von Indostan gewesen, oder ob sie von den Braminen erfunden worden ist, um darin ihre Religion und Philosophie aufzubehalten. Alle andre Sprachen

sind

sind zwar zufälligerweise von den Menschen erfunden worden, um ihre Begriffe und Bedürfnisse auszudrücken; allein die bewundernswürdige Bildung der Sanskritta scheint über die Macht des Zufalls zu seyn. Die in dieser sonderbaren Sprache enthaltenen Urkunden bestehen in Nachrichten von den Begebenheiten des westlichen Asiens, die sehr unterschieden sind von allem, was jemals ein Stamm der Araber der Nachwelt überliefert hat. Auch ist es mehr als zu wahrscheinlich, daß die erstern, bey genauer Untersuchung, die Merkmale einer größern Glaubwürdigkeit und eines höhern Alterthums als die leztern zeigen würden. Jedoch ob die Indier eine wahre Geschichte von höherm Alterthum als andere Nationen besitzen, beruht auf dem Ausspruche der Braminen, bis man mit ihren Urkunden besser bekannt seyn wird.

Zu den vielen unnützen Stiftungen in Rom gehört auch ein reiches Seminarium, das blos für Deutsche und Ungarn gestiftet ist, um sie hier an der Quelle in der Theologie und andern geistlichen Uebungen zu unterrichten. Die Anzahl der Studirenden beläuft sich auf einige hundert, und ihre Kleidung ist roth. Da sie hier Rom mehr als ihr Vaterland lieben lernen, und doch nicht bessern, ja vielleicht schlechtern Unterricht erhalten, als in ihrem eigenen Lande, so ist diese Stiftung nicht allein in unsern Tagen überflüßig, sondern auch

schäd-

schädlich, ob sie es gleich im Anfange der Stiftung 1552 vielleicht nicht seyn mochte. Man behauptet, daß dieses Seminarium seit dieser Zeit fünf Churfürsten, dreyzehn Kardinäle, sechs Erzbischöfe, und über neunzig Bischöfe hervorgebracht habe, ohne die andern Prälaten zu rechnen, wie denn auch vor allen Dingen fünf Märtyrer nicht zu vergessen sind *).

*) Nach den öffentlichen Nachrichten ist dieses Seminarium kürzlich auf Josephs Befehl eingegangen.

Ende des vierten Theils.

England und Italien

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in K. Preuß. Diensten.

Fünfter Theil.

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder,
1787.

Achter Abschnitt.

Zweifelhaftes Alter von Rom. Kloaken. Baukunst der alten Römer. Marsfeld. Der Trajanische Platz. Pantheon. Colisseum. Triumphbogen des Titus. Triumphbogen des Constantins. Goldenes Haus des Nero. Altrömischer Marktplatz. Friedenstempel. Triumphbogen des Severus. Capitol. Tempel des Jupiters Capitolinus. Triumphbogen des Janus, des Drusus und des Gallianus. Bäder des Caracalla und des Diocletian. Obelisken. Grabmäler. Mausoleum des August, des Adrian und der Cecilia Metella. Trümmer des Grabmals der Scipionen, und des sogenannten Grabmals der Horazier und Curiazier in Albano. Septizonium des Septimius Severus. Ruinen vom Theater des Marcellus, desgleichen von den Wasserleitungen des Nero, des Titus Vespasianus und des Caracalla. Pyramide des Cestus. Sehr sonderbare Antike im Jahre 1500 ausgegraben.

Bey einem unbefangenen Studieren der römischen Geschichte, in Rom selbst, wird man überzeugt, daß diese so berühmte Stadt viel älter seyn müsse, als man insgemein angenommen hat. Plutarch, Dionysius von Halikarnas,

karnas, und andre alte Schriftsteller waren schon der Meynung, daß Romulus nicht der Stifter, sondern nur der Wiederhersteller von Rom gewesen sey, und daß er, anstatt der Stadt seinen Namen zu geben, vielmehr den seinigen von ihr bekommen habe. Die Geschichte dieses Stifters hatte wegen des Wunderbaren, und aller dazu gehörigen Fabeln, für die Römer so viel schmeichelhaftes, und war mit ihren Religionsmeynungen, Gebräuchen und Gesetzen so verwebt, daß man die Untersuchung sich nicht zu machen getraute, und in spätern Zeiten wohl auch nicht machen konnte: daher auch die großen römischen Geschichtschreiber keine Zweifel dieserhalb erregen. Indessen bezeugt doch Livius selbst, daß schon vor der Ankunft der Trojaner eine Colonie Arkadier den Palatinischen Berg bewohnt habe. Und auch diese hatten wahrscheinlich ihre Vorgänger, deren Namen und Thaten bis auf die geringste Spur vertilgt sind; so merkwürdig sie auch gewesen seyn müssen, wie die großen Denkmäler bezeugen, die von diesem unbekannten Volke nothwendig herrühren. Auch die Ruinen von Pästum beweisen diese Vermuthung, da sie von einem ganz eigenen Styl sind, und also ein höheres Alter als selbst die griechischen Künste verrathen.

Wenn

Wenn man sich Rom in den ersten Zeiten mit seinem kleinen Gebiete vorstellt, und die unaufhörlichen Kriege bedenkt, die dieses Volk beständig mit seinen Nachbarn führte; so scheint es ganz unmöglich zu seyn, daß die Einwohner einer armen Stadt, die weder Handel, Bergwerke, noch große Ländereyen hatte, und wo jedermanns Augenmerk war, die nothdürftigste Nahrung aus den Aeckern zu ziehen und einen ewigen Krieg zu führen, fähig waren, die erstaunenswürdigen Kloaken und Wasserleitungen anzulegen, wie, der Geschichte zu folge, schon unter den Königen geschehen seyn soll. So riesenmäßig auch die folgenden Arbeiten dieses großen Volks waren, die wir noch in ihren Trümmern anstaunen, so war doch kein Werk so außerordentlich, als die Kloaken. Dionysius von Halikarnas nennt die Kloaken, Landstrassen und Wasserleitungen, die drey Wunder Roms.

Die große Kloake giebt noch durch ihr Ueberbleibsel zu erkennen, welch ein erstaunenswürdiges Werk sie gewesen ist. Man sieht hier Steine, die funfzehn Fuß breit und hoch sind. Wenn man nun den ungeheuern Umfang dieser unterirdischen Arbeit bedenkt; so können wir, die wir keine historischen Vorurtheile blindlings anzunehmen brauchen, dieses wohl unmöglich für

das Werk des zweiten Jahrhunderts nach Erbauung von Rom halten.

Außer dieser großen Koloake hatten die andern, nach dem Strabo, Gewölbe von einer solchen Höhe, daß ein beladener Heuwagen bequem durchfahren konnte. Sie waren zwar nur aus Ziegelsteinen erbaut, die durch Kalk und Pozzolanerde zusammen geküttet wurden, allein dennoch war ihre Festigkeit unbeschreiblich. Schon Plinius wundert sich, daß sie nicht unter der Last der ungeheuern Gebäude zusammenfielen, die man darauf errichtet hatte. Agrippa ließ sieben Wasserleitungen hineinführen, um sie beständig zu reinigen. Diese Kloaken waren bey den Römern in solcher Achtung, daß der heilige Augustinus ihnen Vorwürfe macht, sich eine eigene Schutzgöttin der Kloaken unter dem Namen Cloacina gemacht zu haben, der man Altäre errichtete und Opfer brächte. Verschiedene Päbste haben diese so nützlichen alten Gewölbe ausbessern lassen, und mit neuen vermehrt; es ist dieses aber nur ein Schatten von dem, was sie vormals waren.

Es war im Jahre Roms 441, daß man zum erstenmale Wasser dahin führte, und zwar durch eine Wasserleitung, die der Censor Appius

Claudius

Claudius bauen ließ, von welchem auch das Wasser Aqua Appia genannt wurde. Die Quelle davon war zwey deutsche Meilen von Rom, im Gebiete von Tusculum, nunmehr Frescati. Bis dahin waren die Römer mit dem Wasser der Tiber, und mit dem Wasser der Quell- und Springbrunnen in der Stadt und deren Nachbarschaft zufrieden gewesen. Die Anzahl der Wasserleitungen wurde nach und nach vermehrt. Sie waren gewöhnlich von Ziegelsteinen gebaut, und das Wasser floß entweder unter der Erde, oder über derselben auf großen Bogen. Auf diese Weise wurde es im Rinnen von Metall oder Bley von einer Entfernung von sechs, acht, zwölf, auch mehr deutsche Meilen nach Rom geleitet.

Die Toscaner waren die ersten Baumeister Roms; sie führten alle großen Gebäude der Stadt in ihrem etwas rauhen Geschmacke auf, bis die Römer mit den Griechen bekannt wurden, welche die ersten zierlichen Tempel in Rom errichteten, als den Tempel des Jupiter Stator auf dem Capitol, den Tempel des Mars im Flaminischen Circus, und viele andere. Die alten Römer verließen sich ganz auf die Griechen in allem was die Künste betraf, daher sich auch sehr wenige mit der Baukunst beschäftigten.

Cossutius war der erste römische Baumeister, der sich einen Ruhm in dieser Kunst erwarb, die er in Griechenland studiert hatte. Er wurde vom Epiphanes berufen, den berühmten Tempel des olympischen Jupiters zu vollenden; ein Werk, das er meisterhaft ausführte. In Rom selbst aber bediente man sich seiner Kunst nicht. Hingegen errichtete Cajus Mutius, ein Römer, ungefähr hundert Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, die beiden so sinnreich erfundenen Tempel der Ehre und der Tugend, die so gebaut waren, daß man nur durch den leztern in den erstern gelangen konnte. Vitruvius, der berühmteste aller römischen Baumeister, lebte zu den Zeiten Augusts, der durch ihn diese weltbeherrschende Stadt außerordentlich verschönern ließ.

Seit der Regierung dieses Kaisers bis zum Alexander Severus, das ist, vom Vitruvius bis zu Baumeister Nico, Vater des großen Arztes Galenus, in einem Zeitraume von zweyhundert Jahren, wurden unaufhörlich prächtige Gebäude in Rom aufgeführt. Indessen hatten die Häuser und Paläste in dieser Stadt zu den Zeiten Augusts nur ein einziges Stockwerk. Sie waren jedoch sehr hoch, denn der Dichter Rutilius vergleicht sie mit Thürmen, die gemacht

macht zu seyn schienen gen Himmel zu steigen. August verordnete endlich, daß sie nicht höher als siebenzig Fuß gebaut werden sollten. Manche hatten Erker, wo die Sklaven und Freygelassenen wohnten. Die Wohnzimmer des Hausherrn hingegen waren nur wenig Fuß von der Erde erhöht, zu welchen man auf einigen Stufen von der Straße hinan stieg. Diese einfache Bauart ist wahrscheinlich die Ursache, daß auch nicht mehr die geringste Spur eines altrömischen Wohngebäudes zu sehen ist, so überaus weitläufig viele auch waren; denn sie enthielten Bäder, große Säle, gymnastische Uebungsplätze und viele Gallerien, wo man, gegen Sonne und Witterung geschützt, spatzieren ging.

Zu den Baukünsten der Alten gehört auch das sonderbare Mittel, dessen sie sich bedienten, ihre Säle tönbar zu machen; sie sezten nämlich in den Winkeln des Gebäudes Vasen, welche die Töne auffingen, verbreiteten und verschiedene Modulationen hervorbrachten.

Das ehemalige Marsfeld ist jezt ganz bebaut, und macht den volkreichsten Theil von Rom aus. Vielleicht war nie auf Erden ein so herrlicher Plaz als dieses Marsfeld. Der Umfang desselben war ungeheuer, und mit den

prächtigsten Gebäuden umgeben, welche daher alle die vortheilhafteste Lage hatten. Hier war das Mausoleum des August mit seinen zwey Obelisken; die Bäder des Nero; der Circus des Alexander Severus; das Pantheon; die Bäder des Adrians; die Bäder des Agrippa; das Theater des Pompejus, wobey ein Coloß stand; der Circus Flaminius; das Theater des Marcellus; die Naumachie des August; die Antoninische Säule, desgleichen viele Porticos, Springbrunnen, Tempel und Paläste. Auch sah man Adrians Grabmal jenseit der Tiber. In der Mitte dieses Inbegriffs menschlicher Herrlichkeit stand der berühmte Sonnenobelisk 116 Fuß hoch, ganz mit Hieroglyphen bedeckt, den August aus Egypten nach Rom bringen ließ. Er war der größte in der Stadt, und diente der ungeheuern Sonnenuhr auf dem Marsfelde, deren Ziffern Ellenlange Platten von Bronze auf einem weißen marmornen Grunde waren, zum Sonnenzeiger. Jezt liegt er zerbrochen auf der Erde, in einem Winkel nahe bey seinem vorigen Standplatze, wo er wohl noch lange liegen bleiben dürfte. Ein ähnliches Schicksal hatte eine schöne funfzig Fuß hohe Säule von roth gesprenkeltem Marmor, die auch aus Egypten geholt, und dem Kaiser Antonin dem Frommen zu Ehren errichtet wurde. Sie lag

unter

unter der Erde, und wurde im Anfange dieses Jahrhunderts herausgezogen. Das Postument, mit Basreliefs und Inschriften, steht zwar auf dem Monte Citorio, allein die Säule selbst ruht in einer Breterhütte. Sie ist noch ganz, und ihre Errichtungskosten würden nicht außerordentlich seyn; allein die apostolische Kammer hat den Grundsaz, alle Ausgaben, die nicht unumgänglich nothwendig sind, sorgfältig zu vermeiden.

Das Forum Trajanum, von dem griechischen Baumeister Apollodor angelegt, war nach dem Marsfelde der prächtigste Plaz des alten Roms. Hier sahe man Tempel, Colonnaden, Porticos ganz mit Bronze bedeckt, und viele marmorne und metallene Statuen, auch die große metallene Bildsäule Trajans zu Pferde, seinen Triumphbogen, die prächtige Säule u. s. w. Das Ganze zusammen war so bewundernswürdig, daß, als der Kaiser Constantius, Sohn des großen Constantins, nach Rom kam, er von der Pracht dieser Stadt, und besonders von diesem Platze so hingerissen wurde, daß er gestand, wenn gleich der Ruf in allen Dingen die Sache selbst überstiege, so sagte er dennoch von Rom viel zu wenig. Von allen Herrlichkeiten dieses Platzes ist nichts mehr übrig, als die majestäti-

sche Säule, die an einem schlechten Orte steht, und wovon das hohe Postument unter der Erde befindlich ist; so daß man viele Stufen herunter steigen muß, um an den Fuß der Säule zu gelangen. Welch einen unermeßlichen Stoff zur Erläuterung der Geschichte liefert dieses einzige Denkmal! Es hat schon viele Streitigkeiten, besonders wegen des Costume entschieden, die ohne diese Säule ewige Probleme geblieben wären. Die Thaten des Kaisers Trajan, seine Schlachten zu Wasser und zu Lande, Opfer, Processionen, Triumphe, Gefäße aller Arten, Altäre, Kriegsmaschinen, und unzählige andre Dinge, sind auf derselben mit vieler Kunst und Wahrheit dargestellt. Man zählt über sechstausend Figuren. Auf der Spitze derselben stand eine Bildsäule nebst einer Urne, worin nach dem Bericht einiger Geschichtschreiber die Asche dieses vortreflichen Fürsten aufbehalten wurde. Nach dem Eutropius war er der erste, der das Vorrecht erhielt, sein Grab in der Stadt zu haben.

Der Plaz, worauf die Antoninische Säule vormals stand, war bey weitem nicht so schön, auch ist die Säule nicht mit der Trajanischen zu vergleichen, von welcher sie eine Nachahmung ist; allein dafür steht sie jezt auf einem der schönsten Plätze des neuen Roms, wo sie eine

große

große Wirkung thut. Sie besteht aus 28 Marmorblöcken, und hat inwendig 190 Stufen, wie auch 41 Fenster. Obgleich diese Säule frey steht, und von Palästen umgeben ist, so muß man doch durch Kothhaufen waden, wenn man nahe hinzutreten will. Die Unreinlichkeit ist hier allen großen Plätzen eigen, den einzigen Petersplaz ausgenommen, und dieses blos deswegen, weil er in einiger Entfernung von den Wohnhäusern liegt. Es ist unglaublich, wie weit die Unfläterey hier getrieben wird. Da die Häuser und Paläste in Rom mehrentheils offen stehen, so dient der Eingang jedermann zu den ekelhaftesten Bedürfnissen, daher man oft Mühe hat ins Haus zu kommen. Dieses erstreckt sich auf die Treppen, die manchmal ganz mit Kothe bedeckt sind. Die Römer sind dieß so gewohnt, daß selbst fürstliche Personen diesen Unfug in ihren Palästen mit Gleichgültigkeit ansehen.

Es ist hier nichts prächtigers, als das Pantheon mit seinen sechszehn majestätischen Granitsäulen, wogegen die Säulen der Façade an der Peterskirche, von gewöhnlichen Steinen, die schon durch große Löcher den Anfang der Zerstörung zeigen, nur eine armselige Figur machen. Die Säulen haben korinthische Capitäler, und

sind alle aus Einem Stück gehauen 37 Fuß hoch. Die Oefnung in der Decke, wodurch das Licht ins Gebäude fällt, hat genau auch eben dieses Maaß, nämlich 37 Fuß im Diameter. Dieses herrliche Werk der Kunst wurde vom Agrippa errichtet. Es wurde ausgebessert vom Domitian, Marcus Aurelius und Septimus Severus; und unter dem griechischen Kaiser Phokas von dem Pabst Bonifacius IV. der Jungfrau Maria zugeeignet.

Von allen Denkmälern der römischen Herrlichkeit ist dieses das einzige, das ganz geblieben ist. Der kleine Plaz aber, worauf dieser unnachahmliche Tempel steht, hat keine Aussicht; er liegt in einem Winkel, und man fällt gleichsam darauf zu. Zu dieser nachtheiligen Lage kommt noch der üble Geruch der daselbst verkauften Lebensmittel, mit so vielen andern Gegenständen, die sich hier so zusammengedrängt darstellen, daß man unmöglich mit der nöthigen Heiterkeit des Gemüths dieses Gebäude anstaunen kann. Zur Zeit der Erbauung, fünfundzwanzig Jahre vor Christi Geburt, hatte es sieben Stufen, die zum Eingange führten; allein so sehr war Rom durch die entsezlichen Verwüstungen verändert und das Erdreich erhöhet worden, daß man vor einigen hundert Jahren, anstatt heraufzusteigen, dreyzehn Stufen

herun-

heruntersteigen mußte. Der Pabst Alexander VII. ließ die Erde wegräumen, so daß man jezt geradezu eintreten kann. Das Gewölbe war nicht mit Bronze bekleidet, wie man insgemein glaubt, sondern es war durch große metallene Balken gestützt, die zugleich die Decke des Portico trugen. Diese ließ der Pabst Urban VIII. wegnehmen, und daraus den hohen Altar in der Peterskirche und achtzig Kanonen für die Engelsburg verfertigen. Dieses geraubte Metall wog 186, 392 Pfund. Um der Kirche diesen Schaden zu vergüten, ließ er zwey scheußliche Thürme darauf setzen. Das antike Ansehen, das aber die Decke dennoch beybehielt, wurde in unsern Tagen unter Benedict XIV. durch eine moderne Ueberweißung vollends vertilgt.

Es war das Loos dieses prächtigen Gebäudes, mehr von Freunden als von Feinden zu leiden; denn schon im Jahre 663 plünderte es der Kaiser Constantin III, und ließ alle daselbst befindlichen kostbaren Statuen, und überhaupt alles von Werth nach Constantinopel schleppen. Die achtundzwanzig Wagen voll Reliquien aber, welche der Pabst Bonifacius IV. im Jahre 607 hatte nach dem Pantheon bringen lassen, ließ er unberührt. Man versichert, daß in diesem Jahrhunderte, unter dem Pontificat Benedicts XIV.

wieder

wieder vierzig Wagen, mit solcher Waare beladen, diesen heiligen Schatz rekrutirt haben. Diese Anschaffung ist weder schwer noch kostbar, denn die Catacomben, wovon ich weiterhin reden werde, haben noch Vorrath genug zu zahlreichen Ladungen. Im Pantheon sind die Begräbnisse des Raphael von Urbino, des Hannibal Carrache, und andrer großer Maler, auch der Körper unsers Mengs ist hier beygesezt worden. Der Ritter Azara, spanischer Minister in Rom, und Freund dieses Künstlers, hat ihm auf eigne Kosten ein kleines Monument setzen lassen, dessen Aufschrift er selbst verfertiget hat. Dieser Mann wollte dem Kardinal Bembo nachahmen, welcher die bekannte vortrefliche Grabschrift auf den großen Raphael gemacht hat; allein diese auf unsern berühmten Landsmann ist sehr abgeschmackt. Hier ist weder das Vaterland des Künstlers, noch der Monarch erwähnt, in dessen Diensten er stand, und der sein großer Wohlthäter war. Das ganze läuft in vielen Worten dahin aus, daß er, Azara, der Freund des Mengs gewesen sey, und ihm dieses Denkmal habe errichten lassen.

So sehr man sich auch jezt hütet, die Ruinen des großen Coliseums anzugreifen, wie vormals leider geschehen ist, so fällt es doch durch

die

die Macht der Zeit nach und nach ein; große Klumpen Steine lösen sich von der Masse los, und stürzen über einander, da sie keine Haltung haben, weil allenthalben ungeheure Lücken sind. Es ist daher zu besorgen, daß man in wenig Jahrhunderten nicht das geringste mehr vom obern Theile sehen werde, allein der untere Theil mit den erstaunlichen Gewölben ist für die Ewigkeit gemacht, und wird gewiß alle römischen Ruinen ausdauern. Ein Hofmaler eines deutschen Hofes hätte bald durch diese Baufälligkeit sein Leben eingebüßt. Er saß unter einem über ihm hangenden Steinklumpen und zeichnete, ein Bedürfniß nöthigte ihn aufzustehn; diesem Augenblicke stürzte diese Steinmasse über die Stelle her, wo der Maler gesessen hatte, und bedeckte dessen Feldstuhl, Hut, Stock und Zeichenbuch, die vielleicht künftigen Antiquaren Beschäftigung geben werden.

Dieses ungeheure Gebäude, das noch 1534 ganz zu sehen war, hatte 1612 Fuß im Umfange, und enthielt achtzig Arkaden. Von den Bruchstücken dieses gigantischen Werks wurden die Paläste Farnese, St. Marcus, wie auch der Palast der Kanzley erbaut. Diese amphitheatralischen Ruinen werden jezt für heilig gehalten, weil so viele Christen den Märtyrertod daselbst

gelitten

gelitten haben; es sind daher Altäre in denselben errichtet worden, wo man immer fromme Seelen betend antrifft, um die mit diesen Ceremonien verknüpften Indulgenzen zu verdienen.

Nahe bey dem Coliseo ist der Triumphbogen des Titus, der jezt wie das Thor eines deutschen Städtchens aussieht. Er steht am äussersten Ende des altrömischen Marktplatzes. Aller Zierrathen beraubt, und so entsezlich verstümmelt, würde man dieses herrliche Denkmal ungeachtet der daran befindlichen Inschriften, für einen bloßen Durchgang halten, wenn nicht die vortreflichen Basreliefs der Inseite Aufmerksamkeit erregten. Die Erde ist hieselbst so erhöht, daß man die Figuren mit den Händen berühren kann. Er wurde dem Titus zu Ehren, als ein Denkmal seiner Eroberung des jüdischen Landes, errichtet. Sein Triumph war einer der prächtigsten, die man je in Rom gesehen hatte. Vom Romulus bis zum Titus zählte man deren an dreyhundert. Auf diesem Denkmal sieht man die Abbildung der heiligen Geräthe des Tempels zu Jerusalem: den goldenen Leuchter, den Tisch mit den Schaubrodten, die Gesezztafeln, Opfergefäße u. s. w. welche den Triumph des Titus zierten. Man würde die wahren Formen dieser nicht allein für die Juden, sondern auch für die

Christen

Christen so verehrungswürdigen Dinge, nicht ohne dieses Monument wissen, wo sie wahrscheinlich genau nach den Originalen kopirt waren; und dennoch ist es so unverantwortlich vernachläßigt worden, während der Zeit man so viel unbedeutende Sachen mit der größten Sorgfalt aufbehalten hat. Man sieht nie einen Juden durch diesen Triumphbogen gehen, denn sie machen lieber einen großen Umweg. Allerdings muß die Darstellung solcher entweiheten Heiligthümer dieses gedrückte Volk aufs empfindlichste rühren. Unweit von diesem Bogen fing die heilige Straße an, die zum Capitol führte.

Für den Triumphbogen des Constantins ist besser gesorgt worden; man hat ihm nicht allein seine eigenen Zierrathen gelassen, sondern noch überdem den Bogen des Titus beraubt, um das Denkmal des ersten christlichen Kaisers zu schmücken, der durch diesen Titel alle seine schändlichen Laster wieder gut machte, dahingegen der gütige Titus, im mittlern Zeitalter, als ein Heide in keine Betrachtung kam. Man sieht auf diesem Bogen acht schöne Statuen, denen die Köpfe fehlen. Ungeachtet sie hoch stuuden, geschah diese Verstümmelung in einer Nacht ohne vieles Geräusch, und nie hat man weder die Thäter, noch die gebrauchte Methode

bey dieser mühsamen Unternehmung entdecken können.

In dieser Gegend, auf dem palatinischen Berge, stand auch das goldne Haus des Nero, das an Pracht alles in Rom übertraf, aber nur kurze Zeit vorhanden war. Der ursprüngliche kaiserliche Palast, den August vierzig Jahre lang bewohnte, war nur simpel gebaut, und von geringem Umfange; allein Tiberius, Caligula und Nero vergrößerten ihn sehr, bis er im Jahr Christi 64 abbrannte, worauf denn Nero auf eben dieser Stelle sein goldnes Haus aufführen ließ. In dem Vorhofe desselben war eine 120 Fuß hohe marmorne Bildsäule, die Vespasian hernach bey seinem Amphitheater setzen ließ, und sie der Sonne heiligte. Er zierte das Haupt dieses Colossen mit sieben Stralen von vergoldetem Metall, deren jede zweyundzwanzig und einen halben Fuß lang war. Der Plaz, wo dieses goldne Haus stand, dient jezt zu Wein- und Lustgärten; indessen sieht man hier noch ansehnliche Ruinen; unter denselben wohnt auch ein deutscher Edelmann, der sehr beschäftigt ist die Erde zu durchwühlen. Ueberhaupt wird jezt in Rom das Umgraben außerordentlich betrieben, wozu die erworbenen Reichthümer verschiedener Privatpersonen anlocken.

locken. Unter diese gehört der berühmte Maler Hamilton. Er ist ein Schottländer, der seit vielen Jahren sich in Rom aufhält, und durch das Graben ein großes Vermögen zusammengebracht hat. Der Reiz zu solchen Nachsuchungen ist um so viel größer, da der Unternehmer fast nie verliert. Findet er Statuen oder andre Denkmäler, so bereichert er sich; findet er keine, so werden doch immer so viel Marmorsteine aller Arten ausgegraben, daß er für seine Kosten hinreichend entschädigt wird. Indessen versichern die Römer, daß, ob man gleich nie mehr gegraben, man nie weniger als jezt gefunden habe.

Es ist ein wahrhaft trauriger Anblick, das alte Forum Romanum zu sehen; auf allen Seiten große Ruinen, worunter drey freystehende Säulen sind, welche für die schönsten in Italien gehalten werden; der Plaz selbst zum gemeinen Viehmarkt herabgewürdigt, der ehemals ganz mit Statuen bedeckt war, wo die berühmten Rednerbühnen standen, wo so viele denkwürdige Vorfälle geschahen, und wo das römische Volk Jahrhunderte lang das Schicksal aller Staaten entschied. Hier stand der vom Dictator Camillus erbaute Tempel der Eintracht; ferner der Tempel des Saturns, wo der öffent-

liche Schatz des römischen Volks aufbehalten wurde; der Tempel des donnernden Jupiters; der Tempel des Antoninus und der Faustina, von welchem leztern die Vorderseite noch vorhanden ist, und jezt zum Eingang in eine Kirche dient, nebst vielen andern Tempeln und prächtigen Gebäuden.

Wenn man genau den Umfang des vormaligen Forums untersucht, so muß man sich wundern, daß dieser Plaz so klein gewesen ist; denn das jetzige Campo vaccino nimmt einen weit größern Raum ein, als das alte Forum hatte. Die Marktplätze in den großen Städten Deutschlands sind größtentheils viel geräumiger. Diese Verwunderung aber wird gehoben, wenn man annimmt, daß in den ersten Zeiten der Republik dieser Plaz groß genug war; als Rom hernach mächtig wurde, konnte man ihn nicht vergrößern, weil er mit vielen schönen Gebäuden besezt war, die überdem größtentheils geheiligt waren, und man daher nicht niederreißen konnte. Deswegen war Julius Cäsar genöthigt, unweit davon einen neuen Plaz anzulegen, den man Forum Caesaris nannte. Dieser geringe Umfang des römischen Forums war auch Ursache, daß das Volk bey außerordentlichen Gelegenheiten sich auf dem Marsfelde versammelte, wo ein ungeheurer Raum war.

Man

Man sieht an dem heutigen Campo vaccino außer den obenangeführten noch große Ruinen, die gewöhnlich für Ueberreste des Friedenstempels gehalten werden; eine antiquarische Meynung, die sehr alt ist, aber jezt stark bestritten wird. Der wichtigste Grund, den man wider das alte Vorurtheil anführt, ist, daß die noch vorhandenen Ruinen nicht im geringsten die Figur anderer römischen Tempel haben, und daß es nicht glaublich sey, daß der Janustempel allein von den andern Tempeln verschieden gewesen wäre, da sich Abtheilungen daselbst befinden, die ganz der Form eines römischen Tempels zuwider sind.

Der Triumphbogen des Septimius Severus, ganz von weißem Marmor, steht auch auf diesem Platze, ist aber halb von der Erde bedeckt; die großen Seiten-Arkaden sind ganz damit angefüllt, übrigens aber ist er noch ziemlich wohl erhalten worden. Hier stieg man auf dem heiligen Wege zum Capitol hinan; um nun aber auf dieser Seite dahin zu kommen, muß man einen sandigen Hügel besteigen, denn der jetzige Hauptzugang ist von der entgegengesezten Seite. Dieser hat ein sehr edles Ansehen. Die schöne Treppe mit ihren Sphinxen, die marmornen Statuen, die Trophäen des Marius,

die römischen Meilensäulen, die Statue des Marc-Aurels von Bronze, und die Gebäude des Platzes selbst, alles dieß ist einer Opern-Decoration ähnlich. In Ansehung der Gebäude aber kommen die Kenner überein, daß sie zu den schlechtesten Arbeiten des Michael Angelo gehören. Eines derselben ist mit Gemälden, das andere mit Statuen angefüllt. Diese lezte Sammlung ist außerordentlich, und wird von keiner in Europa, als der im Clementinischen Museo, übertroffen. Die hier befindlichen Antiken sind ein vortreflicher Commentar über die römischen Geschichtschreiber, besonders über den Suetonius und Dio Cassius. Im Vorhofe dieses Gebäudes findet man die berühmte Colonna Rostrata, die dem Cajus Duillius zu Ehren wegen seines Sieges über die Carthaginenser errichtet wurde. Dieses war die erste Seeschlacht der Römer. Die Säule ist nur klein, und hat mit dem Postument nicht über neun Fuß. Das Alter und die Veranlassung ist auch das einzige Merkwürdige bey derselben. Vormals stand sie auf dem Forum bey der Rednerbühne. In diesem Hofe sieht man auch vortrefliche Basreliefs, welche den Triumph Marc-Aurels über die Parther vorstellen, und ehmals seinen Triumphbogen zierten.

Der

Der vornehmste Palast auf dem Capitol ist die Wohnung des römischen Senators. Diese Würde, womit sich ehmals so viele hundert Römer auf diesen sieben Hügeln brüsteten, besitzt jezt nur Ein Mann, der den Vorsitz bey einem Tribunale nebst einigen besondern Vorrechten hat. Die Ansprüche dieser sogenannten Senatoren gehen so weit, daß sie den Gesandten der größten Höfe den Rang streitig machen. Der seltsame Gebrauch ist merkwürdig, daß, wider die Gewohnheit aller Städte in der Welt, die ihre Magistratspersonen aus ihren eigenen Bürgern erwählen, diese Würde allemal ein Fremder bekleiden muß; daher kein geborner Römer dazu gelangen kann. Die Einkünfte dieses Senators sind zweytausend römische Scudi. In dem Palast ist eine Glocke, die nur blos geläutet wird, um das Volk zu benachrichtigen, daß der Pabst gestorben ist, und im Carneval, daß man sich maskiren könne.

Die auf eben diesem Berge liegende Kirche von Aracoeli, welche den Franciscanern gehört, ist auf den Ruinen des Tempels Jupiters Capitolinus gebaut. Man steigt zu derselben auf einer marmornen Treppe von 120 Stufen, die aus den Trümmern des Quirinustempels genommen worden sind. Hier sind noch Säulen aus dem alten Tempel Jupiters, die auf die sinnlichste Weise an

dieses Heiligthum der alten Römer erinnern. Es war am Feste des heiligen Franciscus, daß ich zum erstenmal diese Kirche betrat, allwo eine vortrefliche Musik aufgeführt wurde. Ich hörte sie kaum, denn ich war ganz in Betrachtungen verloren, die sich meinem Geiste darstellten. Dieses hier war gleichsam der Mittelpunkt der Erde, das größte Heiligthum eines der aufgeklärtesten Völker der Vorwelt; einer Nation, welche die Königreiche aller Zonen als Hintergebäude vom Kapitol ansah. Hier wurden die sybillinischen Bücher aufbehalten. Hier waren die zwölf heiligen Schilde, die nach dem Livius an den Säulen des Tempels hingen. Die Bildsäule Jupiters war von Golde. Von eben diesem kostbaren Metall war auch eine Statue der Siegesgöttin, 320 Pfund schwer. Sylla hatte die Säulen zu diesem prächtigen Gebäude aus dem Tempel des olympischen Jupiters genommen, und nach Rom bringen lassen. Die Reichthümer dieses capitolinischen Tempels waren unermeßlich. Man sahe hier die Geschenke der überwundenen Könige und Völker, eine große Anzahl goldener Kronen und Gefäße, kostbare Steine, marmorne und metallene Bildsäulen aller Arten, Gemälde, erbeutetes Kriegsgeräthe, Trophäen, nebst vielen Waffen, die von vornehmen Kriegern als ein Gelübde hieher gegeben wurden.

den. An den Mauern des Tempels hingen Tafeln von Bronze, worauf die römischen Gesetze eingegraben waren. Der Contrast jener Zeit mit der jetzigen ist nirgends so über allen Ausdruck auffallend, als hier. Anstatt aller dieser Reichthümer sieht man hier elende Franciscanermönche, die das Gelübde der Armuth gethan, und sich hier, dreyhundert stark, auf diesem so ehrwürdigen Erdraume, eingenistet haben; und um das Abstechende vollkommen zu machen, so sieht das Aeußere des Gebäudes einer Dorfkirche ähnlich.

Man sieht auch noch Trümmern von dem Triumphbogen des Janus, am Fuße des palatinischen Berges; er war mit achtundvierzig Nischen versehn, in denen Bildsäulen standen; ferner findet man noch Ruinen von dem Triumphbogen des Drusus, und von dem, welchen man dem Kaiser Gallianus zu Ehren errichtet hatte; die Lage des erstern war an dem Orte, wo die appische Heerstraße anfing, und der leztere stand am Fuße des esquilinischen Berges, wo Gallianus seine Gärten hatte. Die Inschrift, die noch vorhanden ist, besagt, daß ihn Marcus Aurelius errichten ließ.

Nach dem Collseo formiren die Bäder des Caracalla die größten Ruinen in Rom, deren äußere Mauern von allen Bädern am wenigsten verfallen sind, und uns also noch genau ihren ungeheuern Umfang zeigen. Die Pracht ihres ehmaligen Zustandes war außerordentlich. Es befanden sich 1600 marmorne Stühle daselbst für die Badenden. Die Wasserröhren waren von Silber, die Badezimmer mit kostbarem Marmor ausgelegt, und mit krystallenen Lampen erleuchtet. Den berühmten Torso, oder marmornen Rumpf von großer Vollkommenheit, wie auch die unter dem Namen des Farnesischen Herkules so bekannte Bildsäule hat man hier gefunden. Diese Bäder des Caracalla wurden jedoch von den Bädern des Kaisers Diocletian an Grösse übertroffen, der sieben Jahre lang 40,000 Christensklaven daran arbeiten ließ, von welchen 30,000 dabey umkamen. Die Trümmern dieser Bäder auf dem Plaz Termini dienen jezt zu Kornmagazinen. Der Raum aber, den der große kaiserliche Saal einnahm, ist zu einer Kirche angewendet worden, die den Karthäusern gehört. Diese Ausführung ist ein Meisterstück des Michel Angelo, welcher der Kirche dieselbe Größe des alten Saals gegeben, und acht sehr große Granitsäulen, die in der Mitte desselben stunden, unverrückt auf ihrem Platze gelassen hat, so daß

sie

sie noch jezt im Mittelpunkte der Kirche stehen.

Die Tempel waren gottesdienstlichen Gebräuchen und Ceremonien gewidmet: die Theater, Amphitheater, Basiliken u. s. w. hatten alle ihre verschiedenen Bestimmungen; aber in den Bädern scheinen alle diese vereinigt gewesen zu seyn. Außer der ungeheuern Anzahl von Gemächern und andern Badenothwendigkeiten, waren sie mit geräumigen Sälen und Porticos zum herumgehen versehen, wie auch mit Sitzen für die Zusammenkünfte der Philosophen. Die besten Bibliotheken der Stadt wurden dahin gebracht, und das Volk wurde daselbst mit theatralischen Vergnügungen und Fechterspielen belustigt.

Nichts übertraf in den Bädern der Kaiser die Pracht ihrer Säle. Die Decke derselben unterstützten Granitsäulen, der Fußboden war von mosaischer Arbeit, und die Wände, mit den seltensten Marmorarten bekleidet, prangten überdem mit den größten Meisterstücken der Malerey und Bilderhauerkunst. Die Zimmer, wo die Badenden gerieben und geräuchert wurden, waren ebenfalls mit diesen herrlichen Kunstwerken angefüllt; ja sogar die Oerter wo man das Oel und Rauchwerk aufbehielt, waren auf das treflichste

lichste geziert. Die Gallerien und Porticos dienten zur Garderobe, wo man, wegen des großen Zulaufs, Leute miethen mußte, die Kleider der Badenden zu bewahren. Die Gefäße und Geräthschaften aller Art entsprachen vollkommen dieser Pracht. Die Bäder selbst waren von Granit und Porphyr; einige waren fest, andre beweglich; unter diesen leztern waren freyhängende, um durch eine leichte Bewegung das Vergnügen des Bades zu vermehren.

Außer der Peterskirche hat keine in Rom so schöne Gemälde, als die Karthäuserkirche. Sie ist in der Form eines griechischen Kreuzes erbaut, sieht aber mehr einem Saale, als einer römisch-katholischen Kirche ähnlich. Das Kloster selbst, auch ein Werk dieses großen Baumeisters, hat über hundert marmorne Säulen. Es ist außerdem wegen einer Gallerie von Kupferstichen merkwürdig, die als Privatsammlung wenige ihres gleichen hat. Diese vortrefliche Sammlung kann jedermann unentgeldlich nach seinem Gefallen besehen. Ein Mönch öffnet die Thüre der Gallerie, läßt die Liebhaber hereingehen, und verschließt sie sogleich wieder. Diese Bequemlichkeit ist äußerst angenehm, man ist allein, ungehindert, und kann, ohne durch einen incommoden Aufseher gedrängt zu seyn, nach Belieben

viele

viele Stunden bey diesem Kunstschatze verweilen, den man ganz übersehen kann, da alle Stücke niedrig hängen. Die Thüre wird nicht eher geöffnet, bis man klingelt. Die Mönche dieses Klosters, deren Ordensregeln, wie bekannt, strenge sind, übertrieben diese Strenge aus Andacht vor wenigen Jahren so sehr, daß viele von denselben melancholisch, und einige gar närrisch wurden. Hieraus enstanden vorsetzliche Mordthaten, sie ermordeten sich unter einander ohne Beleidigung und ohne alle Ursache. Diese Vorfälle haben veranlaßt, daß man diese Mönche wider ihren Willen gezwungen hat, ihre unsinnige Andächteley einzuschränken und mehr gesellig zu seyn.

Die Obelisken trugen sehr viel zur Pracht des alten Roms bey. Ich habe schon oben den grossen Sonnenobelisk beschrieben, der auf dem Marsfelde zum Sonnenweiser diente, und alle andern übertraf. Es waren deren viele in der alten Stadt, die fast alle aus Egypten hieher gebracht waren. Der größte Theil derselben liegt jezt noch unter der Erde. Man ist auch gar nicht begierig, sie aufzufinden, weil man die Kosten der Aufrichtung ausnehmend scheut. Die vier größten, welche das neue Rom zieren, sind alle unter der kurzen Regierung des Pabstes Sixtus V, durch den großen Baumeister

Fon-

Fontana errichtet worden. Sie stehen vor den drey Hauptkirchen, und einer auf dem Plaz del popolo. Außer diesen sieht man noch mehrere von geringerer Größe, als auf dem Platze Navonna, in der Villa Albani, in der Villa Medicis, u. s. w.

Die Grabmäler der alten Römer aber übertrafen an Pracht ihre Bäder, Theater, ja selbst ihre Tempel. Von den drey außerordentlichsten, die Rom aufzuweisen hatte, sind noch die Ruinen vorhanden. Diese waren: das Mausoleum des Augusts, des Adrians, und der Cäcilia Metella, Gemahlin des Crassus. Vom erstern sind nichts, als einige schlechte Mauern übrig, welche man in einem Winkel aufsuchen muß, und nicht die geringste Idee von dem ehemaligen Zustande dieses Grabmals verschaffen. Es hatte eine Pyramidalform, die in Terrassen abgetheilt war, wo man bis oben hinauf unter Cypressenbäumen spazieren gehen konnte. Die Farbe dieser Bäume contrastirte sehr angenehm mit den weißen Steinen, woraus das Grabmal erbaut war, und mit den Statuen von Marmor und Erz, die nebst zwey großen Obelisken am Eingange dasselbe zierten.

Das Mausoleum der Cäcilia, das an der Appischen Heerstraße lag, hat weit größere

Trüm-

Trümmern, die man in einer Entfernung von vielen italienischen Meilen sehen kann. Es ist nicht von Ziegel erbauet, wie das Coliseum und andre große Denkmäler, sondern von großen Steinen, welche den höchsten Begriff von der alten Bauart geben. Diese Ruinen führen den Namen Capo di bove, und einem dicken runden Thurme ähnlich; auch dienten sie im mittlern Zeitalter den kleinen Tyrannen, welche das römische Gebiet verwüsteten, zum Befestigungsort. Einige Antiquare behaupten, daß sich ehemals in diesem Grabmal ein künstliches Echo befand, welches einen ganzen Vers Virgils sechsmal sehr deutlich, und noch öfter etwas undeutlich, wiederholen konnte. Man hatte es so angelegt, damit das Geschrey der Leidtragenden, die man gewöhnlich zu diesem Geschäfte dung, sich vervielfältigen möchte. Die große und sehr kostbare Urne, worin sich die Asche der Cäcilia befand, sieht man jezt in dem Hofe des Farnesischen Palastes.

Das Mausoleum des Adrians ist, wie bekannt, die Engelsburg, allein es ist so sehr entstellt, daß man keine Spur der vormaligen Bestimmung davon gewahr wird. Der Baumeister Detrianus hatte es auf Befehl des Kaisers Adrian aufs prächtigste erbaut. Es war mit siebenhun-

dert

dert Statuen gleichsam bedeckt, und oben mit einer ungeheuern Traube von vergoldetem Erzt geziert, die jezt in einem Hofe des Vaticans aufbehalten wird.

Von den übrigen noch in Trümmern vorhandenen Grabmälern sind die beiden folgenden die merkwürdigsten: das obwohl noch streitige Grabmal der Scipionen an der Appischen Heerstraße, und das sogenannte Grabmal der Horazier und Curiazier in Albano. Dieses leztere Mausoleum bestand aus fünf Pyramiden, von denen zwey noch gut erhalten worden sind. Die Meynung, dieses Denkmal sey jenen edlen Streitern geweihet, die für ihr Vaterland fielen, ist von den Alterthumsforschern hinreichend widerlegt worden. Man vermuthet mit mehr Wahrscheinlichkeit, daß der große Pompejus hier sein Grabmal erhielt, nachdem dessen Wittwe, Cornelia, seine Asche aus Egypten nach Italien gebracht hatte, und sie, wie Plutarch berichtet, in Albanum beysezte. Die fünf Pyramiden sollten sich nach dieser Auslegung auf die fünf berühmten Siege beziehen, die dieser Feldherr vor seinem ersten Consulat gewann.

Von dem prächtigen Septizonium des Septimius Severus, am Fuße des palatinischen Berges, waren noch am Ende des vorigen Jahrhunderts

hunderts ansehnliche Ruinen übrig, die jezt ganz verschwunden sind. Dieses war ein aus sieben Säulen bestehendes Gebäude, das eben so viel Stockwerke und prächtige Säulengänge einen über den andern hatte. Es war pyramidenförmig gethürmt, und außerhalb vom Boden bis zum Gipfel sahe man nichts, als Colonnaden und Statuen, die einen bewunderungswürdigen Anblick gaben. Auch die Trümmern dieses sonderbaren Gebäudes, auf dem palatinischen Berge, waren im vorigen Jahrhundert noch sieben Stockwerk hoch *), und bestanden aus lauter auf einander gesezten Säulen, die etwas von der

*) Dieses Urtheil gründet sich auf einen Kupferstich aus dem vorigen Jahrhundert, den ich besitze. Ein großer Alterthumskenner hat mir jedoch nach der ersten Ausgabe dieses Werks einen andern Kupferstich aus dem sechszehnten Jahrhunderte mitgetheilt, worauf die Ruinen des Septizonums nur drey Stockwerk hoch abgebildet sind. Dieses wird durch die Prospekte von Rom, die Hieronymus Cock im Jahre 1550 herausgegeben, bestätigt, wo nur von drey Stockwerken die Rede ist. Nach Cock bestand der untere aus jonischen, der mittlere aus korinthischen, und der obere aus römischen Säulen. Ich lasse daher die Sache unentschieden, ob ich gleich gestehen muß, daß die ältere Abbildung eine größere Glaubwürdigkeit vor sich hat.

der Form des Ganzen zeigten; allein jezt ist selbst der alte Standplaz den meisten Antiquaren unbekannt, so wenig wie sie die ehemalige Bestimmung dieses Gebäudes wissen.

Das einzige Grabmal, das aber noch bis jezt ganz erhalten worden, ist die Pyramide des Cestus bey dem St. Pauls Thore. Sie ist hundert und zehn Fuß hoch, und jede Seite der Basis sechsundachtzig und einen halben Fuß lang. Dieser Römer lebte kurz vor den Zeiten des Augusts, und war nie zu den höchsten Würden des Staats gelangt, und dennoch war sein Grabmal so prächtig; ein Umstand, welcher den ungeheuern Luxus seines Zeitalters beweist. Auf dem Felde hinter der Engelsburg befand sich eine ähnliche Pyramide, die in den barbarischen Zeiten auf Befehl der Päbste abgetragen wurde.

Im Jahre 1500 entdeckte man an der Via Appia ein Grab, daß außerordentlich merkwürdig war. Man fand den Körper einer jungen Frauensperson in einem unbekannten Liquor schwimmend; zu den Füßen stand eine brennende Lampe, die aber, nachdem sie an die Luft gebracht wurde, gleich erlosch. Der Leichnam war so frisch, als ob er eben erst hineingelegt

worden

worden wäre, indessen erkannte man so viel aus der Inschrift, daß er über 1500 Jahre an diesem Orte gelegen hatte. Man vermuthete, daß dieses der Körper der Tullia, Tochter des Cicero, wäre, die vor ihrem Vater starb. Sie hatte blonde Haare, die durch eine goldne Agraffe zusammen gehalten wurden. Dieser Leichnam wurde nach dem Capitolio gebracht, und dem ganzen Volke zur Schau ausgestellt. Da aber der Pöbel anfing zu glauben, daß es ein heiliger Leib seyn müßte, weil er unverwest geblieben war, ließ der Pabst Alexander VI. diese sonderbare Antike in die Tiber werfen *).

Zu den merkwürdigsten römischen Alterthümern gehören auch noch die Ruinen vom Theater des Marcellus, das 378 Fuß im Durchmesser hatte, und wovon noch die äußern Mauern vorhanden sind; ferner die ansehnlichen Ueberbleibsel der drey Wasserleitungen, des Nero, des Titus Vespasianus, und des Caracalla.

---

*) Diese von mehrern italienischen Geschichtschreibern und Alterthumsforschern erzählte Geschichte wird von manchem bezweifelt. Meine Zweifel sind auch rege geworden; indessen könnte doch wohl etwas davon wahr seyn.

Neunter Abschnitt.

Das neuere Rom. Das Thor del popolo. Straße il Corso. Grundriß des alten Roms auf dem Capitol. Die Brücke Ponte Mole. Menge der merkwürdigen Gegenstände in dieser Stadt. Peterskirche und Petersplaz. Grabmäler über und unter der Erde. Lateranskirche. Geschenke Constantins des Großen. Pabst Ganganelli's sonderbares Schicksal in dieser Kirche. Lateranpalast. Taufgebäude Constantins. Die heilige Treppe. Die Kirche Maria Magiore. Die Paulskirche. Die Kirche St. Andrea di Ponte Mole. Die Kirche der heiligen Agnes. Vatikanischer Palast und Bibliothek. Cardinal Zelada, Bibliothekar. Sixtinische Kapelle. Clementinisches Museum. Der Apollo. Vortreflichkeit der griechischen Kunstwerke. Palast Monte Cavallo. Der Farnesische Stier, die größte marmorne Gruppe in der Welt. Farnesische Erbschaft. Villa Medicis. Palast Borghese. Villa Borghese. Villa Albani. Kardinal Albani. Villa Pamphili. Palast Barberini, Colonna, Justiniani und Spada. Engelsbrücke. Spring'runnen. Große Fontaine auf dem Plaz Navonna, das Meisterstück des Bernini.

So prächtig auch das neuere Rom ist, so ist es doch nicht viel besser als ein Dorf in Vergleich mit dem alten; eine Parallele, die der beobachtende Reisende zur Verringerung seines gegenwärtigen Vergnügens, wenn er sich in

dieser

dieser außerordentlichen Stadt befindet, nicht ziehen sollte, die er aber dennoch bey jedem Schritte zu machen gleichsam gezwungen wird. Es ist hier die Rede blos von sinnlichen Gegenständen, da alles, was zum moralischen Theile gehört, auch nicht den Schatten eines Vergleichs erlaubt.

Gleich der Eingang in Rom durch die Porta del popolo, ehmals Flaminia, giebt ein lebhaftes Bild von dieser sonderbaren Stadt, wie sie jezt ist; Pracht und Armuth sehr seltsam vereinigt. Ein Obelisk, ein Springbrunnen, ein schönes Thor und drey Kirchen, alles dieses mit elenden Häusern vermischt, formirt den Plaz del popolo, und thut eine eigene Wirkung. An diesem Orte werden die Missethäter hingerichtet. Ich sahe hier eine sonderbare Todesstrafe, die sehr alt seyn soll, und die Römer macellare nennen. Der Delinquent wird nämlich mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, wie man bey uns die Ochsen schlachtet; eine Todesart, die nicht langweilig oder marternd ist, aber hier für die allerschimpflichste gehalten wird.

Die Straße il Corso, die zu diesem Platze führet, ist die vornehmste und längste in Rom. Sie ist schnurgerade, und durchschneidet fast ganz

den bewohnten Theil der Stadt. Keine Straße ist so breit als diese, und dennoch muß sie jeder Fremder enge nennen. Es ist merkwürdig, daß die Straßen auch in dem alten Rom durchaus enge waren, woran wahrscheinlich die Unbequemlichkeit der Sonnenhitze in einem so warmen Clima schuld war. Die Straßen waren daher nicht das Vorzügliche dieser Hauptstadt der Welt, wohl aber die öffentlichen Plätze, wo die Römer ihre gränzenlose Pracht zeigten. Zum Beweis dient der Grundriß von einem großen Theile des alten Roms, der unter dem Kaiser Septimius Severus auf egyptischen Steinen eingegraben wurde; ein schäzbares Document, wovon große Fragmente auf dem Capitol aufbehalten werden. Diese Bruchstücke wurden im Campo vaccino ausgegraben, und sind in sechs Abtheilungen aufgestellt. Auch die Landstraßen und Brücken dieses großen Volks waren sehr enge, wie man noch an den Ueberresten sehen kann. Kaum können zwo Carossen einander ausweichen.

Dieser enge Raum ist auch an der altrömischen Brücke Ponte mole wahrzunehmen, die von der toscanischen Seite nach Rom führt, und nur eine italienische Meile von der Stadt entfernt ist. Sie wurde vom Aemilius Scaurus erbaut,

und

und Pons Milvius genannt; auch ist sie wegen sehr wichtiger Vorfälle berühmt. Auf dieser Brücke hielt Cicero, nach der Entdeckung der Catilinarischen Verschwörung, die Verschwornen auf, die sich ins Lager ihres Anführers begeben wollten. Der Kaiser Constantin der Große erhielt auch auf eben dieser Brücke einen großen Sieg gegen den Tyrannen Maxentius. Diese Brücke war der Weg, worauf so viele Helden siegreich nach ihrem Vaterlande zurückkehrten, worauf so viele Könige gefangen nach Rom geschleppt wurden, worauf die Gesandten so vieler Königreiche und Staaten sich dem Sitze des Reichs näherten, um den Schutz des römischen Volks zu erflehen, und dessen Gunst zu erhalten, oder auch dessen Zorn zu versöhnen.

Ein Reisender, der in manchen großen Residenzstädten innerhalb acht Tagen alles Merkwürdige sehen kann, braucht in Rom wohl vier Monate, um alles Sehenswürdige nur flüchtig zu betrachten; zu einer genauen Ansicht gehören Jahre. Ich bin überzeugt, daß ohne die noch erhaltenen Ruinen, und ohne die neuern Kunstwerke man von Rom nichts mehr wissen würde. Die Residenz des Pabstes würde wenig zum Glanz der Stadt beygetragen haben, wo anders dieselbe noch in einem ungesunden Orte beybehalten wor-

den wäre. Nur allein die Menge der Künstler und der Reisenden erhält hier 170,000 Einwohner. Ein ganz vernachläßigter Ackerbau, ein sehr unbedeutender Handel, eine geringe Anzahl Fabriken und Manufakturen, nebst einer ungeheuern Menge Mönche machen Rom verhältnißweise zu einer der ärmsten Städte von Europa. Die päbstlichen Einkünfte aus fremden Staaten sind lange nicht so beträchtlich, als man insgemein glaubt; allein der Tribut, den alle Länder und Fürsten unsers Welttheils für Kunstwerke an Rom bezahlen, ist ganz außerordentlich, und erhält allein diese zahlreiche Volksmenge. Die geschickten Künstler aller Art sind durchaus so sehr mit Bestellungen überhäuft, daß oft wichtige Arbeiten ganz liegen bleiben, und gar nicht vollendet werden.

Die Peterskirche liegt von dem wohlbewohnten Theile der Stadt sehr entfernt, und überhaupt in dem ärmsten Quartier von Rom, daher auch alle dahinführende Straßen schlecht sind, und die Wirkung sehr verringern, die dieses Gebäude sonst verursachen würde. Man muß ganz nahe an der Colonnade seyn, um das Ganze zu übersehen. Ungeachtet aller Bewunderung, die der Anblick dieser Kirche einflößt, wird jeder unbefangene Reisende, der beide

Städte

Städe, Rom und London gesehn, und gesunde Augen gehabt hat, gestehen, daß die Façade der Paulskirche von der Seite von Ludgate hill einen ungleich stärkern Eindruck macht, und weit majestätischer ist. Da diese aber keine so vortheilhafte Lage, keinen Peterspläz, keine Colonnade mit Statuen, Obelisk, noch Springbrunnen hat, und überdem die Engländer keine solchen Gasconier als die neuern Römer sind, so werden der Paulskirche die Lobsprüche sehr sparsam ertheilt, dahingegen glaubt man nie genug Worte finden zu können, die Peterskirche nach Würden zu preisen. Der große und schöne Pläz dieser leztern, nebst dessen Säulengängen, Statuen, Springbrunnen u. s. w. sind hier sowohl als das Inwendige derselben, blos accessorisch, und haben mit dem Gebäude des Tempels nichts gemein. Dieses Innere aber ist hier in der That hinreißend, und wird noch durch eine besondere Reinlichkeit erhöht, die in den hiesigen Kirchen sowohl als Palästen nichts weniger als gebräuchlich ist. Eine Anzahl Leute sind hier unaufhörlich den ganzen Tag über beschäftigt, zu reinigen und zu putzen, wozu man künstliche Gerüste hat. Die Tapezierer aber haben deren keine, wenn sie vor dem Peterstage die Kirche mit Tapeten von unten bis obenaus zieren müssen. Dieses ist die gefährlichste Arbeit, die sich

nur denken läßt. Man sezt eine Menge Leitern eine auf die andere, und klimmt so in der Luft balancirend die ungeheuern Mauern herauf, und in dieser Schwebung geschieht auch die Anheftung der Tapeten. Diese Leute sind im Sold der Kirche, der sehr gering ist. Oft geschehen auch Unglücksfälle, daher sie gewöhnlich vor der Arbeit beichten. Ihr Schutzpatron ist der heilige Venantus, ein Märtyrer, der von oben herabgestürzt wurde.

Der große Baumeister Bramante, Lehrer des noch größern Raphaels, machte die ersten Zeichnungen zu diesem Meisterwerk der Baukunst, und legte 1514 den Grund dazu.

Die ungeheure Größe der Kirche zeigt sich am meisten an großen Festtagen. Ich habe während meinem langen Aufenthalte in Rom dieselbe bey keiner Feyerlichkeit voll gesehen, so sehr auch Menschen von allen Seiten zuströmten. Der große Altar hat genau die Höhe des Farnesischen Palastes, und dennoch scheint er, wegen des erstaunlichen Umfangs der Kirche, und wegen seiner Lage unter der Kuppel, nicht besonders hoch zu seyn. Bey diesem Altar ist der Eingang zum Grabe des heiligen Peters, woselbst Tag und Nacht hundert silberne Lampen

brennen,

brennen, nur am Charfreytage werden sie ausgelöscht. Kein Frauenzimmer darf bey Strafe der Excommunication hier herunter steigen, ausser am Pfingstmontage, an dem es aber den Mannspersonen bey eben dieser Strafe untersagt ist. Dieses Verbot hat seinen guten Grund, denn das Clima, die Sitten der Römer, und die Gelegenheit an einem dunkeln Orte, könnten sehr unheilige Handlungen veranlassen. Die Heiligkeit aber des großen Tempels selbst würde hiebey wohl in keine Betrachtung kommen. Ein offenbarer Beweis davon ist die vortrefliche Statue des della Porta am Grabmal des Pabstes Paul III. Sie stellt die Religion unter der Gestallt eines jungen und schönen Frauenzimmers vor, das in der wollüstigsten Stellung liegt, und selbst in Marmor fähig gewesen ist, Begierden einzuflößen. Verschiedene scandalöse Auftritte haben verursacht, daß man gewisse Theile dieser Statue mit einem kleinen Bleche bedeckt hat, das jedoch bey Bezahlung eines Zechins auf einige Augenblicke weggenommen wird; ein Preis, für welchen man die Hälfte aller Bildergallerien in Rom sehen kann.

Die Grabmäler zieren diese Kirche mehr als die Altäre, und zeigen die Bildhauerkunst in ihrer ganzen Größe. Auf dem Monument der

Königin

Königin Christina von Schweden ist ihre Abschwörung der protestantischen Religion in einem sehr schönen Basrelief vorgestellt. Diese Königin und die Gräfin Mathilda, die Wohlthäterin des päbstlichen Stuhls, sind außer den Päbsten die einzigen, denen man in dieser Kirche Denkmäler errichtet hat. In den unterirdischen Gewölben, welche den Boden der alten Kirche formirten, sieht man viele Begräbnisse von Päbsten, aber ohne alle Denkmäler, und größtentheils armselig. Hier ruhet auch der Leib des vortreflichen Ganganelli, dem man wohl kein besser Denkmal prophezeihen konnte. Daß aber auch sein Vorgänger Rezzonico hier ohne Monument von seinen undankbaren Erben gelassen wird, die er mit Reichthümern und Würden beladen hat, wird von ganz Rom getadelt. Unter diesen sind die beiden noch lebenden Kardinäle Rezzonico, davon einer Camerlengo oder Finanzminister ist *). In diesen sogenannten heiligen Grüften sieht man viele alte Gemälde, Bildhauerwerke und mosaische Arbeiten, auch fehlt es nicht an Kapellen, wunderthätigen Bildern, und Reliquien aller Arten.

Alle vortrefliche Altargemälde in der Peterskirche werden herausgenommen, und an andre Kirchen

*) Einer derselben ist vor zwey Jahren gestorben.

Kirchen zur Aufbewahrung gegeben. An die Stelle derselben kommen die Copien eben dieser Gemälde in mosaischer Arbeit. Man hat kürzlich das vornehmste Gemälde in Europa, nämlich die Verklärung Christi von Raphael, auf diese Art nachgeahmt, das Orginal aber in eine Franciscanerkirche gestellt, die auf dem Janiculischen Hügel, dem höchsten in Rom, liegt. Die Feuchtigkeit in der Peterskirche drohte diese herrlichen Kunstwerke zu verzehren, und machte daher diese Maaßregeln nothwendig. Dieser Tausch ist indessen, wegen der langwierigen Arbeit, ungemein kostbar, und eine weniger reiche Kirche würde es nicht haben unternehmen können. Vorerwähntes Steingemälde von Raphael kostet sechstausend Scudi. Es ist zu bedauern, daß erst seit Aufstellung desselben die Erfindung gemacht worden ist, die zusammengesezten und kunstmäßig geordneten Steine im Ganzen zu zerschneiden, und auf diese Weise die Gemälde zu vervielfältigen. Die Aehnlichkeit zwischen diesen mosaischen Copien und den Urbildern ist außerordentlich, wenn es geschickte Leute unternehmen, an denen es, wie bekannt, in Rom nicht mangelt, da nirgends wie hier diese Kunst getrieben wird. Die Peterskirche unterhält beständig zwölf von diesen Künstlern, bezahlt sie aber als Mechaniker, daher auch nicht allein diese, sondern

überhaupt

überhaupt alle, welche diese schöne, aber gewissermaßen brodlose Kunst ausüben, in der Dürftigkeit leben. Vor einigen Jahren hat einer Namens Savini, aus Urbino, erhabene Mosaik zu machen erfunden, allein bis jezt ist noch kein Gemälde von irgend einiger Bedeutung in dieser Gattung von Basreliefs bearbeitet worden.

Obgleich die Peterskirche alle andre an Pracht übertrifft, so hat doch die Laterankirche den ersten Rang, weil sie die älteste in Rom ist. Dieses ist eigentlich die Pfarrkirche des Pabsts, als Bischofs von Rom, und die erste Ceremonie nach seiner Wahl ist, von derselben Besitz zu nehmen. Dieß geschieht mit außerordentlichem Pomp, und ist auch gewöhnlich das einzigemal, daß dieser vornehme Pfarrer seine Pfarrkirche besucht. Sie hat den Namen von dem Palaste des römischen Senators Plautius Lateranus *), den Constantin der Große dem Pabst Melchiades schenkte, sowohl daselbst zu wohnen, als auch eine Kirche zu bauen. Dieses geschah, und sein Nach-

*) Dieser Lateranus war, nach dem Tacitus, das Haupt einer Verschwörung wider den Nero, der ihn auch nach Entdeckung derselben hinrichten ließ, und seine Güter einzog. Vorerwähnter Palast fiel daher dem Kaiser zu, und nach ihm seinen Nachfolgern bis auf Constantin den Großen.

Nachfolger, der heilige Sylvester, weihete dieselbe im Jahre 324 ein, daher wird sie wie die Cathedralkirche von Rom betrachtet, und ihr auch der Vorzug vor der Peterskirche zugestanden.

Die ganze Gegend zwischen dem Capitol und dieser großen Kirche wurde 1080 von Robert Guischard, Fürst von Salerno, einem Normann, verwüstet, und ist seitdem nie wieder bevölkert worden. Alles ist hier öde und unbewohnt. Dieser prächtige Tempel mit seinem Obelisk, wie auch die herrlichen dabey liegenden Gebäude stehen ganz isolirt, und gleichsam auf dem Felde, ob es gleich noch innerhalb der Ringmauern der Stadt ist.

Anastasius, der Bibliothekar, giebt uns Nachricht von den Geschenken, die Constantin nach erhaltener Taufe dieser Kirche machte. Das Verzeichniß davon ist merkwürdig, und bestand aus folgenden Artikeln: Ein bey der Taufe gebrauchtes silbernes Wassergefäß, welches mehr als dreyhundert Pfund wog; ferner eine porphyrne Säule, an welcher eine goldne funfzig Pfund schwere Lampe hing. Eine silberne Bildsäule Christi von hundertundsiebenzig, eine andere von hundertundvierzig, und noch eine von hun-

dert-

dertunddreißig Pfund. Eine Bildsäule Johannes des Täufers von Silber, hundert Pfund schwer. Vier silberne Engel, jeder von hundertundfunfzig, und die zwölf Apostel, jeder von neunzig Pfund. Sieben silberne Hirsche, jeder von achtzig Pfund. Ein goldenes Lamm. Ein goldenes Kästchen mit zweyundvierzig Edelsteinen besezt; vier goldene Kronen von zwanzig, eine silberne Kette von vierzig, und vier silberne Altaraufsätze von zweyhundert Pfund. Man versichert auch, daß er das Dach der Kirche mit 2025 Pfund Silber belegen ließ, wozu er noch eine goldne Lampe von achtzig Pfund, fünfundvierzig silberne Lampen, und vierzig goldene Kelche fügte.

Von allen diesen Schätzen ist nichts mehr vorhanden. Die häufigen Plünderungen von Rom haben nicht das geringste übrig gelassen. Indessen ist die Kirche doch reich, weil viele Kaiser, Könige und Päbste sie mit Landgütern beschenkt haben, in deren Besitze sie ungestört geblieben ist. Unter andern erhielt sie von Heinrich IV, König von Frankreich, die Abtey Clerac in Guienne, die fünftausend römische Scudi jährlich einträgt. Ausserdem ist es merkwürdig, daß die Lateranfirche unter dem Schutze des römischen Kaisers als Nachfolger Constantins, und des Königs von Frankreich, als des

ältesten Sohnes der Kirche, steht, deren beider Wappen auch über der großen Kirchenthüre prangen. Dieser prächtige Tempel wird wegen der Entlegenheit sehr wenig besucht; man findet ihn beständig leer, ob er gleich, wie alle Kirchen Roms, den ganzen Tag offen steht. Nur bey der Ceremonie der päbstlichen Besitznehmung sind alle Einwohner der Stadt hier versammelt, um von dem neuen Pabste den ersten feyerlichen Segen zu empfangen. Dieses geschieht, so wie in der Peterskirche, von einem Balcon. Hieher gehört eine Anekdote des verehrungswürdigen Ganganelli, die sonderbar ist. Da Clemens XIII in dieser Kirche seinen Einzug hielt, befand sich Ganganelli unter dem Pöbel der Zuschauer; er bestieg das Postument einer Säule in der Kirche, um desto besser die Procession zu sehen, wurde aber von diesem Posten durch einen Schweizer verjagt, der ihm mit der Hellebarde noch obendrein einige Stöße versezte. Wie wenig konnte sich dieser vortrefliche Mann damals einbilden, daß er selbst bey der nächsten Feyerlichkeit dieser Art die Hauptrolle spielen, und daß er der unmittelbare Nachfolger desjenigen werden würde, vor dem er in Gesellschaft des ganzen Volks damals auf den Knien lag! Welch ein unermeßlicher Abstand zwischen einem armseligen Franciscanermönche, der barfuß geht,

und einem römischen Pabste, dem man göttliche Ehre erzeigt! Die Erinnerung an diesen Vorfall erregte bey ihm ein Lächeln, als er eilf Jahre hernach als Pabst im größten Pomp bey dieser Säule vorbey getragen wurde. Nach geendigter Ceremonie erzählte er selbst die Geschichte, da ihn die Kardinäle um den Bewegungsgrund seines Lächelns fragten.

In der Laterankirche machen die zwölf Apostel in Marmor in colossalischer Größe einen großen Eindruck. Einige darunter sind ganz vortreflich, und gehören zu den besten Werken der neuern Bildhauerkunst. Auch sieht man hier zwey ganze Säulen von dem ungemein seltenen Steine Giallo antico genannt, der selbst in kleinen Stücken so kostbar ist. In der Kapelle des heiligen Thomas befindet sich, unter andern ausserordentlichen Reliquien, auch die Bundeslade der Juden; dieses sind zwey Breter ohne alle Zierrathen, und so sehr veraltet und verunstaltet, daß man nicht einmal die Gattung Holz mehr daran unterscheiden kann. Dieses Stück, dessen Aechtheit man wohl sehr bezweifeln möchte, soll nebst den andern Reliquien, der Tradition zu folge, von der heiligen Helena nach Rom geschenkt worden seyn. In dem Verzeichniß aber, das Joseph von den aus dem jüdi-

schen

schen Tempel geraubten Schätzen und Heiligthümern macht, welche nach Rom gebracht wurden, wird mit keinem Worte der Bundeslade gedacht; auch ist sie nicht in dem Triumphbogen des Titus abgebildet. Ingleichen liest man im zweiten Buche der Maccabäer, daß Jeremias die Bundeslade nebst dem Rauchaltar in eine Höle des Bergs Nebo bringen ließ, wobey er prophezeihte, daß sie daselbst so lange verborgen bleiben würde, bis Gott sein Volk versammelt hätte, und versöhnt wäre.

Der vor der Laterankirche stehende Obelisk ist der größte in Rom, und voller Hieroglyphen. Seine Länge ist 112 Fuß, ohne das sehr hohe Postument. Constantin der Große ließ ihn aus Egypten holen, und in den großen Circus setzen. Er lag in Stücken auf der Erde, als ihn Sixtus V., dieser um die Pracht Roms nie genug zu preisende Pabst, durch den berühmten Fontana zusammen setzen und aufrichten ließ. Die Päbste haben über tausend Jahr in dem bey der Kirche erbauten Palaste gewohnt, bis die Residenz nach Avignon verlegt wurde. Da aber Gregorius XI. nach siebenzig Jahren Rom wieder zur päbstlichen Residenz machte, so war der Lateranpalast so verfallen, daß er sich nach dem vaticanischen Palaste begeben mußte, wo-

selbst auch alle seine Nachfolger residirt haben, bis endlich der Palast auf dem Monte Cavallo erbaut wurde. Sixtus V. ließ zwar den jetzigen prächtigen Lateranpalast aufführen, allein die Päbste kommen nie dahin, als bey der Besitznehmung; daher hat man dieß herrliche Gebäude zum Hospital für alte Weiber und Mädchen gemacht. Unweit davon steht das Taufgebäude des Kaisers Constantins, der nach der Tradition vom heiligen Sylvester getauft seyn soll, obgleich Eusebius und andre Kirchenväter sagen, daß dieser Kaiser in der Stadt Nicomedia gegen das Ende seines Lebens getauft worden sey. Dem sey wie ihm wolle, genug hier ist ein solches Gebäude, das zwar klein, aber sehr prächtig ist. Der Taufstein und die inwendigen Säulen sind von Porphyr. Alle Juden und Heiden, die sich zum Christenthum bekehren, werden an diesem Orte getauft, um der Tradition Nachdruck zu geben, und ein so herrliches Gebäude nicht ungenützt zu lassen.

Zu eben dieser Gruppe von Gebäuden gehört auch dasjenige, worin sich die heilige Treppe befindet. Diese ist von Marmor, und hat 28 Stufen; der Sage nach war sie vormals in dem Palaste des Pilatus zu Jerusalem, daher denn Christus sie auf und ab gestiegen ist. Sie

führt

führt nebst noch vier andern gemeinen Treppen zu einem Orte, wo ganz besondre Reliquien aufbewahrt werden. Kein Heiligthum wird stärker verehrt, als diese Treppe, auf welcher man zu allen Stunden des Tages Leute antrift, die auf den Knien hinaufrutschen; die Steine sind davon auch so abgenutzt worden, daß man sie mit einem hölzernen Futteral hat belegen müssen, dessen Berührung aber für eben so heilig, als das Original gehalten wird. Da der Ort entlegen ist, so gilt diese Ceremonie für eine kleine Wallfahrt, auch sind Indulgenzen damit verknüpft. Viele legen sich wegen ihrer Sünden oft diese Kirchenbuße auf; andre thun Gelübde, zu bestimmten Zeiten dieses Experiment zu wiederholen, welches sehr mühsam ist, und lange dauert, da auf jeder Stufe gewisse Gebete hergesagt werden müssen. Es ist nicht erlaubt anders als auf den Knien die Treppe heraufzusteigen, daher diejenigen, die sich ihrer Füße bedienen wollen, nach oben zu gelangen, die gemeinen Treppen an den Seiten heraufgehen müssen.

Es befinden sich allemal Pilgrime gegenwärtig, die auf diesen Punkt genau Acht haben. Ich war eines Tages hier, als ein französischer Offizier mit dieser Verordnung seinen Scherz trei-

ben wollte; er stellte sich unwissend, und stürmte die heilige Treppe heran, hatte auch wohl schon ein halbes Dutzend Stufen betreten, als er durch das entsezliche Geschrey der anwesenden Pilgrime verhindert wurde, weiter zu steigen. Der Titel eines Fremden, und die vorgebliche Unwissenheit der Steigungsmethode, dienten ihm zur Entschuldigung, und sezten ihn für die Ahndungen der Menge andächtiger Personen sicher, die sich über die Profanation sehr geärgert hatten. In Neapel wäre er verloren gewesen.

Die Kirche Maria Maggiore ist ebenfalls eine der Hauptkirchen in Rom, wird aber auch wegen ihrer entfernten Lage wenig besucht. Hier sind zwey große Kapellen, die Sixtinische und die Borghesische, welche leztere dem fürstlichen Hause dieses Namens gehört; beyde sind ausnehmend prächtig. Die Borghesische hat einen Altar, der mit vier Säulen von orientalischem Jaspis pranget. Vor dieser Kirche steht ein Obelisk, der ehmals das Grabmal des Augusts zierte. Auf der andern Seite sieht man eine hohe und sehr schöne Säule, die zu dem großen Friedenstempel gehörte, jezt aber die Statue der Maria trägt. In der sogenannten Peterskirche in vinculis befindet sich das Grabmal des Pabsts Julius II., das Meisterstück des Michael

Angelo.

Angelo, und auch der neuern Bildhauerkunst überhaupt. Große Kunstkenner urtheilen davon, daß es soweit über die besten Bildhauerarbeiten der Neuern erhaben, als es tief unter den herrlichen Kunstwerken der Alten sey, die man im Clementinischen Museo bewundert. Michael Angelo war selbst dieser Meynung in Ansehung der Alten, so viel Künstlerstolz er auch sonst hatte, und bey seinen außerordentlichen Talenten auch wohl haben konnte.

Die Paulskirche liegt zwar außerhalb der Stadt, allein dennoch gehört sie zu den vornehmsten Kirchen Roms, die man zu gewissen Zeiten pflichtmäßig besuchen muß, um die damit verbundenen Indulgenzen theilhaft zu werden. Die äußere Bauart dieser Kirche hat nicht viel anziehendes, allein die kostbaren Materialien des Innern, als der seltensten Marmorarten, des egyptischen Porphyrs, der Werke in Bronze, u. s. w. machen sie zu einem der prächtigsten Tempel der Welt. Die Achtung der Römer für diese Kirche beruht auf dem Alter derselben, denn sie wurde schon im achten Jahrhundert, auf Befehl des Kaisers Karl des Großen, erbaut. Sie liegt fast eine halbe deutsche Meile von der Stadt, allein dennoch ist die Luft daselbst so höchst ungesund, daß zu gewissen Jahreszeiten

selbst die dazu gehörigen Priester und Mönche nicht einmal daselbst wohnen können, sondern sich sodann nach der Stadt verfügen; daher denn dieser Inbegriff von Pracht ganz verlassen steht.

Zu den hier sich auszeichnenden Kirchen gehört eine kleine nahe bey der Stadt gelegene, die den Namen St. Andrea di Ponte Mole führt, auch insgemein Papa Giulio genannt wird. Der berühmte Baumeister Barrozzi, der unter dem Namen Vignole bekannt ist, erbaute diese vortrefliche Kirche ganz im Geschmacke der alten römischen Tempel. Man hält sie für ein Meisterstück der Baukunst, daher alle junge Künstler sie fleißig besuchen. Auch die Kirche der heiligen Constantia ist besonders merkwürdig, weil sie ehmals ein Tempel des Bacchus war. Die Form derselben ist eine Rotunde.

Vor der Porta pia ist die Kirche der heiligen Agnes, wo man am Feste dieser Heiligen die Lämmer einsegnet, aus deren Wolle das Pallium gemacht wird. Gewöhnlich werden zwey von diesen Thieren, mit Blumenkränzen gekrönt, und mit Bändern geziert, auf den hohen Altar gelegt, wobey jedes Lamm auf einem weiß damastenen Kissen ruht, das mit goldenen Tressen besezt ist. Nach der Kirchenbenediction werden

sie

sie zum Pabst gebracht, der sie nochmals einsegnet, und hernach an gewisse Klöster zur Pflege übergiebt.

Unter den Palästen kommt keiner in Europa dem Vaticanischen an Größe gleich, ob er aber, wie man behauptet, 12000 Zimmer, große und kleine, enthalte, daran zweifle ich sehr, wenn man auch alle abgesonderten Räume und Winkel ohne Ausnahme mitzählen wollte. Das Innere zeigt wenig Pracht; dieses aber wird hinreichend durch die Raphaelschen Zimmer und Gallerien, die Sixtinische Capelle, die Bibliothek, und das Clementinische Museum ersezt. Wenn man hiezu die daran stoßende Peterskirche nimmt, so muß man gestehen, daß dieses der interressanteste Fleck für die Künste auf der ganzen Erde sey. Die Raphaelschen Zimmer sind leer, ohne alle Möblen, aber beständig mit Bewunderern angefüllt. Das herrlichste Gemälde derselben ist die Schule zu Athen, welche die ganze Seitenwand eines Saals einnimmt. Unter den griechischen Weisen sieht man auch das Bild des Bramante, Lehrer des Raphaels, den dieser große Künstler hier unter der Figur eines Philosophen mit dem Winkelmaas in der Hand dargestellt hat. Die sixtinische und paulinische Kapelle sind beyde im Vatican, und würden anderswo geräumige Kir-

chen vorstellen. In der ersten ist das berühmte Gemälde des jüngsten Gerichts von Michael Angelo. In dieser wird auch in der Charwoche das so bekannte und unnachahmliche Miserere gesungen, das wohl verdiente durch einen deutschen musikalischen Kunstrichter umständlich beschrieben zu werden. Es ist merkwürdig, daß man diese sonderbare Musik nirgends, selbst in Rom nicht, hat nachahmen können, ja daß man noch nicht einmal weiß, woher die sixtinische Kapelle dieses Verdienst so ausschließend erhalten hat. Man schreibt es der Bauart zu, allein diese hat nichts äußerlich auszeichnendes. Diese Kapelle ist daher ein wahrer Pendant zum Theater von Parma, das auch bis jezt allen Baumeistern ein Räthsel geblieben ist. Die Entzifferung von beiden ist unsern Nachkommen vorbehalten, wenn sie mit den Gesetzen des Schalls bekannter als wir seyn werden.

Die vaticanische Bibliothek ist in Betracht der Anzahl von Büchern nicht so beträchtlich, als man sich vorstellt. Sie besteht nur aus ungefähr 50,000 Bänden, die alle in niedrige Schränke verschlossen sind. Es ist aber gewiß, daß der innere Werth der Bücher und die Seltenheit vieler Manuscripte diesen Mangel reichlich ersetzen. Zum Unterhalt derselben sind jährlich

lich 3000 Scudi bestimmt. Diejenigen Römer, die diese Büchersammlung wohl kennen, gestehen, daß der wichtigste Theil derselben in den Büchern besteht, die aus Heidelberg hieher gekommen sind. Indessen werden diese litterarischen Schätze wenig genutzt. Die Bibliothek ist nur einige Stunden des Tages offen, und der Vatican von dem Theile der Stadt, wo alle einigermaßen distinguirte Leute wohnen, so sehr entfernt, daß dadurch der gelehrte Eifer nicht wenig gehemmt wird. Um verbotne Bücher zu lesen, muß man schriftliche Erlaubniß haben, und diese wird durch eine Bittschrift bewirkt, worin vorgegeben wird, daß man sich geschickt machen wolle, sie zu widerlegen. Einer meiner Bekannten, ein Weltgeistlicher, erhielt auch diese Erlaubniß, alle verbotnen Schriften zu lesen, wovon aber ausdrücklich drey Bücher ausgenommen wurden, die so sehr durch den Inhalt von einander unterschieden sind, daß man sich über diese Verbindung wundern muß. Sie waren: Montesquieu's Geist der Gesetze, die bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapolis von Giannone, und Voltaire's Mädchen von Orleans.

Da die Italiener die Wissenschaften wenig schätzen, und sie allenthalben den Künsten unterordnen, so sehen auch ihre Bibliotheken eher

Kunst-

Kunstgallerien, als Büchersälen ähnlich. Gemälde, Statuen, Büsten u. s. w. nehmen den besten Plaz ein. Dieses ist auch hier im Vatican der Fall, wo man in den schönsten Sälen der Bibliothek alles, nur keine Bücher sieht. Diesen hat man ihren Plaz in den Seitenzimmern angewiesen. Ein kleines, aber sehr schönes Kabinet hat Mengs durch seinen Pinsel verschönert.

Der kürzlich verstorbene Kardinal Alexander Albani war Bibliothekar dieser berühmten Büchersammlung; jezt hat diese Stelle der Kardinal Zelada, ein die Wissenschaften eifrig liebender Mann, der selbst eine zahlreiche Bibliothek, und was in Rom höchst selten ist, auch eine Naturaliensammlung besitzt. Er hat sich durch eine großmüthige Handlung ausgezeichnet, die ihm als einem Italiener Ehre macht. Es erschien während dem lezten Conclave ein Drama, unter dem Titel: il Conclave, worin alle Kardinäle namentlich eine Rolle hatten. Ein so freyes Pasquill, wie dieses, war vielleicht nie in Rom erschienen; es wurde mehr verschlungen als gelesen, da es mit vielem Witz, und wie man behauptet, mit genauer Kenntniß der handelnden Personen abgefaßt war. Nicht allein die Charaktere, Leidenschaften und Privatabsichten,

ten, sondern auch die jedem eigenthümliche Art sich auszudrücken, kurz alles war darin sorgfältig beobachtet. Der Verfasser wurde bekannt, eingezogen, und ungeachtet der Protection der ihm wohlwollenden Kardinäle, die edle Rollen in diesem Drama gespielt hatten, sollte er zum Tode verurtheilt werden; allein der Kardinal Zelada, dessen Rolle die abscheulichste war, hob die Klage auf, und rettete ihn.

Die herrlichste aller dieser Zierden des Vaticans aber ist das Clementinische Museum, diese nie genug zu preisende Antikensammlung, die alle in der Welt vorhandenen weit hinter sich läßt. Sie dankt ihre Stiftung dem vortreflichen Ganganelli. Der jetzige Pabst folgt hierin seinen Fußtapfen, und sammelt mit großem Eifer. Da dieser bekannt ist, so strömen ihm gleichsam Geschenke von Antiken aus allen Städten und Klöstern seines Gebiets zu. Diese Vermehrung geschieht in einem solchen Grade, daß man sie bald nicht schicklich in dem dazu bestimmten Gebäude wird ordnen können. Die Nothwendigkeit, solche Kunstwerke gehörig aufzustellen, veranlaßte den Entwurf eines Antikentempels, den alle Kenner bewunderten. Unglücklicherweise aber kam er von einem Ausländer, der wenig Protection hatte; er wurde also verworfen, und der schlechte Plan eines Italieners

dafür

dafür angenommen, nach welchem alles geschmacklos gebaut ist, wozu noch der enge Raum kommt, so wenig es auch in dem großen Vatican an Platze fehlt. Hier ist der Apollo, der Laokoon, die Bildsäule des Antinous, und der Torso. Dieses lezte ist ein bloßer Rumpf einer Statue, und nicht viel besser als ein Block; indessen wird er von den Kunstkennern, wegen der genauen Nachahmung der Natur, ausnehmend bewundert. Man erzählt, daß Winkelmann ihn ganze Stunden lang betrachtet habe, da er sich in seiner Begeisterung ein Ideal von dem fehlenden Kopfe, Aermen und Beinen schuf. So sehr auch der Laokoon angestaunt wird, so erklären sich doch die meisten Stimmen für den Apollo, der in der That ein Werk der Götter zu seyn scheint. Man vermuthet mit einigem Grunde, daß diese Bildsäule den Tempel zu Delphos geziert habe. Der größte Kunstkenner, den ich auf meinen langen Reisen sah, der alle Künste mit einem tiefen Blicke und dem feinsten Geschmacke durchforscht hatte, behauptete, daß von den vorhandenen Werken aller Künste, jedes Volks und Zeitalters, die Dichtkunst selbst mit eingeschlossen, der Apollo das vollkommenste sey. Indessen beweisen einige, obgleich sehr unbedeutende Fehler, daß man selbst dieses so herrliche griechische Kunstwerk doch nicht ganz

voll-

vollkommen nennen könne. Dieses Museum wurde 1780 mit den neun Musen bereichert, die man aus Tivoli dahin gebracht hatte. Sie haben Lebensgröße, und einige davon sind ganz vortreflich. Um diese Sammlung in ihrem Glanze zu bewundern, muß man sie bey Fackeln besehn. Die Wirkung dieses Scheins ist außerordentlich, und man wird durch das Abstechende von Licht und Schatten Schönheiten gewahr, welche das schärfste Kennerauge bey Tage vergebens suchen würde.

Je mehr man die Kunstwerke der Griechen betrachtet, und dieses in so vieler Rücksicht große Volk näher kennen lernt, je mehr muß man erstaunen. Sie vereinigten das Feuer der Italiener mit der Geduld der Holländer, und nur bey ihnen findet man die erhabensten Ideen in Werken aufgestellt, die mit der größten Genauigkeit bearbeitet worden sind; eine Aufmerksamkeit, welche das Genie nur zu oft aus den Augen sezt. Dieser Vereinigung also von Genie, Geschmack und Geduld, hatten die Griechen ihre anerkannte Superiorität in den Künsten über alle Völker der Erde zu verdanken; daher ist, auch nach dem einstimmigen Urtheile der aufgeklärtesten Nationen, ein Werk nach dem Maaß mehr oder weniger vollkommen, als es sich diesen

sen großen Mustern nähert, oder sich von denselben entfernt. Mit einem Worte, es ist griechische Art und Kunst, die man nachahmen muß. Wenn man den Ursachen dieser Superiorität der Griechen über alle andere Nationen sowohl der Vorwelt als aller folgenden Jahrhunderte nachforschet, so findet man sie in dem Zusammenflusse sehr günstiger Umstände. Ihre Regierungsformen trugen nicht wenig dazu bey, weil die Freyheit daselbst herrschte; ihr Land war voll großer Männer, und ihre Geschichte voll großer Thaten; ihre Religion beförderte auch die Künste, denn sie war ganz poetisch, und bot auf die außerordentlichste Weise der Malerey, der Bildhauerey und andern Künsten die Hand. Jedermann weiß, wie viel Beschützer die Künste in diesem Lande hatten, das auch eben so sehr durch das sanfte Clima begünstigt wurde. Die Natur war hier schön, und die Menschen ausnehmend wohl organisirt. Alles dieses vereinigt erzeugte ein bewundernswürdiges Volk, und Werke für die Ewigkeit.

Der Palast Monte Cavallo auf dem Quirinalischen Berge, ist eigentlich jezt die Residenz der Päbste, obgleich Pius VI. mit dem vaticanischen wechselt. Der Zugang zu diesem Palaste hat viel Großes. Hier stehen auch die berühmten

ten colossalischen Gruppen von Marmor, die dem Phidias und Praxiteles zugeschrieben werden, und den Antiquaren aller Zeiten so viel Disputirstoff gegeben haben. Constantin der Große ließ sie aus Egypten holen, um seine Bäder damit zu zieren. Diese Gruppen standen bisher in einer Linie, und zu nahe an einander, wodurch denn die große Wirkung etwas geschwächt wurde. Nach einem kürzlich entworfenen Plane kommen sie nun gegen einander über zu stehen, so daß die eine nach dem Orient, die andre aber nach dem Occident gerichtet seyn wird. Der Baumeister Antenori hat diese Umstellung im Jahre 1784 unternommen. Die Hauptabsicht dabey war, einen schönen Plaz für den Obelisk zu finden, den man vor einiger Zeit unter dem Hospital des heiligen Rochus ausgegraben hat, und dessen Standort zwischen diesen vortreflichen Gruppen bestimmt ist, wenn anders der Geldvorrath der apostolischen Kammer diese kostbare Unternehmung verstatten wird.

Der Farnesische Palast wird für den schönsten in Rom gehalten, und ist ein Werk des Michael Angelo, der ihn 1545 nach dem Modell des Theaters des Marcellus erbaute. Die Steine dazu wurden aus dem damals von innen noch wenig zertrümmerten Colisee genommen.

In diesem Palaste befindet sich die berühmte Gallerie, wo die Brüder Carrache alle Kunst ihres Pinsels erschöpft haben. Im Hofe desselben sieht man den so vortreflichen Farnesischen Herkules, ein Werk des Athenienfers Glyceon, eine bewunderungswürdige Flora, und die Urne der Cäcilia Metella, worin ihre Asche in dem großen Mausoleo an der Via Appia aufbewahrt wurde. Alle diese herrlichen Kunstwerke stehen der Witterung aller Jahreszeiten blosgestellt. Zu diesem Palaste gehört auch die ungeheure Gruppe, die unter dem Namen der Farnesische Stier bekannt ist. Diese Gruppe, unstreitig die größte marmorne in der Welt, besteht aus einem Stier, fünf Menschen und einem Hunde. Man behauptet, sie sey aus einem einzigen Stücke gehauen. Die Künstler waren Apollonius und Tauriscus, beide Rhodiser. Plinius giebt im 36sten Buche seiner Naturgeschichte von dieser außerordentlichen Gruppe Nachricht; sie wurde in den Bädern des Caracalla gefunden, der sie aus Rhodis hatte nach Rom bringen lassen. Man hat eine schlechte bretterne Hütte über dieselbe errichtet, wo die Figuren aber wegen Mangel an Licht gar nicht mit Vortheil betrachtet werden können. Indessen ist die Hütte zweckmäßig, nicht sowohl um die Gruppe zu beschirmen, sondern wegen dem

Trink-

Trinkgelde, das für das Anschauen derselben entrichtet werden muß.

Dieser schöne Palast gehört jezt dem Könige von Neapel, dem er durch die Farnesische Erbschaft mit allen Seltenheiten zugefallen ist.

Wie sehr muß hiebey ein jeder Deutscher bedauern, daß diese für die Künste so überaus wichtige Farnesische Erbschaft, deren Besitznehmung in unsern Tagen geschah, ganz für Deutschland verloren gegangen ist, da das kaiserliche Haus Miterbe dieser unschätzbaren Verlassenschaft war. Wir würden sodann in unserm Vaterlande eine Kunstsammlung haben, die außer Italien nicht zu finden ist. Es ist unbegreiflich, mit welcher Gleichgültigkeit man diese Kunstwerke angesehn hat, und zwar zu einer Zeit, wo alles von Künsten wiederhallet, und wo sie von der Pracht großer Höfe unzertrennlich sind. Es würde bey der Theilung der Erbschaft dem kaiserlichen Hofe nur einen Federstrich gekostet haben, so könnte man jezt in Wien die herrlichsten Kunstwerke bewundern und studieren, die man nun für keine Summen erstehen kann, und welche damals so leicht zu erhalten waren. Man wollte aber Deutschland mit diesen Schätzen nicht bereichern, sondern

war so großmüthig, sie dem Hofe von Neapel zu überlassen, wo leider für Kunstwerke am allerwenigsten gesorgt wird.

Dasjenige von Kunstwerken, was sich noch in diesem Palaste befindet, und nur weggebracht werden kann, wird während dem nächsten Conclave nach Neapel geschafft werden. Dieses ist kein Geheimniß, denn der Ort ist schon bestimmt, wo der Farnesische Herkules hingestellt werden soll. Gewöhnlich wartet man eine solche Vacanz ab, um der päbstlichen Vorstellungen überhoben zu seyn, die bey so einem Verlust nicht gespart werden. Der jetzige Großherzog von Toscana bediente sich auch einer solchen Gelegenheit, um die kostbare Gruppe der Niobe nach Florenz bringen zu lassen, da sie lange Zeit eine Zierde von Rom und vom Palast Medicis gewesen war. Die Farnesische Villa liegt gleichfalls in der Stadt, und nimmt den größten Theil des palatinischen Berges ein; man sieht hier große Cypressenalleen, auch viele Gewölbe und Arkaden von dem alten kaiserlichen Palaste. Da aber der König von Neapel Besitzer davon ist, so geräth alles in Verfall, und bald wird diese Villa, die der berühmte Vignole erbaut hat, mit den alten römischen Ruinen nur einen gemeinschaftlichen Schutthaufen darstellen.

Ganz

Ganz anders verhält es sich mit der Villa Medicis, die vom Großherzoge von Toscana sorgfältig unterhalten wird, und für jedermann offen steht. Der dazu gehörige Garten ist der einzige besuchte Spaziergang in Rom, und dennoch wird er sehr wenig genutzt; man sieht hier nie römische Damen, die es für eine Schande halten, ihre Füße zum Spazierengehn zu gebrauchen. Die angesehenen Bürgerfamilien folgen diesem Beyspiele, und überlassen diesen Garten dem Pöbel und den Fremden. Hier waren die prächtigen Gärten des Lucullus. Die Lage desselben ist sehr reizend; man übersieht ganz Rom, und obgleich die Natur in diesem Garten, wie in Italien gewöhnlich, vernachläßigt wird, so ist doch in Ansehung der Kunst nichts unterlassen worden, ihn zu verschönern. Eine große Anzahl antiker Bildsäulen, ein egyptischer Obelisk, Springbrunnen, u. s. w. zieren diesen Lustort. Auch sind hier zwey ungeheure Badewannen von Granit, die man in den Bädern des Titus gefunden hat. Die größte Zierde dieses Gartens aber war die Gruppe der Niobe, die der Großherzog, wie oben gesagt worden ist, hat nach Florenz bringen lassen, wo sie einen großen Saal verschönern wird, anstatt daß sie in der Villa ganz der Witterung bloßgestellt war. Die mediceische Venus war

auch hier, wurde aber schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach Florenz gebracht. Man gelangt zu dieser Villa vermittelst der prächtigen Treppe al monte di Trinita, die aus hundert und fünfundsiebenzig Marmorstufen besteht, einen außerordentlichen Umfang hat, und große Wirkung thut.

Einen der prächtigsten Paläste in Rom besitzt der Fürst Borghese, der unstreitig der reichste Römer ist. Er hat jährlich 150,000 römische Scudi *) Einkünfte, und führt einen prächtigen Hofstaat. Ich bediene mich des Worts Hofstaat, das im übrigen Europa nur bey regierenden Fürsten gebraucht wird, sowohl weil es hier das gewöhnliche ist, als auch dieser Ausdruck durch den äußern Glanz gerechtfertigt wird. Die ungeheuern prachtvollen Paläste; die überaus kostbaren Gemälde- und Antiken-Sammlungen; die Anzahl der Bedienten, worunter auch ausdrücklich besoldete Hofkavaliers sind, die nichts thun, als die Honneurs machen; nebst den Privilegien der römischen Fürsten, deren Wohnörter Freyheiten genießen, die sich bis auf gewisse Bezirke rund um die Paläste erstrecken; alles dieß

*) Ein römischer Scudo ist etwas weniger als ein halber Dukaten.

dieß vereinigt, zeigt den Stand der hiesigen Großen in einem sehr vortheilhaften Lichte. Der Fürst Borghese hält gewöhnlich hundert Pferde in der Stadt, und hatte (1780) dreyundachtzig Carossen und andre Fuhrwerke. Die Bildergallerie in seinem Palast ist königlich, und enthält über 1700 Gemälde; seine Antikensammlung übertrifft alle in Europa, selbst die florentinische; nur das Clementinische Museum allein ausgenommen. Der Palast selbst ist bewunderungswürdig. Man zählt in demselben zweyundsiebenzig Thüren von Nußbaumholz, mit Einfassungen von Alabaster, und im Hofe stehen hundert Granitsäulen. Die Zimmer sind sehr prächtig möblirt, und Lapis Lazuli und Porphyr darin verschwendet. Auch sieht man hier ein Grab von Porphyr; ein Stück von so außerordentlicher Größe, daß man es für das einzige seiner Art hält. Indessen ist es merkwürdig, daß weder bey dieser großen Anzahl von Schildereyen, oder in einer andern Bildergallerie, noch überhaupt in ganz Rom, ein Gemälde von Corregio zu finden ist. Bey meinem Aufenthalte in dieser Stadt kam ein Fremder mit einer Madonna dieses großen Malers nach Rom, und bot sie für zweytausend Zechinen feil. Man bewunderte das Werk, allein niemand wollte es kaufen. Selbst der Ehrgeiz, der Besitzer eines in Rom

einzigen Werks zu seyn, war ohne Wirkung. Borghese antwortete, daß er genug Gemälde habe, und sie nicht vermehren wolle.

Es ist für die Künste zu bedauern, daß dieser Fürst so geschmacklos wie irgend einer von den Großen in Rom ist, welches in der That viel sagen will; denn seine großen Reichthümer, und sein Hang zur Pracht, könnten außerordentliche Dinge bewirken. Man arbeitet jezt sehr eifrig, dem Palaste in seiner Villa, die ganz nahe bey der Stadt liegt, eine andre Gestalt zu geben. Die seltensten Marmorarten werden hier in einem nie gesehenen Ueberfluß angebracht, allein auch mit modernen Zierrathen und Vergoldungen à la Française gepaart, woraus ein groteskes Ganze entstehen wird. Hiebey werden ungeheure Summen verschwendet. In diesem Palaste, dessen Außenseite ganz mit antiken Basreliefs bedeckt ist, befindet sich die herrliche Antikensammlung, wovon sich so viele Stücke auszeichnen. Hier ist der borghesische Fechter; der in den Gärten des Sallustius gefundene Hermaphrodit, (einen andern, diesem sehr ähnlich, sieht man im Borghesischen Palaste in der Stadt); die Bildsäule Silens; der sterbende Seneca, oder vielmehr ein Sklave im Bade; Amor und Psyche von Bernini; und andre aus-

und

serordentlich Werke der Kunst. Das vortrefliche Basrelief, des sich in den Abgrund stürzenden Curtius, ziert jezt den großen Saal dieses Palasts, nachdem es lange Zeit an der Außenseite befestigt, und der Witterung blosgestellt gewesen war. Der Umfang dieser Villa ist sehr groß, und mit einer Mauer versehn, die den Palast nebst andern davon abhangenden Gebäuden, Obst-Blumen- und Küchengärten, Lustwäldern, Teichen u. s. w. umschließt. Alles dieses zusammengenommen, heißt in Italien eine Villa. Die in Deutschland so sehr eingerissene Wuth, alle fremden Nationen eigenthümliche Benennungen zu verdeutschen, gleich viel, ob das deutsche Wort den Begriff halb, ganz, oder gar nicht ausdrückt, hat auch dieses Wort Villa betroffen, das man bald ein Landhaus, bald einen Weinberg, oder auch ein Vorwerk nennt, ja einige seynwollende Kunstrichter haben sich erkühnt, den großen Lessing, der, selbst ehe er nach Italien reiste, wahrscheinlich wohl wußte was eine Villa war, zu tadeln, daß er sich in der Emilia Galotti dieser Benennung bedient hat.

Diese Villa Borghese ist den ganzen Tag offen, und jedermann kann frey darin herumgehen. Die Schönheit des Orts, die Lage so nahe bey der Stadt, alles ladet dazu ein, und den-

noch wird diese Freyheit gar nicht genutzt, ja selbst die fürstlichen Eigenthümer kommen selten dahin; sie begnügen sich, so wie der ganze römische Adel, vor dem Thor del popolo alle Abende spazieren zu fahren. Dieses gehört zum hiesigen Ton, und ist vielleicht das abgeschmackteste Vergnügen auf Erden; denn der Weg geht beständig bis zum Ponte Mole, allwo man wieder umkehrt, auf einer schmolen Straße zwischen zwey hohen Mauern, die alle Aussicht hemmen; wobey die Kutschenfenster sorgfältig aufgezogen werden, um nicht für Staub zu ersticken. Hier gilt wohl die Regel de gustibus — Indessen sorgt der Stolz für die Erhaltung der Villas. Seit einigen Jahren hat der Fürst Borghese in der seinigen im Oktobermonat dem römischen Pöbel Belustigungen gegeben, die in allerhand Arten von Schaukeln und Ringelrennen bestanden, wobey für die Zuschauer, die sich in Menge einfanden, ein Amphitheater errichtet war. Der Gedanke war politisch und vielleicht nothwendig, um das Murren des Volks etwas zu stillen, das ihn wegen seiner unterdrückenden Monopolien recht von Herzen haßt. Zur Geschichte dieser Villa gehört auch, daß sie noch im sechszehnten Jahrhunderte das Eigenthum einer adelichen Familie war, die ein scheußliches Schauspiel darstellte. Die Tochter, ein ledigs Mädchen

von

von blühenden Jahren und großer Schönheit, ermordete ihren Vater mit eignen Händen, und zwar nicht im Zorn, sondern mit Ueberlegung. Sie wurde hingerichtet, die Güter eingezogen, und von dem damals regierenden Pabste, aus dem Hause Borghese, seiner Familie geschenkt. Die Seltenheit des Falls, und die ausserordentliche Schönheit der Verbrecherin, veranlaßten verschiedene geschickte Maler damaliger Zeit, sie abzubilden, daher man auch noch viele Portraits von dieser Person in Rom findet, die aber nichts als sanfte Züge darstellen, und einem Lavater viel Mühe machen würden, die Schwärze der Seele daraus zu entziffern.

Die Villa Albani vor der Porta Salara hat zwar nicht so kostbare Kunstwerke als die Borghesische, allein in allem übrigen übertrifft sie nicht allein diese, sondern alle Villas in ganz Italien. Sie ist ganz im antiken Geschmacke gebaut. Die vortrefliche Anlage und die überaus geschmackvolle Vertheilung der Bildsäulen, Büsten, Urnen, Grabmäler, Altäre, Ruinen, Grotten, Fontänen und der zahllosen Basreliefs, der in der Mitte des Gartens stehende egyptische Obelisk, nebst den im griechischen Stil mit königlicher Pracht aufgeführten Gebäuden, machen diese Villa zu einem wahren Feensitz.

Man

Man sieht hier einen Porticus in der Form eines Hemi-Cyclus mit einer prächtigen Balustrade. Dieses herrliche Gebäude, das von den seltensten Marmorarten gleichsam strotzt, zeigt nichts als Antiken, größtentheils aus dem schönen Zeitalter der griechischen Kunst, und ist überdem vollkommen den alten Spaziergängen ähnlich. Dieses war auch die Absicht des Kardinals bey dessen Errichtung. Nichts fehlt hier als eine bessere Anlage des Gartens, der so wie in ganz Italien sehr vernachläßigt ist. Die Gartenkunst liegt noch in diesem Lande in der Wiege; auch haben die Italiener überhaupt keinen Geschmack daran, so sehr auch das warme Clima zu Gartenbelustigungen einladet. Die Ursache ist die Trägheit, weil sie sich ungern bewegen. Man nehme die Statuen und Springbrunnen aus, so findet man von Turin bis Neapel auch nicht einen einzigen Garten, den man als ein auszeichnendes Werk der Kunst anführen könnte. Hätte die Villa Albani diesen Vorzug, so würde es ein vollkommenes Ganze seyn, das aber unterm Monde nicht zu erwarten ist.

Der Kardinal Alexander Albani, Protektor von Deutschland, legte diese Villa vor ungefähr vierzig Jahren an. Die Verschönerung derselben wurde

wurde bey ihm Leidenschaft. Seine Reichthümer, sein außerordentlicher Einfluß in Staatsgeschäften, und sein vortreflicher Geschmack, alles wurde angewandt, diesen seinen Lieblingswunsch zu befriedigen. Unser großer Winkelmann, dessen Beschützer und Freund er war, wurde hiebey sein Rategeber und Gehülfe; und so entstand diese herrliche Villa. Sie ist gleichsam mit Kunstwerken bedeckt, und dennoch steht jedes Ding so sehr an seiner Stelle, daß hierin nichts zu wünschen übrig bleibt. Sogar eine Anzahl zerbrochner Antiken hat man genützt, die Ruinen eines Tempels täuschend vorzustellen. Man erzählt von diesem Kardinal, der 1780 hier in einem sehr hohen Alter gestorben ist, daß er in seinen lezten Lebensjahren, wo ihm das Gesicht ganz vergangen war, die Antiken von neuern steinernen Kunstwerken blos durchs Gefühl unterschied. Dieser würdige Prälat hatte schon 1721 den Purpur erhalten, und war daher volle sechzig Jahre Kardinal. In diesem langen Zeitraume war er ein solcher Adept in Conclavenkünsten geworden, daß er die lezten Päbste im eigentlichsten Verstande allein gewählt hat. Auch wurde er von allen gefürchtet. Wenn ihm deutsche Künstler bey ihrer Ankunft in Rom, als dem sogenannten Deutschen Protektor, aufwarteten, so sagte er ihnen gewöhnlich, daß,

wenn

wenn ihnen etwas vorfiele, sie sich an den Agenten ihres Hofes wenden sollten; wäre dieser aber nicht im Stande, die Sache auszuführen, so würde er jederzeit dazu bereit seyn.

Der Kaiser wurde von der Schönheit dieser Villa so hingerissen, daß er sie bey seinem Aufenthalte in Rom nicht allein oft besuchte, sondern auch einige Nächte darin schlief. Dieses veranlaßte einen sonderbaren Vorfall, der aus einer lächerlichen italienischen Sitte entstand. Die Höflichkeit erheischt in diesem Lande, daß, wenn man irgend eine Sache in Gegenwart des Eigenthümers sehr lobt, dieselbe sofort dem Lobenden zum Geschenk angeboten werde. Es ist mir dieses selbst oft wiederfahren. Vielleicht war diese närrische Höflichkeitsregel, die wenigstens nicht aus Paris gekommen ist, dem Kaiser unbekannt, da er dem Kardinal wegen seiner Villa so große Complimente machte; denn Albani sahe sich dadurch gezwungen, diesen ihm so theuern Gegenstand dem Monarchen anzubieten. Dieser, einen Augenblick verlegen, nahm das Geschenk an, gab es aber sogleich wieder zurück, mit dem Beyfügen, daß es zu kostbar sey, um es auf irgend eine Art erwiedern zu können. Es war auch Albani, der, als der Kaiser im Conclave, dem Gebrauche gemäß,

seinen

seinen Degen ablegen wollte, ihn daran verhinderte, mit den Worten: „Es ist Ew. Majestät „Degen, der die Kirche beschützt.“ Joseph versezte: „Es ist aber gegen die Gesetze des „Orts;“ allein der Kardinal erwiederte: „Ein „römischer Kaiser ist keinen Gesetzen unterworfen.“

Die größte von allen Villas in und bey Rom, ist die Villa Pamphili, die jezt dem Hause Doria gehört. Sie liegt eine deutsche Viertelmeile von der Stadt, und hat drey italienische Meilen im Umfange. Sie ist reich an Statuen und Gemälden, hat aber nichts Auszeichnendes als ihre Größe. Ihre Lage ist auch vortreflich, allein sie wird von ihrem Besitzer, dem Fürsten Doria, höchst selten besucht. Dieser Fürst, im Jünglingsalter, lebt nebst seiner jungen Gemahlin beständig in Rom, und Beide finden ihr einziges Vergnügen an der Andächteley: sie wohnen gleichsam in den Kirchen und Hospitälern, wo sie gottselige Werke ausüben; ein Beyspiel, das in Ansehung ihres Alters und Standes vielleicht einzig ist.

Außer den oben erwähnten Palästen, haben die Paläste Barberini, Colonna und Justiniani einen vorzüglichen Rang. Der erste ist nach dem Vatican der größte in Rom, und soll 4000

Zimmer,

Zimmer, oder eigentlich Behältnisse aller Art, groß und klein, enthalten. Er ist auf dem Plaz erbaut, wo ehemals der berühmte Circus der Flora stand. So beträchtlich auch die Menge und Kostbarkeiten der Kunstwerke in demselben ist, so fehlen doch viele außerordentliche Stücke, die diesen Palast zierten. Keine fürstliche Familie in Rom hat so viele vortreflichen Schildereyen und Antiken veräußert, als die Barberini. Das mehreste davon befindet sich in England. Ein zu großer Aufwand hatte dieses Haus sehr zurückgesezt. Bis zum Ueberfluß mit Kunstkostbarkeiten versehen, fehlte es dieser Familie an dem noch nöthigern Golde, daher ein großer Theil der Kunstwerke gegen Guineen vertauscht wurde. Der Reiz des englischen Goldes drohte Rom mit mehrern Ausleerungen dieser Art, und beunruhigte die Regierung. Es erschien deshalb ein Verbot, wodurch die Verkaufung aller alten Kunstwerke, ohne ausdrückliche Erlaubniß, untersagt wurde. Seitdem ist die Verfügung getroffen, daß, wenn ein Eigenthümer etwas von dieser Art veräußern will, die Regierung dasselbe an sich kauft, und sodann dem Clementinischen Museo einverleibt. In diesem Palast Barberini ist auch eine zahlreiche und kostbare Bibliothek, die für jedermann zum Gebrauch offen steht.

Der

Der Palast Colonna wird vom Connetable von Neapolis bewohnt, und enthält den prächtigsten Saal in Italien. Diese Familie ist nicht allein die älteste in Rom und Neapel, sondern überhaupt eine der ältesten in Europa, daher sich auch königliche Häuser nicht schämen, sich mit derselben zu verbinden. Der jetzige Connetable ist ein sehr junger Mann, und hat sich kürzlich mit einer Sardinischen Prinzessin vermählt. Seine Einkünfte sind 90,000 römische Scudi. Ihm fällt das Geschäft zu, alle Jahre am Peterstage dem Pabst im Namen des Königs von Neapolis einen weissen Zelter und einen Beutel mit Gold, als Lehnspflicht zu überreichen. Dieses geschieht mit Pomp und vielen Ceremonien. Der Zelter ist beständig der nämliche, so lange er brauchbar ist; denn dieses Thier, das die Ehre hat, selbst in die Peterskirche geführt zu werden, wird mit Mühe zu seiner Rolle abgerichtet, weil es so gut wie die Menschen vor dem Pabste die Knie beugen muß.

Im Palast Giustiniani, der auf den Ruinen der Bäder des Nero und des Alexander Severus erbaut ist, sieht man die größte Privatsammlung von Antiken, die in Italien ist. Man zählte ehemals über 1900 derselben, die größtentheils unter den Trümmern der vorbesag-

ten Bäder gefunden worden. Ob diese große Anzahl noch genau die nämliche ist, wie die Besitzer selbst versichern, will ich nicht behaupten, weil ich sie selbst nicht gezählt habe. Indessen ist es falsch, wie einige Reisende vorgegeben haben, daß hievon viele Stücke verkauft wären. Dinge dieser Art können in Rom nicht heimlich geschehen, und am wenigsten in einem Palaste verborgen bleiben, der den ganzen Tag von Menschen besucht wird. Die Anzahl der Gemälde beläuft sich auf siebenhundert. Fast alle Thüren in den Zimmern dieses Palasts sind mit Verd'antique eingefaßt.

Im Palast Spada steht eine marmorne Bildsäule des Pompejus, bey welcher Cäsar ermordet ward, so wie man in der Antikensammlung auf dem Capitol eine Löwin von Marmor sieht, die zur Zeit dieser großen Begebenheit vom Blitze berührt wurde.

Die Engelsbrücke ist die schönste in Italien, und gewiß die älteste in Europa. Detrianus, Kaiser Adrians Baumeister, führte sie auf; auch ist sie in der Geschichte genugsam unter dem Namen der Aelianischen Brücke bekannt. Von den römischen Zierrathen sieht man nichts mehr, dagegen ist sie mit vielen modernen marmornen Bildsäu-

len

len von Engeln und Heiligen geziert, darunter einige von vortreflicher Arbeit sind. Ein sonderbarer Anblick ist es, nicht allein bey dieser Brücke, sondern auch fast in allen Straßen, die schönsten Säulenstücke, oft von Granit, anstatt der Ecksteine im Steinpflaster eingerammt zu sehen. Ich habe dieses sogar in den elendesten Gassen Roms wahrgenommen, wo Säulenstücke mit korinthischen Capitälern gleichsam aus der Erde heraus zu wachsen scheinen.

Zu den auszeichnendsten Gegenständen in Rom gehören auch die Menge der Fontainen, und die große Pracht einiger derselben. Der Anblick dieser Springbrunnen ist besonders in den heißen Sommertagen sehr angenehm. So groß aber deren Menge auch ist, so sind die Römer dadurch doch nicht zur Reinlichkeit vermocht worden, da die Straßen eben sowohl, wie die Paläste und öffentlichen Gebäude, überaus schmuzig sind. Unter den Springbrunnen sind die Fontaine von Trevi, die große Paulinische, und die prächtigste von allen, diejenige, die den Plaz Navonna ziert, die vorzüglichsten. Allein die beiden erstern haben eine nachtheilige Lage. Die von Trevi hat einen großen Umfang, und ist sehr auffallend. Sie stellt die Grotte des Neptuns vor, wo man diesen Gott,

von Tritonen und Najaden umgeben, in seinem festlichen Aufzuge sieht; sie liegt aber in einem Winkel, wodurch die Wirkung sehr verringert wird. Die Paulinische hingegen ist auf dem Janiculischen Berge angebracht, der fast unbewohnt und sehr abgelegen ist. Diese Fontaine, die einen Theil von Rom mit Wasser versorgt, wurde vom Pabst Paulus V. angelegt. Sie stellt einen Triumphbogen vor, aus welchem das Waßer durch drey große Oefnungen hervorströmt, und giebt einen sehr prächtigen Anblick.

Das außerordentlichste dieser Art aber ist die große Fontaine auf dem Platze Navonna, das Meisterstück des berühmten Bernini. Sie stellt einen gewölbten Felsen vor, aus welchem das Wasser herausstürzt; um denselben sieht man die vier Flüsse, die Donau, den Ganges, den Nil, und den Rio della Plata unter colossalischen Figuren vorgestellt. Auf dem Felsen steht ein egyptischer Obelisk mit Hieroglyphen, der ohne seine Basis zweyundfunfzig Fuß hoch, und noch überdem mit einer Spitze von vergoldetem Bronze geziert ist, auf welcher man ein Kreuz und eine Taube befestigt hat. Dieser Obelisk wurde im Circus des Caracalla gefunden.

Das

Das Ganze dieses prächtigen Springbrunnens flößt die höchste Bewunderung ein. Man hatte viele Entwürfe dazu gemacht, die aber alle verworfen wurden. Alle Künstler gaben Risse ein, nur Bernini allein, der bey dem Pabst in Ungnade war, wurde davon ausgeschlossen. Ein ihn beschützender Kardinal aber legte den sinnreichen Entwurf, der jezt so vortreflich ausgeführt da steht, unter einem fremden Namen dem Paste vor. Er gefiel sehr, der Künstler wurde begnadigt, und ihm das Werk übertragen. Unzählige Hindernisse wurden ihm in den Weg gelegt, die er aber alle überwand. Das größte war, das dazu nöthige Wasser zu verschaffen. Hieran verzweifelten selbst seine Freunde. Der Tag erschien, an welchem der Pabst das vollendete Werk in Augenschein nehmen wollte; noch war es bedeckt, damit der heilige Vater es zuerst sähe. Er war sehr zufrieden, und äußerte blos seine Zweifel wegen des Wassers, da er sowohl als ganz Rom nicht wußte, wie weit der Künstler in dieser unterirdischen Arbeit gekommen war. Er hatte schon wieder seinen Sitz in der Kutsche genommen, als auf ein gegebenes Signal die Decke herabfiel, und mit einem gewaltigen Knall sich alle Mündungen öfneten. Das Wasser strömte von allen Seiten den erstaunten Zuschauern entgegen. Der

Pabst stieg aus der Kutsche, dem Bernini zu danken, und umarmte ihn vor den Augen des ganzen Volks. Dieser Plaz Navonna war ehmals ein Circus, den Alexander Severus erbaut hatte. Die Größe und Form desselben sind genau beybehalten worden. Nach dem Petersplaz ist er der größte in Rom, ist aber mehrentheils mit schlechten Gebäuden umgeben, und dient zum Trödelmarkt für die Juden und Antiquare der niedrigsten Klasse.

Zehnter

Zehnter Abschnitt.

Künstler in Rom. Modell der trajanischen Säule. Deutsche Künstler. Mengs. Vollständige Sammlung von Formen antiker Kunstwerke. Akademie der Künste auf dem Capitol. Battoni. Kardinal Bernis. St. Peters Sakristey. Akademie der Arkadier. Akademie der Quirinisten. Krönung auf dem Capitol der Stegreifreimerin Corilla. Schauplaz der Improvisatoren in Rom. Transtevere, ein sich sehr auszeichnendes Quartier der Stadt. Juden. Ableitung der Tiber. Böse Luft in und bey Rom. Potinische Sümpfe. Päbstliche Einkünfte. Heiligen-Fabrik. Neuer Festtag zu Ehren des Herzens Jesu. Päbstliche Land- und Seemacht. Jesuiten, deren ehemalige Verfassung, politische Maaßregeln und Grundsätze. Der Jesuiten General Ricci. Ganganellis Vergiftung. Prächtige Kirche des heiligen Ignatius. Denkmal des heiligen Stanislaus Kotzka.

Deutschland hat die Ehre, selbst in Rom, an der Quelle der Künste, die vornehmsten Künstler zu haben. Der beste Porträtmaler nach Battoni, der beste Landschaftsmaler, der beste Bildhauer, und der beste Steinschneider in Rom sind Deutsche. Maron, Schwager des berühmten Mengs, hat durchgehends den Ruf, daß im Porträtmalen, außer Battoni, ihm niemand in Italien gleich kommt. Da er seine

Talente und seine Vortheile wohl kennt, so begnügt er sich hierin vortreflich zu seyn, und beschäftigt sich mit keinen andern Fächern der Kunst. Hakert, ein Brandenburger, ist der vornehmste Landschaftsmaler in Rom, obgleich Moore, ein junger Engländer, sich nahe an ihn drängt, und ihm vielleicht in kurzem den Palmzweig streitig machen möchte. Durch die Empfehlung seines Landsmanns Reiffenstein, der sich jezt in Rom an der Spitze der Antiquare befindet, erhielt Hakert von der russischen Kaiserin den für ihn so glücklichen Auftrag, die russischen Siege des lezten Türkenkrieges zu malen. Er befriedigte die Monarchin durch seine Arbeit, gründete seinen Ruhm, und ward von dieser großen Frau, deren Freygebigkeit gegen Gelehrte und Künstler sich so auszeichnet, außerordentlich belohnt; so daß er jezt im Ueberfluße lebt.

So sehr sind die Römer in der Bildhauerkunst gefallen, daß ein junger Schweizer, Namens Trippel aus Schaffhausen, von allen Kennern jezt für den besten Bildhauer in Rom gehalten wird. Dieser Künstler, der schon in Deutschland durch ein Kunstwerk in Gyps bekannt ist, das er dem Könige von Preußen nach dem bayerschen Kriege zuschickte, hat einen unglaublichen Enthusiasmus für seine Kunst, ohne welchen

wohl

wohl kein Künstler groß werden kann. Ein reicher Anverwandter, dessen Liebling und Erbe er war, verlangte durchaus von ihm, diese seine Kunst aufzugeben. Unter dieser Bedingung erwartete ihn ein ruhiges Leben und Ueberfluß. Der Verlust der Liebe seines Onkels, nebst allen damit verbundenen Hoffnungen, und eine, wenigstens damals nicht zweifelhafte Dürftigkeit, war im gegengesezten Fall sein Loos. Er wählte ohne Bedenken das leztere, ging nach Rom, studierte, hungerte, ertrug alles, erwarb sich endlich Brod, und wartet nur auf eine günstige Gelegenheit, seine Talente in ihrem ganzen Lichte zu zeigen.

Der beste, oder vielmehr einzige Steinschneider in Rom, ist ein Deutscher, Namens Pikler. Es ist merkwürdig, daß diese Steinschneiderey die einzige von allen Künsten war, worin es die Römer den Griechen gleich thaten, wie man aus den noch vorhandenen Gemmen sehen kann. Die Alten brachten es in dieser Kunst so weit, daß die besten Werke der Neuern keinen Vergleich aushalten.

Rom besitzt indessen einen außerordentlich geschickten Goldschmidt, Namens Luodovigi, der sich durch die seltensten Arbeiten berühmt gemacht

hat. Er hat unter andern die Kühnheit gehabt, eine Abbildung der trajanischen Säule zu verfertigen, die, wie er mich versicherte, eine Arbeit von zwanzig Jahren gewesen ist. Diese Säule steht auf einem drey Fuß hohen marmornen Postument; sie selbst ist sechs Fuß hoch, und ganz mit Lapis Lazuli bedeckt; worauf denn die Figuren von Silber und vergoldet in der bekannten Spiral-Linie befestigt sind. Ich übergehe die blendende Pracht, die das Auge entzückt, wie auch die mechanischen Kunstwerke, die sich in der Höhlung befinden, und will nur vom Wesentlichen reden. Alle Figuren und Gegenstände, die dieses herrliche Denkmal enthält, ohne Ausnahme, sieht man auf das genaueste in diesem Modell im Kleinen nachgeahmt, wobey auch nicht das geringste vergessen worden ist. Die besten Kupferstiche, die man davon hat, geben nur einen unvollkommenen Begriff von dieser vortreflichen Säule, und würden auch diese Nachahmung nicht haben hervorbringen können. Hiezu waren von der Säule selbst genommene Gipsmodelle nöthig, und diese befinden sich hier in dem Palaste der französischen Akademie. Es war unter Ludwig XIV, daß diese Unternehmung, die sehr ansehnliche Summen erfoderte, auf königliche Kosten ausgeführt wurde. Dieses kleine Modell ist, ohne die kostbaren Materien

zu

zu rechnen, deswegen sehr schätzbar, weil man das Ganze gleichsam mit einemmale übersehen, und die Krümmungen der Linie ohne Mühe verfolgen kann. Diese Arbeit macht Herrn Luodovigi Ehre, der ein wahres Kunstgenie besitzt, und sich durch seine vortreflichen Werke außerordentlichen Ruhm und großes Vermögen erworben hat. Er beschäftigt beständig eine Menge Künstler aller Arten, ist unerschöpflich an Erfindungen, und führt die kühnsten Entwürfe aus. Im Jahre 1776 verfertigte er für einen französischen Prinzen einen silbernen Aufsatz, der einen römischen Circus vorstellte; der Circus des Caracalla, dessen äußere Form noch vollkommen erhalten worden ist, diente zum Muster; die besten Antiquare standen ihm mit ihrem Rathe bey, und so entstand ein Werk, wovon alle, die es gesehn haben, mit Bewunderung sprechen. Der Pabst hat ihn zum Ritter gemacht, und besucht ihn bisweilen; eine Ehre, die hier in der Stadt weder Fürsten noch Kardinälen wiederfährt. Der Ritter foderte für sein Kunstwerk sechstausend Zechinen. Er behielt es nach vollendeter Arbeit noch vier Jahre, da es denn endlich der jetzige Churfürst von Pfalz-Bayern gekauft hat, so daß man es nunmehr in München bewundern kann.

Die

Die Verdienste eines Fremden in der Kunst müssen sich besonders auszeichnen, wenn sie in Rom gehörig geschätzt werden sollen. Die Ursache ist sowohl dem Neide der Römer, als auch den vortreflichen Kunstwerken zuzuschreiben, die man hier beständig vor Augen sieht, und einen großen Kunstmaasstab darbieten. Dieser zu gewissen Urtheilen so nöthige Maasstab ist kein Werk des Genies, noch der Gelehrsamkeit, ja weder Zeit noch Erfahrung können ihn verschaffen. Nur der Anblick sehr mannichfaltiger Gegenstände, und günstige Zufälle, nebst einer Dosis von Geschmack, Einbildungskraft, und Verstand, sind dazu erfoderlich. Er ist Reisenden besonders unentbehrlich, denn nur er allein muß ihre Beobachtungen leiten, und ohne Rücksicht auf den Ruf der Gegenstände die Achtung für dieselben bestimmen. Mit diesem Maasstab in der Hand, wird die Bewunderung oft erhöht, allein noch öfterer herabgestimmt. Man findet daher fremde Künstler in Rom, die in ihrem Vaterlande angestaunt wurden, hier aber in der größten Dunkelheit leben; da hingegen ganz unbekannte Jünglinge oft bewunderungswürdige Talente zeigen. Dieses ereignete sich bey meinem Aufenthalte allhier. Ein junger Maler, Namens Bittner, aus Hessen gebürtig, der von keinem Hofe pensionirt ist, hatte nach einigen

einigen guten Arbeiten, die ihn schon rühmlich auszeichneten, einen Ganymed geendigt, der in ganz Rom Aufsehn machte, und viele Künstler in Verzweiflung sezte. Das Vortrefliche des Gemäldes bestand in einer sehr richtigen Zeichnung, und dem Zauberkolorit des Titian, das nie besser erreicht worden ist. Es ist Schade, daß dieser Künstler nichts gelesen hat, daher es auch seiner Einbildungskraft an Nahrung fehlt.

Es hat vielleicht nie ein Maler so viel Kunststudium mit der Ausübung verbunden, als unser verstorbener Mengs. Auch wandte er seine fürstlichen Einkünfte größtentheils auf Formen und Abbildungen antiker Kunstwerke. Er besaß davon eine solche Menge, daß er in Rom ein geräumiges Haus blos zur Aufstellung derselben miethen mußte. Auf den Verkauf dieser Sammlung, der einzigen ihrer Art, wegen der Genauigkeit der Copien, und der Vollständigkeit, hatte seine in Dürftigkeit hinterlassene Familie ihre einzige Hofnung gesezt *). Mengs liebte seine

*) Der Churfürst von Sachsen hat sie nachher an sich gekauft. Diese herrlichen Muster befinden sich nun seit einigen Jahren in Dresden, wo sie im ehmalig. Brühlischen Gartengebäude zwar hingeklotzt, allein noch nicht aufgestellt sind.

seine Kunst mit der Schwärmerey eines feurigen Liebhabers. Sein Grundsaz war, daß ein Maler mit dem Pinsel in der Hand sterben müßte; daher er auch den seltsamen Einfall bekam, da er bereits sehr krank und schwach war, im Bette zu malen, wobey sein kraftloser Arm gestützt werden mußte. Sein Patriotismus war so sehr erloschen, daß er höchst ungern deutsch sprach. Selbst mit deutschen Künstlern, die kein Wort italienisch verstanden, affektirte er nichts als diese Sprache zu reden. Er beklagte sich oft bitterlich über seine Nation, die ihn ganz ohne Unterstützung gelassen und gezwungen hatte, unter einem fremden Himmel sein Glück zu suchen. In diese Klagelieder stimmte sein vortreflicher Freund Winkelmann mit ein, der vielleicht als Schulmann in einem kleinen Städtchen gestorben wäre, hätte er nicht den Entschluß gefaßt, ein für seine großen Söhne undankbares Vaterland zu verlassen, und seinen bewunderungswürdigen Scharfsinn und seine ausgebreiteten Kenntnisse in einem andern Lande in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Es ist merkwürdig, daß man fast nie einen wahrhaft großen Ausländer in Deutschland wohnhaft findet, so sehr sich auch die deutschen Fürsten bemühen, durch Belohnungen aller Art sie in ihre Staaten zu ziehen, und im Gegentheil in so vielen Ländern anerkannte große

Männer

Männer deutscher Nation gefunden werden. Ein Verzeichniß von diesen würde auffallend seyn.

Voltaire, d' Argens und Maupertuis machen hierin nur eine scheinbare Ausnahme. Jedermann weiß, daß sie als Freunde des gekrönten Philosophen angesehen wurden, ein Titel, der allzuselten ist, und daher hindert, sie hier als Beyspiele anzuführen. Metastasio, der vor vier Jahren starb, ist das einzige Beyspiel eines großen Ausländers, der sich in unsern Tagen an Deutschland festhalten ließ. Hiezu waren aber auch außerordentliche Besoldungen und Geschenke nöthig, die ihm nach dem Tode Voltairs zum reichsten Dichter in Europa gemacht hatten. Wenn übrigens ein Denina, oder andere Gelehrte dieser Art noch jezt aus ihrem Vaterlande gezogen werden, so beweist dieses nichts mehr, als daß sie das in den Augen vieler deutschen Fürsten so schäzbare Verdienst haben, Ausländer zu seyn.

Die hiesige Akademie der Künste hält auf dem Capitol ihre Versammlungen. Man hat auch nöthig gefunden, ihr einen Schutzheiligen zu geben, so entbehrlich auch ein solcher Patron für die Künste ist. Der heilige Lukas hat hier diese Ehre. Bey der Association der Ideen, Künste,

Akademie, Rom und Capitol, denkt man sich etwas außerordentliches, allein man betrügt sich. Es ist wohl keine Akademie in Europa, die so wenig geachtet wird, wie diese. Viele der angesehensten Maler in Rom haben sich die Ehre verbeten, Mitglieder deselben zu seyn. Schlechte Einrichtung, Unordnung, und alle ersinnliche Ränke bey Austheilung der Preise, veranlassen diese Verachtung. Es ist hier nichts ungewöhnliches, die nichtswürdigsten Sudeleyen zu krönen, und ausgezeichnete Kunstwerke hintan zu setzen. Battoni, dieser berühmte Antagonist des Mengs, ist jezt einer von den Direktoren der Akademie. Dieser Künstler, der einstimmig nunmehr für den ersten Maler in Italien erkannt wird, hatte vom Könige von Preußen schon seit acht Jahren den Auftrag zu einem Gemälde, dessen Süjet der Besuch Alexanders bey der Familie des Darius seyn sollte, das schon von le Brun so vortreflich ausgeführt worden ist. In dieser langen Zeit aber hatte Battoni noch keinen Pinselzug daran gethan, und dürfte auch wohl noch damit warten, weil er seine Rechnung besser bey Porträts findet, die zu Duzenden, besonders von reisenden Engländern, bey ihm bestellt werden. Ein solches Bildniß ist ihm eine Arbeit von wenig Stunden. Der Preis ist für einen Kopf sechzig Zechinen; erstreckt sich die Abbildung bis zum

Unter-

Untertheile des Leibes, so werden hundert, und für den ganzen Körper zweyhundert Zechinen bezahlt.

Der Charakter dieses Künstlers ist äußerst sonderbar. Er ist in einem siebenzigjährigen Alter, und Vater einer zahlreichen Familie von erwachsenen Kindern; dennoch führt er seine Haushaltung in eigner Person. Alles, bis auf die geringsten Kleinigkeiten, wird von ihm selbst auf dem Markte eingekauft. Dieses Geschäft verrichtet er täglich bey Tages Anbruch. Er steht Sommer und Winter um vier Uhr auf, und begiebt sich sodann in zwey verschiedene Kirchen, um zwey Messen zu hören, die er selbst gestiftet hat. Nach dieser Wahlfahrt geht er auf den Markt, weckt bey seiner Zurückkunft seine Familie, und überliefert das Eingekaufte. Eine seiner Töchter wird jezt für die beste Sängerin in Italien gehalten, die aber nie ein Theater betreten hat, sondern nur in Privatkonzerten singt. Er haßt alles, was Theorie heißt, und will durchaus nicht, daß Künstler in Büchern studieren; wie er denn selbst auch nichts gelesen hat, daher seine historischen Gemälde voller Fehler gegen das Costume sind. Sein Charakter ist sehr rauh; oft begegnet er Personen vom ersten Range mit großer Ungezogen-

heit, die man aber wegen seinen Talenten und seinem biedermännischen Wesen übersieht. Die Armen werden von ihm so reichlich bedacht, daß seine zahlreiche Familie Gefahr läuft, nach seinem Tode zu darben. Folgender Vorfall trug sich bey meinem Aufenthalte zu: Ein Handwerksmann besaß ein Gemälde von Carl Maratti; durch Noth gedrungen, wollte er es verkaufen, und trug es dem Kardinal Bernis an. Dieser Mann, der sehr prächtig lebt, und den Mäcenaten öffentlich spielt, glaubte hier im Stillen als ein Oekonom handeln zu können. Der Dürftige foderte für sein Gemälde zwölf Zechinen; der Kardinal wollte nur acht geben. Der Mann eilt weg, geht zu Battoni, erzählt ihm sein Schicksal mit thränenden Augen, und überläßt seinen Schaz nebst dem Preis seiner Willkühr. Der Künstler besieht das Werk, und zahlt ihm zwanzig Zechinen. Der Vorfall wurde ruchtbar. Der Protektor von Frankreich *) glaubte

*) Den Lesern, denen die Etikette des römischen Hofes unbekannt ist, und folglich der Protector-Titel auffallend seyn möchte, dient zur Nachricht, daß alle katholische Länder ihren Protector in Rom haben, der gewöhnlich ein Kardinal ist. Der Protector von Deutschland war viele Jahre lang der verstorbene Kardinal Alexander Albani. Obgleich man sie durchaus Protector von N. N. nennt, so

glaubte dem Gerüchte durch den wirklichen Besitz des Gemäldes eine Wendung zu geben, und wollte es daher wieder von Battoni erkaufen. Dieser sonderbare Mann aber ließ dem Kardinal zur Antwort sagen, das Gemälde stände ihm zu Diensten, allein Se. Eminenz, als ein Kunstkenner, würden selbst beurtheilen, daß man nur durch einen Zufall ein Werk von einem Maler, wie Carl Maratti, für ein Dutzend Zechinen kaufen könne, daher würde er es für nicht weniger als funfzig Zechinen hergeben. Hiezu hatte der französische Anakreon keine Lust. Battoni erhielt damals von der Königin von Portugal den Auftrag, zu einer in Lissabon neu erbauten Kirche das große Altarblatt zu malen. Das Süjet war etwas seltsam, nämlich die Verehrung des Herzens Jesu. Hiervor wurden ihm dreytausend Zechinen zugestanden, wovon man die Hälfte gleich voraus zahlte.

Man kann keinen Schritt in Rom thun, ohne zu bedauern, daß die großen Meister die-

mäßigen sie doch diesen Titel aus Bescheidenheit, und schreiben sich blos: Beschützer der Kirche in ...
Da dieser Schutz in unsern Tagen sehr unbedeutend ist, so möchte hier wohl das Wort Etikette an seiner Stelle seyn.

ser schönen Kunst so oft ihr Talent an die gräßlichen Gegenstände der Martyrologie haben verschwenden müssen. Solche Gemälde dienen blos, die Seele mit schwarzen Ideen anzufüllen, und den Fanatismus aufzumuntern, der allenthalben Unheil angerichtet, und dem gemeinen Besten nachtheilig gewesen ist, wo er noch je geherrscht hat.

Ein auffallender Beweis, wie sehr die Künste in Rom ausarten, ist der neue Bau der Sakristey nach dem elendesten Plane, den je ein Baumeister im achtzehnten Jahrhundert zu einem grossen Gebäude entworfen hat. Dieser Steinklumpen ist eine wahre Verspottung der Baukunst, und da er an die Peterskirche gleichsam stößt, so wird der außerordentliche Contrast desto auffallender. Alles ist darin im kleinsten geschmacklosesten Styl; hiezu kommt noch das Verdienst, daß ein Theil der großen Kirche dadurch bedeckt wird. Dieses unwürdige Gebäude kostete schon 1780 viermalhunderttausend Scudi, und obgleich jedermann, selbst der Pabst, damit sehr unzufrieden war, so wurde doch alles nach dem alten Entwurf ausgeführt. Dieß ist das Resultat der Protektionssysteme, die, wenn sie gleich im bürgerlichen Leben von unsern Sitten und unsrer Verfeinerung unzertrennlich sind,

sind, doch bey den Künsten nicht Statt finden sollten, sobald es darauf ankommt, Denkmäler zu errichten. Der vornehmste Endzweck dieses Gebäudes war, ein Absteigequartier für die Domherren von St. Peter zu bereiten, die, so wie die übrige feine Welt, in einer großen Entfernung von dieser Kirche wohnen, und an gewissen Festen zweymal des Tages sich daselbst einfinden müssen.

Die berüchtigte Akademie der Arkadier besteht größtentheils aus Sonnettenfabrikanten, die sich versammeln, um einander ihren Unsinn vorzulesen. Nie hat vielleicht eine Societät so außerordentlich schnelle Fortschritte gemacht, als diese. Die Anzahl ihrer Mitglieder bey der Entstehung war nicht stärker als vierzehn, und in einigen Jahren waren deren schon viele tausende von allen Ständen; selbst Kardinäle, ja Päbste sogar wurden arkadische Schäfer, und nahmen, den Institutionsgesetzen gemäß, arkadische Namen an. Diese Schäferseuche griff so um sich, daß in nicht weniger als achtundfunfzig italienischen Städten ähnliche Akademien errichtet wurden, die sich Colonien des römischen Arkadiens nannten, aber auch alle größtentheils eingegangen sind. Die Mutterakademie hat jedoch ihre Existenz noch erhalten. Diese

Gesellschaft, deren Tummelplaz der Palast Corsini ist, den ehemals die Königin Christina von Schweden bewohnt hat, ist recht dazu gemacht, den akademischen Namen herabzuwürdigen. Sie ist die größte Satyre auf die Akademien, da sie in der That so verächtlich ist, als man sich es kaum vorstellen kann. Die meisten hiesigen Gelehrten und Litteraturfreunde von einiger Bedeutung, halten es daher auch für eine Schande, Mitglieder derselben zu seyn, ja viele nehmen es als eine Beleidigung auf, wenn man sie fragt, ob sie zu dieser abderitischen Akademie gehören. Um diese Verachtung nun einigermaßen zu hemmen, so bemühen sich die Arkadier sehr, Fremde anzuwerben, besonders wenn diese einen gewissen Rang haben, und folglich ihr Beytritt bekannt wird. Mit solchen Namen bedecken sie ihre eigene Blöße, und vermehren noch überdem ihre Kasse mit den Receptionsgeldern, die in einigen Zechinen bestehen. Es sind hier noch mehr solche saubere Akademien, die sich nach den Arkadiern gebildet haben. Unter diesen zeichnen sich die Quirinisten aus; allein da das Muster unter aller Kritik ist, so verdienen diese kaum genannt zu werden. Ich wohnte einst einer Versammlung dieser leztern bey, wo ein fremder Offizier (leider war es ein Deutscher) aufgenommen wurde. Da dieser kein

Ita-

Italienisch verstand, und doch seinen neuen Mitbrüdern gern eine Probe von seinen Kenntnissen geben wollte, so las er eine Rede, über den Nutzen der Geschichte, in französischer Sprache vor. Die Materie sowohl als die Sprache war diesen Sonnettenschmieden gleich fremd, deswegen wurden ihnen die dazu gehörigen Complimente verdolmetscht, wo der Candidat versicherte, daß er sich von jezt an für einen großen Mann hielte, weil er in ihre aus lauter großen Männern bestehende Gesellschaft aufgenommen wäre; ein Lobspruch, der so neu war, daß er die Quirinisten, die ihn aus der Verbeugung des Redners entzifferten, ganz aus der Fassung brachte.

Es ist hier hinreichend, einige Sonnetten zusammengeschmiedet zu haben, um für einen Dichter zu gelten; ein Titel, der von dem hohen und niedrigen Pöbel aller Nationen nicht sehr geachtet wird. Die Ehre, den poetischen Lorbeer auf dem Capitol zu erhalten, führte ehedem etwas Erhabenes mit sich, daher man auch zu dieser Scene den ehemals so verehrungswürdigen Erdraum erwählt hatte, der jezt immer mehr und mehr herabgewürdigt wird. Wenn Tasso daselbst gekrönt wurde, so klascht Europa noch jezt nach zweyhundert Jahren seinen

nen Beyfall dazu. Wenn aber eine Corilla diesen Lorbeer erhält, so hört er auf eine Ehre zu seyn, und diese Ceremonie wird zu einer lächerlichen Farçe. Diese so unverdient berühmt gewordene Person ist als Dichterin so tief unter unsrer Karschin, daß eine Parallele zwischen Beiden ziehen, leztere beschimpfen hieße *). Das ganze Verdienst dieser Signora besteht im Improvisiren, wodurch sie gewöhnlich bey Alltagsköpfen Bewunderung erregt: da aber dieses Talent, wovon ich hernach reden werde, von den Römern eben nicht besonders hochgeschätzt wird, so wäre an eine poetische Krönung nie gedacht worden, wenn nicht die mächtige Protection von einem der vornehmsten Kardinäle diese Krönungssache, ungeachtet des Widerspruchs von ganz Rom, durchgesezt hätte. Dieser Kardinal, von dem man versichert, daß er etwas mehr als Freundschaft für die Stegreifreimerin (improvisatrice) empfand, ließ sich durch das Geschrey des Volks nicht von seinem Vor-

*) Dennoch schmachtet die Deutsche in der größten Dürftigkeit, während der Zeit die Italienerin von allen Seiten Geschenke und Pensionen erhält, die noch kürzlich die große Katharina vermehrt hat. So viel kommt auf das Land an, wo man geboren wird.

Vorsaz abwendig machen. Der Pabst gab seine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gassenpöbel beschimpft, vom Dichterpöbel besungen, und von Fürsten beschenkt. Sie verließ schleunig Rom, und lebt jezt zu Florenz.

Die Improvisatoren wählen gewöhnlich den Plaz von Termini, um hier ihre Künste zu zeigen. Dieses versteht sich von den herumziehenden, denn es giebt andere, die nur in Gesellschaften und ohne alle Belohnung improvisiren; zu welcher leztern Klasse denn auch die vorerwähnte Corilla gehört. Gemeiniglich geschieht diese Stegreifreimerey singend, und wird durch eine Violine accompagnirt; ja manche dieser Virtuosen können nicht ohne dieses Instrument ihre Muse in Gang bringen. Die herumziehenden aber müssen sowohl redend als singend, mit und ohne Instrument, geübt seyn, das aufgegebene Thema zu bereimen. Man würde sich irren, wenn man dieses Talent als etwas besonderes ansähe. Der Reichthum der italienischen Dichtersprache, die vielen poetischen Freyheiten, die in derselben erlaubt sind, die große Bekanntschaft selbst gemeiner Leute mit den Meisterwerken des Ariost, des Tasso, des Metastasio, Marino, u. s. w. nebst dem musi-

kalisch:n

kalischen Ohre der Italiener, alles dieses vereinigt, verringert die anscheinenden Schwierigkeiten unendlich. Auch sind es mehrentheils ignorante Leute, die diese Kunst treiben, daher finden sie sich in Verlegenheit, wenn man ihnen eine Thema aufgiebt, zu dessen Behandlung Belesenheit gehört; sie führen es aber doch aus, durch Unsinn mit Reimen verbrämt, die, von vorbesagten großen Dichtern entlehnt, durch die Schönheit des Ausdrucks bey Unwissenden Täuschung erzeugen. Die alte römische Geschichte ist gewöhnlich ihr Steckenpferd, weil mit derselben die Improvisatoren ziemlich bekannt sind. Alle große Begebenheiten des alten Italiens, als Hannibals Zug nach Italien, die Ermordung Cäsars, u. s. w. werden improvisirt, sobald man ihnen die Wahl des Sujets überläßt; und wenn alsdann die Declamation gut ist, so wird der Ausländer, der dieses Schauspiel zum erstenmale sieht, in der That überrascht, und hingerissen.

Ich habe von einem Venetianer eine Scene dieser Art gesehn, die den außerordentlichsten Eindruck zu machen fähig war. Man stelle sich einen Plaz in Rom vor, von Trümmern umgeben, die auf die sinnlichste Weise an das große Volk erinnern, das ehemals hier thronte;

und

und nun denke man sich zum Thema: den Abschied des Regulus von seiner Familie und von Rom; dieses nun mit Feuer und einer gewissen Beredsamkeit declamirt, und zwar an dem Orte selbst, wo die große That vor zweytausend Jahren geschah. Der Improvisator, der unter die besten seiner Zunft gehörte, und Anstand besaß, wußte diesen Vortheil vortreflich zu nutzen. Er blickte auf die um ihn her befindlichen Ruinen traurig, aber doch standhaft, und nun nahm er den lezten Abschied von seinen Verwandten und Freunden, von dem römischen Volk, von den Tempeln und Altären, den Göttern seines Vaterlandes, und endlich vom Capitol; wobey er seine Augen auf den Capitolinischen Hügel heftete. Diese ganze Scene, die wohl ausgeführt wurde, weil unser Mann den Metastasio auswendig wußte, war ein wahres Fest für Herz und Geist. Da dieser Venetianer ein Enthusiast der alten Römer zu seyn schien, gab ich ihm einst das Thema: ob das alte oder neue Rom größere Vorzüge besessen hätte? Er entschied natürlich für das neue, und zwar weil es von Christen und dem Pabste bewohnt würde, dahingegen die alten Römer bey aller ihrer Pracht, Größe, und edlen Thaten, doch nur Heiden gewesen wären. Ich habe oft dieses Schauspiel in allen Theilen von Italien gesehn,

allein

allein durchaus gefunden, daß diese Improvisatoren eben so unwissend, als von eingeschränktem Verstande waren. Wie tief ist dieses Talent unter den Stegreifrednern, die man in England in den disputirenden Clubs antrifft! Hiezu gehören denkende Köpfe, durch Belesenheit gebildet, und mit Rednergaben versehn.

Derjenige Theil der Stadt, der jenseit der Tiber liegt, und die alten Römer Transtiberina nannten, jezt Transtevere, wird von Menschen bewohnt, die sich durch rauhe Sitten, und überhaupt durch einen eigenen Charakter ganz besonders von allen übrigen Einwohnern Roms auszeichnen. Sie behaupten, das alte römische Blut unvermischt in ihren Familien erhalten zu haben; daher auch die Heirathen zwischen ihnen und den andern Römern, noch heut zu Tage sehr selten sind. Die Einwohner dieses Quartiers sind durchaus blutarm, und dennoch trägt ein armes Mädchen kein Bedenken, die Hand eines reichen Mannes aus einem andern Quartier auszuschlagen. Indessen werden sie nicht oft in diese Versuchung gesezt, weil ihre grobe Sitten und häßliche Bildung, die den Bewohnern dieser Region besonders eigen ist, schon abschreckend genug sind. Zu ihrem Charakter gehört auch eine seltene Unerschrockenheit, die

bey

bey Männern und Weibern herrscht; daher auch die Messer bey den geringsten Vorfällen ergriffen werden. Die Sbirren wagen sich in dieses Quartier sehr ungern, und wenn es Amts halber geschehen muß, so brauchen sie alle nur mögliche Vorsicht. Die Legionen des August hatten hier ihr Quartier, und überdem war dieser Theil der Stadt, so wie jezt, von armen Leuten bewohnt. Nach dem Lipsius war hier das Quartier der Säuftenträger. Auch sieht man aus einer Stelle des Philo, daß hier viele Juden wohnten.

Dieses unglückliche Volk, deren Anzahl sich hier auf zehntausend beläuft, lebt in Rom in einer wahren Sklaverey; so elend und unreinlich auch die deutschen Judenstädte sind, so werden sie doch weit von der hiesigen übertroffen. Sie liegt an der Tiber, und ist einer wahren Kloake ähnlich, worin menschenartige Geschöpfe herunkriechen; sie hat Thore die alle Abende verschlossen werden, nach welcher Zeit niemand bis zum nächsten Morgen aus diesem Kerker kommen kann. Die Juden tragen hier, wie in vielen andern Städten Italiens, zum Abzeichen einen Lappen auf dem Hute, jedoch können sie sich von dieser verhaßten Auszeichnung für eine gewisse Summe loskaufen, welches denn auch die Reichern nicht unterlassen. Da der christ-

liche Handel hier unbedeutend ist, so kann man sich die geringe Wichtigkeit des jüdischen, der so vielen Einschränkungen unterworfen ist, leicht vorstellen; daher giebt es auch hier sehr wenige wohlhabende, und nicht einen einzigen reichen Juden. Einige Fürsten bedienen sich derselben, um mit ihren Reichthümern zu wuchern. Besonders wendet der Fürst Borghese dieses Mittel an, seine Schätze zu vermehren. Sein jüdischer Agent treibt einen großen Wechselhandel in den vornehmsten Handelsstädten von Europa; er giebt den Namen dazu her, und der Fürst die Gelder.

Ich weiß nicht, wie die Sage entstanden ist, daß diese armen Menschen ungeheure Summen der päbstlichen Kammer geboten hätten, um die Tiber abzuleiten. Ein solcher Antrag ist, wie ich gewiß weiß, nie geschehen; obgleich die Sache selbst längst auf dem Tapet gewesen ist. Es würde nicht an Unternehmern fehlen, da die Wuth zu graben jezt so groß ist, und höchst wahrscheinlich würde man außerordentliche Kunstschätze finden. Seit den Zeiten Sixtus V. ist es politischer Grundsaz der Päbste gewesen, die Entdeckung von Alterthümern auf alle nur mögliche Weise zu befördern. Das Tiberprojekt hat daher lange den Regenten am Herzen gelegen,

ja

ja sie würden es vielleicht auf eigene Kosten unternommen haben, da der große Gewinn hiebey gewiß nicht zweifelhaft ist; allein wer steht für die Folgen der bösen Dünste an einem schon jezt nicht zu gesunden Orte? Diese Besorgniß ist vielleicht ungegründet, und disseits der Alpen, wo wir von einer Seuche in Rom nichts zu befürchten haben, ist oft darüber gespottet worden, aber der größte Freund des Alterthums und der Künste, wenn er billig seyn will, kann es der römischen Regierung nicht verdenken, die größtentheils aus bejahrten Personen besteht, wenn sie diesen Versuch auf gut Glück nicht wagen will.

Wie wenig die böse Luft hier zu verachten sey, beweisen verschiedene Gegenden bey Rom, aus welchen die Einwohner zu gewissen Jahreszeiten flüchten müssen, wie ich schon im vorigen Abschnitte bey Gelegenheit der St. Paulskirche gesagt habe, die doch so nahe bey der Stadt liegt. Die vielen Moräste, stehende Seen, und die überaus große Vernachläßigung der Felder, die hier so elend angebaut werden, sind die wahren Ursachen dieser ungesunden Luft, von welcher die alten Römer nichts wußten. In den Hundstagen, wenn diese am schädlichsten ist, und der böse Wind aus Süden weht, den man hier Sirocco nennt, werden ganz besondre Lebens-

regeln beobachtet, darunter die vornehmste ist, viel kühlende Feuchtigkeit zu sich zu nehmen, und sich aller starken Getränke zu enthalten. In dieser Zeit ist das Erdreich ganz außerordentlich trocken, und wird nur blos durch den Thau etwas angefeuchtet.

Die pontinischen Sümpfe tragen zu dieser bösen Luft nicht wenig bey. Sie enthalten ungefähr zehn deutsche Quadratmeilen. Das Unternehmen des jetzigen Pabsts, sie auszutrocknen, ist daher sehr beyfallswürdig, obgleich die dazu angewandten Mittel viel zu schwach sind, einem so großen Uebel abzuhelfen. Die geringe Anzahl der Arbeiter, die auf diesen sehr ausgebreiteten Strich Landes ganz dünne gesäet sind, erhalten ein elendes Tagelohn, für welches sie in diesen Sümpfen Tag und Nacht vegetiren müssen. Sie stehen knietief im Wasser, wenn sie arbeiten. Ihre Wohnungen sind ganz isolirte erbärmliche Hütten, wo sie fast nackend wie die Wilden, bleich wie die Gespenster, von ihrer unglücklichen Arbeit ausruhen. Man kann sich vorstellen, daß sie sich damit eben nicht übereilen, sondern nur alsdann die Arbeitswerkzeuge ergreifen, wenn sie die Aufseher von weitem gewahr werden. Macht der Pabst Anstalt zu einer Sumpfreise, so werden auf einige Wochen mehr Arbeiter angestellt. Dieser gutgemeynte

Ent-

Entwurf ist daher weiter nichts als ein kameralistisches Puppenspiel, dergleichen man so viele sieht, ohne erst in diese Sümpfe kriechen zu dürfen. Nach dem Tode des jetzigen Pabsts wird wahrscheinlich die Fortsetzung dieser Unternehmung aufgegeben werden, und alle große darauf verwandte Summen dürften wohl vergebens verschwendet seyn.

Dieses Projekt führt mich auf die päbstlichen Einkünfte, von denen man sich so große Begriffe macht; sie betragen nicht volle vier Millionen Scudi, oder zwey Millionen Dukaten. Ehmals war das Heiligenmachen eine sehr einträgliche Geldquelle für den päbstlichen Hof, da für ein dergleichen Produkt gewöhnlich einige 100,000 Scudi gezahlt wurden; allein mit dieser Fabrik will es jezt nicht mehr recht fort, und nur allein Spanien nebst Portugall erhält sie noch im Gange. Der lezte Heilige wurde im vorigen Jahre (1786) gemacht. Er war ein spanischer Minorit, Namens Nicolaus Factor, der sich durch drey Wunder zur Anbetung der Sterblichen qualificirt hatte. Der Advokat des Teufels behielt, wie gewöhnlich, Unrecht, und Pius VI. verrichtete diese heilige Arbeit auf dem capitolinischen Hügel, und zwar auf demselben Flecke, wo des alten Roms ehrwürdigster Tempel stand.

Schon bey Gelegenheit des Labre hatte sich der jetzige Pabst sehr willfährig bewiesen, und ihn vor der Hand selig gesprochen, zu welcher Operation auch aus Sachsen ein Beytrag von 1092 Scudi eingegangen ist.

Da viele Festtage die Andacht unterhalten, und geistliche Almosen einbringen, so werden auch von Zeit zu Zeit neue gemacht. Kürzlich ist ein solcher Festtag zu Ehren des Herzens Jesu gestiftet worden, worüber jezt ein großer Streit unter den Gläubigen obwaltet, ob nämlich das wirkliche fleischerne Herz Jesu, oder nur das Sinnbild der Liebe Christi zum Menschengeschlecht, der Gegenstand der Verehrung sey.

So gering indessen die päbstlichen Einkünfte auch scheinen, so sind sie doch für die Bedürfnisse dieses Staats hinreichend. Der Hofstaat des Statthalters Christi ist weder prächtig noch zahlreich. Die vornehmsten Würden, ja ganze Dicasterien sind mit Geistlichen besezt, die nur geringe Besoldungen, aber reiche Pfründen haben. Der römische Hof giebt nie Feste, als bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste, und dann erfodern diese nicht große Kosten, so wenig wie die Geschenke, deren vornehmste Artikel immer Reliquien sind. Der

Kriegs-

Kriegsetat zu Wasser und zu Lande ist auf einem sehr niedrigen Fuß, und steht mit der Ohnmacht dieses so schlecht regierten Landes in einem richtigen Verhältnisse. Die sämtlichen Landtruppen des Pabstes betragen nur 2500 Mann, die nicht schlecht besoldet sind, und eine große Anzahl Offiziers haben, daher sie auch jährlich 200, 000 Scudi zu unterhalten kosten. Die bestimmten Einkünfte des vornehmsten Generals sind 12000 Scudi im Frieden, und 36000 im Kriege. Die päbstliche Seemacht besteht in fünf Galeeren, die in Civita Vechia liegen, und schlecht unterhalten werden; dennoch kosten sie der päbstlichen Kammer jährlich 84000 Scudi.

So sehr auch die Jesuiten die Aufmerksamkeit der Welt erregt haben, und so viel auch über diesen so interessanten Gegenstand geschrieben worden ist, so wenig sind doch ihre Staatsintriguen und ihre vormalige innere politische und ökonomische Verfassung bekannt, obgleich alles, was diese berühmte Societät betrifft, das Gepräge des Außerordentlichen hat. Hier in Rom hatten sie bis zu ihrer Aufhebung alles aufs höchste getrieben. Ihr Collegium, eines der größten Gebäude in der Welt, war mit so viel Menschen angefüllt, daß man eine Stadt

damit hätte bevölkern können. Ganze Schaaren von Armen erhielten allda täglich ihre Nahrung, die sie an den Thoren des Palasts abholten. Ihre politischen Almosen erstreckten sich aber noch weiter. Armen Familien, die über den Pöbel erhaben waren, und deren Unterstützung den Jesuiten zweckmäßig schien, wurde der Unterhalt täglich in Körben gebracht, und zwar in zubereiteten Speisen. Diese Armen waren in zwey Klassen getheilt, davon die eine drey Gerichte, die andere aber viere, nebst einem Desert erhielt. Die erstere belief sich zur Zeit der Aufhebung auf vierhundert, und die zweite auf achtzig Körbe. Man nahm hiebey vornemlich Rücksicht auf Aerzte, Rechtsgelehrte, und überhaupt auf solche Personen, deren Stand die Bekanntschaft mit vielen Leuten voraussezte. Hiedurch wurde ihr Ansehen so sehr in Rom befestigt, daß man bey der Aufhebung einen allgemeinen Aufstand befürchtete. Die Truppen waren alle unterm Gewehr, und sämtliche Sbirren in die verschiedenen Quartiere vertheilt. Diese Maaßregeln verhinderten alle Ausschweifungen, und hielten die zahllosen Anhänger der Jesuiten im Zaum.

Es war diesem Orden besonders schmerzhaft, daß er durch einen Pabst abgeschafft wurde, der

ihnen

ihnen zwar nicht die dreyfache Krone, doch aber die Kardinalswürde zu verdanken hatte. Seit mehr als hundert Jahren hatte kein Italiener den Purpur anders, als mit ihrer Beystimmung, erhalten. Denn obgleich die Jesuiten die besondere Staatsmaxime hatten, keinen aus ihrem Orden Kardinal werden zu lassen, so geschahe doch keine Promotion dieser Art ohne ihre Mitwirkung. Diejenigen, die von ihnen zu dieser Würde empfohlen wurden, waren sicher sie zu erlangen, bey den andern war es hinreichend, wenn sich die Societät nicht widersezte. Ganganelli war ein armseliger Mönch, da er durch die Empfehlung der Jesuiten Kardinal wurde. Kaum aber war er es geworden, da sie aus einer unbegreiflichen Nachläßigkeit, und wider ihre sonst gewohnte Politik, ihn ganz hintenan sezten. Ganganelli ohne alles Vermögen, und ohne Schutz, mußte sich mit zweytausend Scudi, als der für die armen Kardinäle ausgesezten Pension, begnügen, und damit den nöthigen Aufwand bestreiten, der durchaus zu dieser Würde gehört. Verschiedene Kardinäle erhielten von den Jesuiten geheime Pensionen von 6000, 8000, auch 12000 Scudi. Nach ihren Aspekten indessen war es nicht im geringsten wahrscheinlich, daß der unbekannte und verlassene Ganganelli je Pabst werden würde. Sie fan-

den sich aber in ihrem Calcul betrogen, und der Orden erreichte die von allen Freunden der Aufklärung so sehnlich gewünschte Endschaft.

Das Betragen des Jesuiten-Generals Ricci, als Gefangener in der Engelsburg, und die Betheurungen seiner Unschuld in seiner lezten Todesstunde, haben viel Aufmerksamkeit erregt; die Anhänger des Ordens glaubten große Beweise zu Gunsten desselben daraus zu ziehen, und selbst Unbefangene wurden zweifelhaft. Hier ist die Auflösung dieses Problems! Es war nicht der General, sondern seine Assistenten, deren es viere gab, die in seinem Namen den Orden despotisch in allen Welttheilen regierten. Diese Patres, die aus den vier vornehmsten katholischen Nationen in Europa erwählt wurden, (unter diesen war auch ein Deutscher) waren es allein, die diese erstaunliche Maschine in Bewegung erhielten. Hiezu wurden mit kluger Vorsicht die größten Köpfe einer Societät ausgesucht, die mehrentheils aus geschickten Männern bestand. Bey dem General hingegen waren vorzügliche Eigenschaften eben nicht erfoderlich, sondern nur solche Eigenschaften, die den Zeitumständen am angemessensten waren. Man glaubte in Ricci den Mann zu finden, der als Oberhaupt dieser großen Societät, bey

der

der damaligen Lage der Sachen, am füglichsten figuriren könnte. Er war nur von eingeschränktem Verstande, allein er gehörte zu einer vornehmen florentinischen Familie, hatte große Verbindungen, und war als ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit und Gottesfurcht durchgehends bekannt. Nichts konnte indessen das widrige Schicksal des Ordens abwenden, der sich schon zu lange für ein aufgeklärtes Zeitalter aufrecht erhalten hatte. Alle Intriguen und Cabalen waren fruchtlos, bis auf die elende berüchtigte Farçe, die Gaßner in Elwangen spielen mußte *).

Ganganelli hatte sich durch die Aufhebung des Ordens zu viele Feinde gemacht, als daß er eine lange Regierung hoffen durfte. Zudem kamen noch viele andere Neuerungen, die den Andächtlern äußerst mißfielen. Man konnte es ihm

*) So bekannt auch die Possen dieses Gauklers sind, nebst den Mitteln, deren sich derselbe bey seinen Wunderkuren bediente, so ist es doch seine Veranlassung dazu weit weniger, obgleich dieses der wichtigste Theil der Gaßnerschen Wundergeschichte ist. Eine Erläuterung, die alles außer Zweifel setzt, giebt der zwischen dem Exjesuiten Pater Hell aus Wien und dem D. Mesmer 1775 gedruckte Briefwechsel.

ihm auch nicht vergeben, daß er während seinem kurzen Pontificat achttausend Mönche von ihren Klostergelübden losgesprochen hatte. Alles dieses verkündigte seinen baldigen Tod. So sehr man auch das Gerücht seiner Vergiftung außerhalb Rom hat zweifelhaft machen wollen, so ist es doch eine unleugbare Wahrheit. Die Aeußerung des Giftes war nach dem Tode so heftig, daß sich die Glieder vom Leichnam, während dem Leichenbegängniß, absonderten. Wie bekannt, werden die Leichen unbedeckt zur Kirche gebracht. Da die Procession über die Engelsbrücke ging, löste sich ein Bein von dem Leichname ab, hing zum Sarge heraus, und wäre auf die Erde gefallen, wenn nicht jemand dasselbe hineingestoßen hätte. Dieses ist kein obscures Factum, sondern ein Vorfall, der vor den Augen des ganzen Volks geschah; der Körper war vorher geöffnet, und alle Zweifel längst entschieden. Herr B., päbstlicher Leibchirurgus, legte bey dieser Operation mit Hand an, und hat gegen mich selbst die unglückliche Entdeckung bestätigt, wenn anders eine so notorische Sache noch einer Bestätigung bedurfte. Dennoch hat sich der Leibarzt Salicetti erdreistet, eine Krankheitsgeschichte dieses vortreflichen Pabsts herauszugeben, worin alles für natürlich erklärt, und Ursachen und Wirkungen unverschämt erdichtet sind.

Man

Man nennt hier öffentlich die Mörder, von welchen besonders einer noch unter die ersten Personen des Staats gehört. Er spielt jezt die Rolle eines Andächtlers.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man hiezu das so berüchtigte Aqua Tofana genommen habe, von welchem ich in dem Abschnitte von Neapel reden werde, weil es da zubereitet wird. Eine vornehme römische Dame, die jung und schön war, und viele Anbeter hatte, machte im Jahre 1778 ein ähnliches Experiment, ihren alten Gemahl los zu werden. Die Dosis war etwas stark eingerichtet, daher auch die Absonderung der Glieder nach dem Tode schleunig und heftig geschahe. Man wandte alle nur mögliche Mittel an, den Körper in einer menschlichen Form zu erhalten, um wenigstens die Ceremonie des Leichenbegängnisses auszudauern. Das Gesicht war mit einer wächsernen Larve bedeckt, und in diesem Zustande wurde der Leichnam den Augen des Volks blosgestellt.

Dieß Absondern der Glieder scheint die gewöhnliche Wirkung dieses Gifts zu seyn, die sich der Erfahrung zu folge äußert, sobald der Körper kalt geworden ist; ob man gleich Monate lang solches in sich tragen kann, ohne

bettlä-

bettlägerig zu seyn. Man spürt nur ein großes Misbehagen, das allmälich zunimmt, bis der Körper hinfällt. Ganganelli, der des empfangenen Gifts gewiß war, ließ heimlich einen berühmten Arzt in Bologna um Rath fragen, wie die Wirkung zu hemmen sey. Die Antwort war trostlos, jedoch rieth er zu heftigen schweißtreibenden Mitteln, die der Pabst auch brauchte, sogar daß man ihn in der größten Hitze beständig in Pelzwerk eingehüllt sah, wodurch denn sein Leben einige Monate gefristet wurde.

So wie sich die Jesuitenkirchen in ganz Europa auszeichneten, so war es auch hier. Die dem Orden vormals zugehörige Jesuskirche ist eine der schönsten und prächtigsten in Italien. Die Thüren sind von einem sehr raren Holze, das aus Amerika zu diesem Endzwecke hergeschafft wurde. Hier ist die Kapelle des heiligen Ignatius. Da dieselbe das Sanctum Sanctorum der Societät war, so wurde darin ein Altar errichtet, der unstreitig der prächtigste in der ganzen Welt ist. Die Hauptheile desselben sind vier Säulen, jede 24 Fuß hoch. Sie sind von vergoldetem Bronze, und zwar aus Einem Stücke, gereift, und mit Lapis Lazuli bedeckt. Man versichert, daß in allen Weltgegenden vierzig Jahre lang gesammelt worden ist, um diesen kostbaren Stein

in

in so großer Menge zusammen zu bringen. Die Stufen des Altars sind von Porphyr, und in einer Nische steht eine eilf Fuß hohe Statue des Heiligen von gegossenem Silber.

In der Kirche des heiligen Ignatius, die von der vorigen verschieden ist, befindet sich am Hochaltar ein Gemälde von dem Jesuiten Andreas Pozzi. Es stellt vor, wie Christus dem heiligen Ignatius erscheint. Hiezu gehört eine artige Anekdote. Da der Kaiser Joseph die Kirche besah, und ihm dieß Gemälde von einem Jesuiten gezeigt wurde, (damals existirte der Orden noch) so sah er seinem Führer starr ins Gesicht und sagte: „Aber, Herr Pater, sollte „denn Christus wirklich dem heiligen Ignatius „erschienen seyn?“ Der Gesellschafter Jesu wurde beschämt, und schwieg; der Monarch war befriedigt, und wollte seine Verwirrung nicht weiter treiben. Die St. Andreaskirche war ehemals die Noviciatkirche der Jesuiten. Hier zeigt man das Denkmal des heiligen Stanislaus Cotzka, eines Pohlen, das sehr sonderbar ist. Das nämliche Zimmer, worin er starb, ist in eine Kapelle verwandelt, in welcher seine Bildsäule auf einem Bette liegt, wobey der Bildhauer, Namens le Gros, den besondern Einfall gehabt hat, die Jesuitenkleidung selbst

in

in der Farbe nachzuahmen. Kopf und Hände sind von weißem, das übrige aber von schwarzem Marmor. Alle Künstler von Geschmack erklären sich wider diese Methode, die auch ohne Nachahmer geblieben ist. Dieser Cotzka starb zweyundzwanzig Jahr alt, und wurde canonisirt. Ich habe aber nicht erfahren, wodurch er bereits in einem so jugendlichen Alter sich in den Geruch der Heiligkeit habe setzen können.

Eilfter Abschnitt.

Andacht. Kirchliche Feyerlichkeiten. Frohnleichnamstag. Große päbstliche Benediction. Carwoche. Harte Beleidigung eines königlichen Gesandten. Schweizergarde. Kirchspielfeste. St Petersfest. Erleuchtung der Peterskuppel. Päbstliche Lebensart. Frescati. Circus des Caracalla. Catacomben. Appische Heerstraße. Ruinen des Tempels vom Deus rediculus. Weinberge. Ländliche Ergötzlichkeiten. Wirkung der wohlriechenden Wasser beym Frauenzimmer. Stundenrechnung der Italiener. Schauspiele. Venetianischer Ball / beyspiellos in den Jahrbüchern der neuern Galanterie. Musikalische Talente der Römer. Schnellgalgen. Carneval und dessen Leichenbegängniß.

Man ist nirgends in Italien weniger andächtig, als in Rom. Der beständige Anblick eines lebenden Heiligen, der so viel himmlische Vollmacht hat, und sie auch nutzt, die häufigen Indulgenzen, die oft bey gewöhnlichen Kirchenbesuchen ertheilt werden, und die Nachsicht der Regierung bey Nachläßigkeiten und Vergehungen, die nicht das Zeitliche betreffen, alles dieses verringert hier die Andacht. Selbst die große Menge der Kirchen trägt dazu bey. Es ist eine längst gemachte Bemerkung, daß, je mehr eine Sache vervielfältigt wird, je

mehr verliert sie von ihrem Werth, und befördert die Gleichgültigkeit. Man kann dieses sicher auf die dreyhundert zweyundsiebenzig Kirchen und Kapellen anwenden, die hier wirklich vorhanden sind. Diejenigen, die in Jahresfrist nicht beichten, werden excommunicirt, und ihre Namen beym Eingange der Kirche St. Maria in Cosmedin angeschlagen. Im Jahre 1778 waren deren dreyzehn, und im folgenden eilfe angezeigt. Die hiesige Inquisition ist äußerst gelinde, und hat nichts Fürchterliches als den Namen. Sie thut eigentlich wenig mehr, als was in manchen protestantischen Ländern die Consistoria oder andre geistliche Tribunäle thun. Ist ihre Gewalt gleich ausgedehnter, so wird sie doch hier jezt fast gar nicht ausgeübt. Kein la Barre würde hier wegen jugendlicher Unbesonnenheiten rechtskräftig zerfleischt werden, wie in dem aufgeklärten Frankreich in unsern Tagen geschehen ist.

Diese große Anzahl der Kirchen, die in zweyundachtzig Kirchspielen vertheilt liegen, sind den Freudenmädchen sehr nachtheilig; denn diese unglücklichen Geschöpfe sind hier weder von der Regierung beschützt, wie einige Reisende fälschlich vorgegeben haben, noch ist ihr Gewerbe eigentlich verboten, welches in einer so großen

Stadt

Stadt, und in einem solchen Clima, ungereimt seyn würde. Das Gesez befiehlt nur, daß sie wenigstens in einer Entfernung von zweyhundert Schritten von irgend einer Kirche oder Kapelle wohnen sollen; ein solcher Plaz findet sich aber nicht im bewohnten Rom, daher sie denn aus einem Kirchspiel ins andre wandern, bis ihnen der Kardinal-Vicarius die Stadt zu räumen befiehlt, worauf sie sich denn gewöhnlich nach Neapel begeben.

Die kirchlichen Feyerlichkeiten sind auch zu häufig, und verlieren daher bey dem Volke das Anziehende. Indessen sind einige derselben äusserst prächtig und sehr sehenswürdig. Hieher gehört die Procession am Frohnleichnamstage, die in einiger Entfernung rund um den Petersplaz geht. Der ganze Weg, der über eine italienische Melle beträgt, ist bedeckt, und mit belaubten Säulen unterstützt. Diese Erfindung ist von dem berühmten Bernini, dem Baumeister der St. Peters-Colonnade. Der Zug wird durch alles verherrlicht, was nur die römische Pracht vermag. Der Pabst wird dabey mit samt einem Altare getragen, vor welchem er in einer knienden Stellung mit dem Sakramente sitzt. Es ist merkwürdig, daß der römische Adel, wider die Gewohnheit aller andern

Höfe, an dieser Feyerlichkeit keinen Antheil nimmt, außer diejenigen, die wegen ihrer Chargen dabey erscheinen müssen. Die päbstliche Kammer giebt zu den Kosten dieses Tages 750 Scudi her. Einige Functionen ausgenommen, wird der Pabst allemal, selbst in den Kirchen, auf den Schultern getragen, ein Gebrauch, der noch von den alten römischen Kaisern herrührt.

Keine aber von allen religiösen Feyerlichkeiten kommt der päbstlichen Benediction gleich, die an gewissen Tagen von der Tribune in der Peterskirche ertheilt wird; eine Ceremonie, die nirgends so die Sinne rühren kann, weil der Petersplaz dazu nöthig ist. Der ungeheure Umfang und die Pracht desselben, nebst der zahllosen Menge Menschen, womit er bey solchen Gelegenheiten bedeckt ist; die feyerliche Stille vor dem Segen, die von dem Donner der Kanonen und dem Schall aller Glocken unterbrochen wird; die Handlung selbst, die für jeden Religionsverwandten etwas Ehrwürdiges hat: alles dieses ist in der That hinreißend. Von der päbstlichen Messe kann ich dieses nicht sagen, ob sie gleich an gewissen Tagen von dem Gesang einer Legion Castraten begleitet wird. Die Anzahl derselben war am Peterstage 1780 nicht geringer den zweyundachtzig, die ein

sehr

sehr sonderbares Chor formirten. Keine andre als Vokalmusik wird in der Peterskirche gehört, weil die Instrumente, wie man hier sagt, nicht zu der Würde des Orts passend sind, und an weltliche Lustbarkeiten erinnern. Indessen werden sie in andern Kirchen desto häufiger gebraucht, die mit ihren heiligen Festen immer abwechseln, so daß man beständig hier sehr gute Concerte hören kann. Während der päbstlichen Messe liegen vier dreyfache Kronen mit kostbaren Steinen besezt auf dem Hochaltar, die auch bey großen Feyerlichkeiten vor dem Pabste hergetragen werden. Er selbst trägt sie höchst selten, und dieses nur auf sehr kurze Zeit; sonst sind Bischofsmützen sein Hauptschmuck in der Kirche, allein auch diese werden alle Augenblicke, der römischen Etikette gemäß, gewechselt.

Die Feyer der Charwoche, gegen welche Zeit alle Fremde nach Rom reisen, hat nichts Auszeichnendes, als die große Benediction auf dem Petersplatze, und das oben erwähnte Miserere-singen in der Sixtinischen Kapelle. In der Peterskirche ist kein heiliges Grab am Charfreytage wie in andern Kirchen, sondern es hängt blos ein ungeheures Kreuz mit Lampen behangen in der Mitte derselben. Diese Erleuchtung kostet 150 Scudi, und ist auch von

der Erfindung des Bernini. An diesem Tage sind alle hundert Lampen, die das ganze Jahr durch am Grabe des heiligen Peters brennen, ausgelöscht. Des Abends ist die Kirche ganz mit Malern angefüllt, die auf ihren Stühlen sitzen, und die architectonischen Prospective zeichnen, welche diese Erleuchtung, da nur ein Theil dieses ungeheuern Raums erhellt wird, durch Licht und Schatten ins Unendliche vervielfältigen. Das Fußwaschen am Grünendonnerstage, das der Pabst an armen Priestern verrichtet, und die päbstliche Messe am Ostersonntage sind langweilige Ceremonien, die Gähnen verursachen, und durch viele Unbequemlichkeit erkauft werden müssen. So ereignete sich bey meinem Hierseyn ein Vorfall, der für den nach Neapel bestimmten Gesandten des Kopenhagner Hofes, Grafen von * *, äußerst kränkend seyn mußte, welcher gerade um die Zeit hier eintraf, und die Feyerlichkeiten mit ansehn wollte. Er hatte die Vorsicht unterlassen, sich an vornehme Personen zu wenden; so unbekannt wie er war, wollte er sich im vaticanischen Palast in den innern Zirkel drängen, den während des Fußwaschens die Schweizergarde formirt hatte. Diese Leute, deren vornehmstes Verdienst eine ausnehmende Grobheit ist, stießen ihn mit Schimpfwörtern zurück; der Graf legte darauf

die

die Hand an den Degen, einer der Schweizer aber kam ihm zuvor, und mißhandelte ihn ausserordentlich vor der ganzen Versammlung, ungeachtet er sich zu erkennen gab, und sich aufs Völkerrecht berief. Dieser Uebereilung des Gesandten folgte ein andrer unbedachtsamer Schritt. Sein Tribunal, Genugthuung zu fodern, war beym Staatsminister, allein er wandte sich an den Majordomo des Pabstes, unter dessen Befehle die Garde steht, und klagte; er wurde aber mit bittern Worten abgewiesen. Man hätte einen lappländischen Gesandten nicht schlechter in Rom behandeln können, als diesen Abgeordneten eines so alten Königreichs. Genug der Graf reiste nach Neapel, ohne die geringste Satisfaction erhalten zu haben. Was aber jedermann mehr als alles befremdete, war, daß er nach solch einem Vorfalle sich von neuem zu den Feyerlichkeiten drängte, wo man mehr auf ihn, als auf alles Gepränge sah. Es schien, daß bey ihm alle andre Betrachtungen der Neugierde weichen mußten. Der vorerwähnte Majordomo des heiligen Palasts ist beständig ein Dominikanermönch, und hat nebst dem Gouverneur von Rom die erste Anwartschaft auf das Kardinalat. Er ist gleichsam der Pfarrer des päbstlichen Hofstaats, und Richter der Buchdrucker, Buchhändler und Kupferstecher.

Die auszeichnende Grobheit und Dummheit dieser Schweizergarde übersteigt alle Vorstellung, und hat allerhand sonderbare Scenen veranlaßt; wobey zu merken ist, daß diese Leute nicht zu der aufgeklärten Schweiz, die durch Sprache, Sitten und Cultur, so sehr mit Deutschland verbunden und unser Stolz ist, sondern zu den katholischen Cantons, das ist, zu dem Theile dieses Landes gehören, wo noch immer die dickste Finsterniß herrscht, und wo man noch im Jahre Christi 1783 eine Hexe hingerichtet hat. Vor einigen Jahren wurde ein vornehmer Irländer bey einer Feyerlichkeit von einem dieser Gardisten blutig geschlagen. Diese öffentliche Beleidigung machte ihn fast sinnlos, und brachte ihn zu dem Entschlusse, da er seinen Beleidiger nicht kannte, den ersten Schweizersoldaten, dem er begegnen würde, todt zu schiessen. Er lud seine Pistolen, ließ Postpferde bereit halten, ging auf den Straßen, bis er einen dieser Geschöpfe antraf, schoß ihn todt, und floh nach Neapel. Aber ungeachtet dieses wilden Betragens erfrechen sie sich, bey allen angesehenen Fremden, nach großen Feyerlichkeiten, herum zu gehen, und die sogenannten Mancia (Trinkgeld) zu fodern, vermuthlich deswegen, weil sie die Fremden mit Prügeln verschont haben. Folgender Vorfall mag zum Beyspiel ihrer unglaublichen Dummheit dienen. Der jetzige

Pabst

Pabst wollte eines Tages die vaticanische Bibliothek besuchen; der Kardinal Albani, als Bibliothekar, fand sich daselbst ein, ihn zu empfangen, und um den Zulauf der Leute bey dieser Gelegenheit abzuhalten, da sie sonst für jedermann offen ist, befahl er dem an der Thüre Schildwach stehenden Schweizer, niemand herein zu lassen. Einen Augenblick nachher kommt der Pabst, die Schildwache weigert sich ihn einzulassen, und entschuldigt sich mit dem erhaltenen Verbot. Vergebens stellte man diesem Tölpel vor, daß der Pabst nicht in diesem Verbote begriffen wäre, da er allein hier zu befehlen hätte; es half nichts, er stellte sich vor der Thüre in Positur, um den Eingang mit Gewalt zu verwehren. Dieser sonderbare Wortwechsel ward endlich vom Bibliothekar gehört, der herauskam, und dem Streite ein Ende machte. Solche Beyspiele dieser sonderbaren Leibwächter sind nicht selten. Während meinem lezten Aufenthalte in Rom wurde bey einer Feyerlichkeit im Vatican die Veranstaltung getroffen, daß die Kardinäle, um nicht gedrängt zu werden, durch eine abgesonderte Thüre hereingehen sollten, die von der für das Volk bestimmten etwas entfernt war. Ein Kardinal aber, dem diese näher lag, wollte sich der leztern bedienen, allein er ward von den Schweizern daran verhindert, die ihm

sagten, daß die andre Thüre für die Kardinäle sey. Alle Vorstellungen waren fruchtlos, der Kardinal wurde abgewiesen, während der Zeit jedermann, ja seine eignen Bedienten hereingelassen wurden. Der Pabst Ganganelli, der von diesen rohen Menschen in seinem niedern Stande selbst war gemißhandelt worden, und wohl einsah, wie unnütz sie waren, wollte sie alle nach Hause schicken, allein sein Tod verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens.

Da außer dem Carneval das ganze Jahr durch alle Schauspielhäuser verschlossen sind, so werden desto häufiger Kirchspielfeste gegeben. Besonders geschieht dieß im Herbst, und zwar des Abends in der Hauptstraße des Kirchspiels. Alle Häuser sind alsdann erleuchtet, und aus allen Fenstern hängen Tapeten. Man richtet einen Altar auf, nebst einem Gerüste für eine zahlreiche Bande Musikanten. Die Musik dauert einige Stunden, und das Ganze wird mit einem Feuerwerk beschlossen. Die zahlreichen Brüderschaften haben auch ihre Feste, die ihnen, trotz des schauerlichen Aeußern, nicht zur Andacht, sondern zum Vergnügen dienen. Unter diesen zeichnet sich die Todtenbrüderschaft aus, die in einer unterirdischen Kapelle ein prächtiges Schauspiel darstellt. Alle Zierrathen dieser Gruft bestehen in Todtengebeinen, die in aller-

hand

hand Gestalten und Formen zusammengesezt sind. Man sieht überdem viele Nischen, mit ausgetrockneten scheußlichen Leichnamen angefüllt, welche die Menschheit empören. Alles dieses ist mit vielen Lichtern und Lampen erleuchtet.

Das größte Kirchenfest in Rom aber ist am St. Peterstage, zu Ehren dieses großen Schutzheiligen der Stadt. Außer den Feyerlichkeiten in der Peterskirche wird des Abends die Kuppel derselben erleuchtet, und ein Feuerwerk auf dem Wall der Engelsburg abgebrannt. Dieses leztere kostet allemal 500 Scudi, und thut eine vortrefliche Wirkung, wegen der vortheilhaften Lage des Theaters, auf welchem dieses Feuerschauspiel aufgeführt wird; denn man kann es von allen Hügeln Roms, und von den Gipfeln der mehresten Häuser sehn. Als der Kaiser Adrian sein prächtiges Grabmal erbaute, ließ er sichs wohl nicht träumen, daß dasselbe nach siebenzehn Jahrhunderten zu einem Schauplatze chymischer Künste dienen würde. Man muß indessen den Römern nachrühmen, daß sie hierin sehr geschickt sind, und fast den Russen in der Feuerwerkskunst gleich kommen.

Vermittelst einer lebhaften Einbildungskraft kann man sich, nach richtigen Beschreibungen, deut-

deutliche Vorstellungen von den außerordentlichsten Dingen machen, ja sehr oft übertrifft die Idee die Sache selbst. Indessen sieht man bisweilen sinnliche Gegenstände, die keine Beschreibung erreichen, und keine Fantasie darstellen kann. Unter diese gehört die Erleuchtung der Peterskuppel; ein Schauspiel, dem nichts gleich kommt, und worauf große Summen verwandt werden. Die Illumination hat zwey Abtheilungen. Sobald es finster wird, steckt man die kleinen Lampen an, die nichts weiter als Lichter sind, mit einer papiernen Hülle umgeben. Diese anscheinende Kleinigkeit wird durch die ungeheure Anzahl der Lampen zu einer kostbaren Anstalt. Die zierliche Anordnung derselben vermehrt die Pracht des Anblicks, und übertrifft bey weitem die zweite Erleuchtung, die zwey Stunden nachher geschieht. Diese besteht aus fünfhundert Pechpfannen, womit die Kuppel gleichsam bedeckt ist, und deren gewaltiges Feuer den Schein aller Lampen so sehr verdunkelt, daß man sie gar nicht mehr sieht. Das Signal zur Anzündung wird durch eine Fackel gegeben, mit welcher ein Mann auf die Spitze des Kreutzes, das auf der Kuppel steht, klettert, und die brennbaren Materien daselbst in Brand steckt. Diese Expedition ist ausnehmend gefährlich, denn fällt er, wie sichs bisweilen zuträgt,

so

so ist er des Todes. Auch beichtet er vor der Unternehmung; ist sie aber glücklich ausgeführt, so erhält er fünf Scudi. Sobald dieses gefahrvolle Zeichen gegeben ist, steht in einigen Secunden die Kuppel in vollen Flammen; eine Verwandlung, die mit einer solchen erstaunlichen Geschwindigkeit bewirkt wird, daß es einer Zauberey ähnlich sieht. Sie geschieht durch funfzig Männer, die so geschickt als schnell dabey zu Werke gehen, nachdem vorher alles sehr sinnreich eingerichtet ist. Diese Illumination sowohl als das Feuerwerk von der Engelsburg geschieht immer zwey Tage hinter einander, weil der Tag vor dem Feste, nach der römischen Etikette, schon einen Theil des Festes ausmacht. Bey der Anwesenheit durchlauchtiger Gäste wird die Erleuchtung noch vermehrt. Am Peterstage giebt auch der Fürst Colonna dem römischen Volke gewöhnlich ein grosses Feuerwerk. Es ist indessen merkwürdig, daß man diese Kuppelerleuchtung nirgends nachgeahmt hat. Die Ursachen aber sind nicht sowohl die Kosten, als weil es allenthalben an einem Petersplatze fehlt, wo auch die Größe und Höhe der Kuppeln dazu bequem wären. Dieses ist auch der Fall mit der Paulskirche in London, bey deren übeln Lage ein so kostbares Schauspiel am unrechten Orte seyn würde.

Der

Der Pabst nimmt als Zuschauer an keinem dieser Feste Antheil, welches man wider seine Würde hält. Ueberhaupt ist die Lebensart dieses Kirchenoberhauptes sehr eingezogen, und ganz und gar nicht beneidenswürdig. In seinem Umgange außerordentlich eingeschränkt, und fast aller Freuden des Lebens beraubt, fühlt er die Leiden desselben desto stärker. Das Schmeichelhafte der tiefen Erniedrigung aller sich ihm nahenden katholischen Christen verliert den Reiz bald durch die Gewohnheit. Seit Benedict XIV. machen die Päbste bisweilen Promenaden zu Fuße in der Stadt, die zu ihrer Zerstreuung und Gesundheit so nöthig sind. Der Stolz der Römer ist aber so groß, daß ihnen diese Spaziergänge sehr mißfallen, weil solche nach ihrer Meynung die päbstliche Würde herabsetzen. Sie scheuen sich in derjenigen Person, die ihnen hier irdische, und nachher jenseit des Grabes auch himmlische Freuden verschaffen kann, einen Menschen zu erblicken, der so wie sie zu Fuße geht. Diesen Gedanken der Aehnlichkeit zu schwächen, war sonst immer die päbstliche Politik, daher man auch die sonderbare Ceremonie einführte, daß die Päbste nicht allein bey Feyerlichkeiten, sondern so gar beym Gottesdienst in der Kirche, von einem Altar zum andern auf Menschenschultern getragen werden.

Ich

Ich habe schon oben berührt, wie wenig die Römer auf Spaziergänge halten. Selbst die schönsten Jahreszeiten locken sie nicht dazu an. Dennoch aber ist es der Mode gemäß, daß nicht allein der reichere Theil, sondern auch die gemeinen Einwohner Roms im Frühling und Herbst einige deutsche Meilen von der Stadt eine Lustreise machen; ein Vergnügen, das von den Weibern oft im Ehecontract sogar bestimmt wird. Diese Lustreisen gehen gewöhnlich nach Frescati, das ungefähr zwey deutsche Meilen von Rom entfernt liegt, und viele Lustgärten hat, die den hiesigen Großen zugehören, allein fast gar nicht von ihnen besucht werden. Auch sind die schönen daranstoßenden Paläste, die zum Theil mit vortreflichen Fresco-Gemälden großer Meister geziert sind, ohne alle Möblen, und kaum bewohnbar. Die hier befindliche Villa Mondragone, die dem Fürsten Borghese gehört, ist zwar möblirt, allein durchaus mit altem Geräthe aus dem sechszehnten Jahrhundert versehn, womit selbst in Rom die größten Paläste mehr oder weniger angefüllt sind. Die Eigenthümer derselben verlassen sich auf ihre Kunstwerke, und schränken daher den Aufwand auf Möblen so sehr ein, daß diese, oft ganz abgenutzt, das Bild der Dürftigkeit darstellen.

Man

Man hat von den Höhen in Frescati eine sehr reizende Aussicht. Ein ungeheures Feld, wo die ehmalige Hauptstadt der Welt auf ihren sieben Hügeln stolz im Mittelpunkte liegt, und die Tiber verschlingt; ein Erdraum, der vielleicht der merkwürdigste auf unserm Planeten ist, wo jeder Fußbreit Landes mit Römerblut gedüngt wurde, und so viele große Thaten geschahen.

Die Flecken Tivoli, Albano, und andre in dieser Gegend, die auch viele Villas enthalten, werden weniger als Frescati besucht, weil sie weiter von Rom entfernt sind. Viele Vornehme haben den unbewohnten Theil der Stadt benutzt, und allda ihre Villas angelegt; hingegen sieht man sehr wenige vor dem St. Sebastians-Thore, das ehmals Capena hieß, in der so merkwürdigen und schönen Gegend, die an der Via Appia liegt, woselbst die Trümmer so vieler Grabmäler, die Catacomben, und der Circus des Caracalla, so sehr die Neugierde vergnügen.

Dieser Circus ist der einzige aller Gebäude dieser Art, von dem man noch Ruinen sieht. Die äußere Form desselben ist noch ganz vorhanden, jedoch aller Zierrathen beraubt. Er giebt wenigstens, so wie er dasteht, einen sinnlichen Begriff von dieser Gattung römischer Gebäude.

Inwen-

Inwendig ist alles verwüstet, doch ist der Ort noch sehr kenntlich, wo der Altar gestanden hat; auch wird man unzählige zerbrochne Vasen gewahr, die in der Mauer befestigt waren. Dieses Mittels bedienten sich die alten Baumeister gewöhnlich, wie ich bereits oben gesagt habe, ihre Gebäude tönbar zu machen; eine Methode, die wohl von den Neuern untersucht und nachgeahmt zu werden verdiente. Sie sezten nämlich in die Winkel des Gebäudes solche Vasen, welche die Töne auffingen, verbrelteten, und verschiedene Modulationen hervorbrachten. Die Lage dieses Circus außerhalb der Stadt, von der er eine deutsche viertel Meile entfernt liegt, hat wahrscheinlich seine gänzliche Zerstörung verhindert.

In eben dieser Gegend, nahe an der alten Heerstraße Appia, sieht man auch die Catacomben, über deren wahre Bestimmung man so uneinig ist, und die auch wohl ewig ein Räthsel bleiben dürfte. Nichts ist lächerlicher, als den ersten Christen, die so sehr verfolgt wurden, diese unterirdischen bewundernswürdigen Gänge zuzuschreiben, die so viel Kühnheit, Fleiß und Zeit nothwendig erfodert haben. Es wäre in der That das größte Wunder in jenen wunderreichen Zeiten gewesen, wenn tausende hart ver-

folgte Menschen es hätten dahin bringen können, sich dicht vor den Thoren der Stadt heimlich unterirdische Wohnungen von solchem Umfange und mit so vieler Kunst zu bauen. Sie erstrecken sich noch jezt über eine deutsche viertel Meile, und flößen, ungeachtet ihres Verfalls, so viel Erstaunen als Nachdenken ein. Ich habe mich vier Stunden lang darin aufgehalten, und bald große, bald kleine Behältnisse, bald Säle gefunden, die alle durch lange Gänge verbunden waren. Es ist indessen gewiß, daß viele von den Christen der ersten Jahrhunderte hier begraben wurden, daher es auch von jeher die große Vorrathskammer der Reliquien gewesen ist, die man Fuderweise hier herausgeholt hat.

Die Verfolgungen unter den Kaisern nöthigten die damaligen Christen, ihren Gottesdienst verborgen zu halten, daher sie, ungeachtet des natürlichen Abscheues vor Verwesungsörtern, ihre Andacht bey den Gräbern verrichteten. Da man aber nachher sich nicht mehr verbergen durfte, war der Widerwille gehoben, ja es war vielmehr zur Gewohnheit geworden, gottesdienstliche mit Trauer-Ceremonien zu verbinden. Außerdem ließen auch viele Personen, die sich in ihrem Leben durch Frömmigkeit und Wohl-

thun

thun ausgezeichnet hatten, ein heiliges Andenken nach ihrem Tode hinter sich. Die Erinnerung an ihre Tugend und an ihre Martern, womit sie ihren Glauben besiegelt hatten, versicherte ihren Reliquien eine allgemeine Verehrung, die stärker als der Abscheu gegen Todtengebeine wirkte. So entstand dieser Knochendienst, der nie zu irgend einer Religion auf unsrer Erde gehört hat.

Man trifft auch in den Catacomben häufige Inschriften und steinerne Särge an, die diese christlichen Begräbnisse beweisen; dahingegen es ungewiß ist, daß hier je heidnische Römer begraben wurden. Die Catacomben bey Neapel sind noch größer und geräumiger; man findet deren auch in Sicilien. Wenn man sich nun der Höhle von Pausilippo und andrer Hölen im Königreiche Neapolis erinnert, und sodann das Alter der römischen Kloaken, das, wie ich im achten Abschnitte gezeigt habe, sehr problematisch ist, dazu nimmt, so ist man geneigt zu glauben, daß alle diese unterirdischen Arbeiten egyptischen Ursprungs sind; ein Volk, das, wie bekannt, diese Bauart vorzüglich liebte, und darin so außerordentliche Werke darstellte. Daß unsre Jahrbücher davon schweigen, beweist nichts, da sie verhältnißweise von so geringem

Alter sind; allein die Ruinen von Pästum beweisen viel, an denen der egyptische Styl unverkennbar ist.

Von der Appischen Heerstraße, die von Rom nach Capua führte, sieht man große Ueberbleibsel, welche die vortrefliche Anlage derselben anschaulich machen. Sie war die älteste und berühmteste aller römischen Heerstraßen, und mit flachen Kieselsteinen gepflastert, deren man viele von vier bis fünf Fuß im Diameter sieht. Diese waren mit einem besondern Kitt eingefaßt, wodurch sie eine außerordentliche Festigkeit erhielten, die so viele Jahrhunderte nicht haben vernichten können. Die Breite sowohl dieser Appischen, als auch der Flaminischen Heerstraße, ist ungefähr vierzehn Fuß.

Das eigentliche Grabmal der Horazier und Curiazier war hart an der Via Appia. Ganz nahe an dem Orte, wo es gestanden hat, liegt ein Weinberg, der einem römischen Edelmanne, Namens Bellotti, zugehört, wo ich zwey Tage in der Weinlese zubrachte. Unser Wohngebäude war der Tempel des Deus rediculus, der nach dem Abzuge Hannibals erbaut wurde, in dessen Mauern Bellotti Zimmer hatte zubereiten lassen. Dieser vormalige Tempel liegt vor dem Capua-

nischen

nischen Thore ungefähr eine halbe deutsche Meile von Rom, zwischen der Lateinischen und Appischen Heerstraße, und zwar an dem nämlichen Orte, wo der große carthaginensische Feldherr während der Belagerung Roms sein Lager aufgeschlagen hatte. So viel Annehmlichkeit auch dieser Weinberg für mich und andre hatte, so sehnten sich die anwesenden Damen doch alle nach der Stadt zurück.

Da das hiesige Frauenzimmer nun keinen Geschmack an ländlichen Ergötzlichkeiten findet, so fehlt ihnen der größte Reiz. Das schöne Geschlecht ist überhaupt hier sehr charakteristisch. Eine gute den Römerinnen ganz eigne Bildung, wie man sie bey den alten Bildsäulen und auf Gemmen antrifft, viel natürlicher Verstand, Ernst in ihrem Betragen, die angenehme römische Sprache, die selbst im Munde der gemeinsten Leute dem Ohre schmeichelt, und andre Eigenschaften mehr, sind hier auffallend. So sehr indeß eine Soldaten-Uniform den Schönen aller Länder gefällt, und so gefährlich daher dieser Stand auch sonst allen Vätern und Ehemännern ist, so weiß dennoch das römische Frauenzimmer von dieser Prädilection nichts, dagegen hat ein schwarzes Abbé-Kleid für sie unwiderstehliche Reize. Dieß ist die Stutzertracht des

neuen Roms, und da sie so beliebt ist, tragen sie unzählige Menschen, die gar nicht zum geistlichen Stande gehören, als Aerzte, Advokaten, u. s. w.

Eine physische Eigenheit des hiesigen Frauenzimmers ist ihre natürliche Abneigung gegen wohlriechende Wasser, und überhaupt gegen alles, was parfumirt ist. Ihre Geruchsnerven werden dadurch so beleidigt, daß Uebelkeiten und Ohnmachten oft die Folgen sind, wenn jemand mit einem solchen Duft ins Zimmer tritt. Ausländer können sich kaum erwehren, dieses für Affektation zu halten. Ich habe jedoch vielfältige Beyspiele hier gesehn, die unleugbar beweisen, daß kein Vorurtheil oder Eigensinn, sondern eine wirklich physische Ursache, die Quelle dieses Widerwillens ist.

Obgleich man in vielen großen Städten in Italien die sonderbare Stundenrechnung abgeschafft hat, so wird sie doch hier immer noch beybehalten, da Rom das Vaterland dieser Mode ist. Es war im Jahr 595, nach Erbauung der Stadt, daß Scipio Nasica zuerst eine Wasseruhr in Rom einführte, welche die Stunden bey der Nacht so wohl als bey Tage anzeigte. Der Tag wie auch die Nacht waren

jedes

jedes in zwölf Stunden eingetheilt, ohne Unterschied der Jahrszeiten, so daß im Sommer die Stunden des Tages länger, und im Winter kürzer waren, als die Stunden der Nacht. Die erste fing an mit Sonnen-Aufgang, die sechste mitten im Tage, und die zwölfte bey Sonnen-Untergang; alsdann fing die erste Stunde der Nacht an, die sechste war um Mitternacht, und die zwölfte gegen Aufgang der Sonne. Unter den Kaisern wurde man endlich gewahr, daß diese Eintheilung nicht bequem wäre; man führte daher nach und nach die Methode ein, die vierundzwanzig Stunden von Mitternacht zu Mitternacht zu zählen, bis endlich der jetzige Gebrauch aufkam, der schon unter Adrians Regierung eingeführt gewesen zu seyn scheint. Dieß ist also der Ursprung der den neuern Italienern eigenen Art die Stunden zu zählen, da, wie bekannt, nach derselben die erste Stunde in allen Jahreszeiten mit Einbruch der Nacht anfängt, und so fort bis vierundzwanzig geht; eine Mode, die nirgends in Europa Nachahmer gefunden hat.

Der den Römern von jeher so eigne große Hang zu Schauspielen, kann jezt in dieser heiligen Stadt nur zur Carnevalszeit befriedigt werden, daher sie sich alsdann auch diesen Ver-

gnügungen auf eine ausschweifende Weise überlassen. Die ärmsten Leute sparen das ganze Jahr durch, und hungern, damit sie sich im Carneval belustigen können. Dieserhalb sind auch die Schauspielhäuser um diese Zeit täglich mit Menschen angefüllt; obgleich deren sieben, bisweilen auch acht offen sind, und einige davon eine ungeheure Größe haben. Unter diesen giebt es zwey große Operntheater, bey denen keine Kosten gescheut werden. Die vornehmsten Sänger erhalten für diese kurze Zeit achthundert bis neunhundert Zechinen, und haben ihre Wohnung im Opernhause, worin sie gleichsam eingesperrt sind, damit sie sich durch Erkältung in dieser Jahreszeit keine Zufälle zuziehen. Es herrscht hier, wie bekannt, der närrische Gebrauch, daß alle Frauenzimmerrollen durch verkleidete Mannspersonen gespielt werden. Auf den Operntheatern geschieht es durch Castraten, wodurch denn, um ein kleines Uebel abzuwenden, ein viel größeres befördert wird. Man sollte glauben, daß diese Verkleidung alle Täuschung aufheben müßte, allein nichts weniger; denn diese Geschöpfe haben es soweit in der Nachahmung gebracht, daß der nicht unterrichtete Zuschauer in der Ferne unmöglich ihr Geschlecht errathen könnte. Da durch die Stimme das größte Hinderniß gehoben ist, so bemühen sie sich, das übrige in Gang, Stellung,

Geber-

Geberden und Manieren auf das vollkommenste nachzuahmen, so daß auf dieser Seite das Schauspiel nicht im geringsten dabey leidet. Ganz anders aber verhält es sich in den andern Theatern, wo Komödien von elenden Possenreißern gespielt werden. Wenn sich diese nun verkleiden, und mit ihren Bärten, groben Stimmen, und pöbelhaften Geberden zärtliche Frauenzimmer vorstellen, so läßt sich in der That nichts poßierlichers denken. Ich habe hier Voltairs Zaire gesehn. Ein hiesiger Fleischerknecht, der blos fürs Carneval als Komödiant angenommen war, spielte die Rolle der Zaire, und reichte seine knotigten Fäuste dem zärtlichen Orosman zum küssen dar. Bey einer ander Aufführung eben dieses Trauerspiels, erschien einer dieser Gaukler, und entschuldigte bey den Zuschauern die Verzögerung der Vorstellung damit, weil die Zaire noch beschäftigt wäre sich rassiren zu lassen. Die meisten dieser Komödianten sind es nicht von Profession, sondern römische Einwohner, welche das ganze Jahr durch andre Gewerbe treiben, und sich nur zum Carneval als Gaukler vermiethen. Beym Theater de la Valle spielt ein hiesiger Schustermeister schon seit zwanzig Jahren die Rolle des Polichinello, wozu er, wie die Kunstverständigen behaupten, vorzügliche Talente besitzen soll. So viel ist gewiß, daß er

ein Liebling der Römer ist, und daß ihm seine Possen in wenig Wochen weit mehr einbringen, als sein Handwerk im ganzen Jahre.

Das Theater Tordinone, das von außerordentlicher Größe, im Range aber das niedrigste ist, zeichnet sich durch eine sonderbare Art von Schauspielen aus. Dieses sind Scenen aus Heldengedichten in dramatische Form gebracht, und durch viele Maschinerien aufgestutzt. Da diese Heldendramen von unwissenden Schmierern zusammengeflickt oder extemporirt, und dabey von Gauklern farçenartig vorgestellt werden, so können sie freylich, ungeachtet aller Verzierungen und Maschinen, kein Vergnügen gewähren. Indessen ließe sich aus diesen Schauspielen viel machen. Ich habe unter andern die Geschichte des Aeneas auf diesem Theater gesehen, und zwar ungeachtet alles Nachtheiligen nicht ohne Wirkung, da sich das Ganze auf eben die berühmte Stadt bezog, worin ich mich bey dieser Vorstellung befand, und folglich eine Menge Bilder sich meinem Geiste lebhaft darstellen mußten. Oft wurden Virgils eigne Worte beybehalten, als da, wo die Sybille dem Aeneas die zukünftige Größe Roms weissagt. Man sahe hier den Styx, den Tartarus, Elysium, u. s. w. Ueberhaupt sparen die Römer bey

Theater-

Theaterverzierungen keine Kosten, da die Menge der Maler diese Anstalten erleichtert. So schlecht auch die Theatertänze in ganz Italien sind, so sind sie doch hier in Rom vorzüglich elend, wegen der Mannspersonen in Frauenskleidern. Diese Ballets, die gewöhnlich eine Stunde lang dauern, und ohne alle Kunst und Erfindung sind, sehen die Römer mit Entzücken an, obgleich sie für jeden Fremden von einigem Geschmack unausstehlich sind.

Wenn der Mangel an Schauspielen in einer so großen Stadt beym Pöbel durch die oben beschriebenen Kirchspielfeste einigermaßen ersezt wird, so leisten die Festins, die bey Anwesenheit vornehmer Gäste gegeben werden, dem feinern Theile der Einwohner dieselbigen Dienste. Hierin zeichnet sich der römische Adel vorzüglich aus, und zeigt eine übertriebene Verschwendung, die gar nicht seiner filzigen Lebensart, aber völlig seinem Stolze entspricht. Bey so bewandten Umständen ist es hier für fremde Minister sehr schwer, durch Festins zu glänzen. Der venetianische Botschafter versuchte es indessen 1780 durch einen maskirten Ball zu thun, der vielleicht nie seines gleichen in Europa gehabt hat. Die Gesandten dieser Republick wohnen beständig in dem ihr zugehörigen Palast von St.

Marcus,

Marcus, der ehemals ein Eigenthum der Päbste war, allein an Venedig käuflich überlassen wurde. Der Pabst Paul II, ein Venetianer, ließ ihn 1474 erbauen. In ganz Rom ist kein so gothisches Gebäude als dieser Palast, dessen Größe aber außerordentlich, und daher Gelegenheit zu dem ausschweifenden Entwurfe gab, wovon hier die Rede ist. Die Veranlassung dazu war eine Intrigue, die als Beytrag zur Geschichte der Hofränke verdient angemerkt zu werden.

Als sich im bemeldten Jahre der Erzherzog Ferdinand mit seiner Gemahlin in Rom befand, berathschlagten sich die hiesigen Großbotschafter der auswärtigen Mächte um die Maaßregeln, diesen hohen Gästen Vergnügen zu verschaffen. Es befanden sich damals nur vier Ambassadeurs hier, der Französische, der Spanische, Venetianische und der Malthesische. Das Resultat der Berathschlagungen war, daß die beiden ersten eine große Malzeit geben, da die kurze Zeit des Aufenthalts keine andern Anstalten verstatteten, die andern aber die Zurückkunft des Erzherzogs aus Neapel erwarten wollten, weil alsdann sein Aufenthalt in Rom einige Monate dauern würde. Der Malthesische Botschafter aber, ein Franzose, fand für gut, insgeheim auch eine Dine' zu veranstalten, und dadurch dem Venetianischen den

Rang

Rang abzulaufen. Die Einladung wurde angenommen, und der folgende Tag darauf zur Abreise bestimmt. Jedermann, der Höfe und Wirkungen der Rangsucht kennt, wird sich den Zorn und die Wuth des Venetianers leicht vorstellen können. Die durchlauchtigste Republik Venedig, die in ihrem Wahne sich unter die ersten Mächte der Erde zählt, so hintennach zu setzen, war freylich ein großer Frevel. Der erste Schritt, den der beleidigte Minister that, war, es durch Bitten dahin zu bringen, daß die Abreise einige Tage verschoben würde, damit er auch mit seiner Mahlzeit aufwarten könnte. Es geschah, man speiste bey ihm, und reiste ab. In wiefern der durch diesen Vorfall sehr erzürnte Senat von Venedig sich am Maltheserorden rächen wird, muß die Zeit lehren. Genug, der Botschafter erhielt Befehl, bey der zweiten Anwesenheit dieser vornehmen Gäste in Rom, keine Kosten zu sparen, um der Republick Ehre zu machen. Es wurde daher im Palast St. Marcus eine Maskerade gegeben, wozu alle Einwohner der Stadt Rom ohne Unterschied durch angeschlagene Zettel eingeladen wurden. Niemand ward abgewiesen, als solcher Pöbel, deren Anzug nicht zulaßbar war. Um acht Uhr öffnete man die Thore, und eine Welt von Larven ergoß sich in den Palast. Dieses währte bis um zehn Uhr, da denn niemand

mand mehr eingelassen ward; so daß viele Standespersonen, ja selbst Leute vom ersten Range, die immer noch zeitig genug zu kommen glaubten, abgewiesen wurden. Ein Befehl, der indeß äußerst nöthig war, da die ungeheure Menge der Anwesenden bereits alle Säle, Zimmer, Gallerien und Gänge anfüllten, und zwar so, daß man sich kaum regen konnte, und es Stunden lang unmöglich war, aus einem Zimmer ins andre, ja oft von der Stelle zu kommen. Die Anzahl der Masken war über zwölftausend, die Hitze erstickend, und die häufig vorhandenen Erfrischungen waren nur mit Lebensgefahr zu erhalten. Denn die Schenktische hatte der römische Pöbel umzingelt, der diese Gelegenheit zu schmaußen im vollen Maaße nutzen wollte, und daher diesen Posten unbeweglich behauptete. So war ein Fest beschaffen, das, anstatt Vergnügen zu gewähren, die größten Unbequemlichkeiten erzeugte, und sich blos durch das Außerordentliche und Neue charakterisirte.

Die Römer bestreiten den Neapolitanern den Ruhm, die besten Musikverständigen in Italien zu seyn, und viele Kenner geben ihnen hierin Beyfall, so sehr es auch hier an Anstalten zur Erlernung der Tonkunst mangelt, die hingegen nirgends häufiger und besser wie in Neapel sind.

Um

Um diese Meynung zu behaupten, wird unter andern Gründen angeführt, daß nie eine Oper, als der höchste Gegenstand der Musik, in Rom gefallen habe, die nicht auch in Neapel Beyfall erhalten hätte; dahingegen viele, die man am lezten Orte bewundert habe, in Rom mißfallen hätten, wodurch sie folglich den feinern Geschmack in der Kunst beweisen wollen. Gewiß ists, daß die Nerven der Römer für die Tonkunst außerordentlich empfindbar sind. Man sieht dieses bey Opern, wenn vortreffliche Arien gesungen werden; viele weinen für Entzücken, bey andern glüht das Gesicht vor Vergnügen, und alle scheinen gerührt zu seyn. Dieser Enthusiasmus verleitet sie oft zu sonderbaren Ausschweifungen. Es ist nichts neues, nach vollendeter Oper noch eine Stunde und länger im Schauspielhause zu bleiben, um unaufhörlich klatschen und jauchzen zu können, wenn ihnen die Musik sehr gefallen hat; ja es werden neue Lichter angesteckt, damit sie diesen tobenden Beyfall nach Belieben verlängern können. Bisweilen wird auch der Componist einer solchen Oper vom Volke mit samt seinem Sitze aus dem Orchester auf das Theater getragen. Der Lezte, dem diese Ehre wiederfuhr, war der berühmte Jomelli: allein im folgenden Jahre mißfiel eine andre Oper von ihm so sehr, daß er von dem

wüthen-

wüthenden Volke gezwungen wurde, noch während der Vorstellung das Orchester, ja selbst das Schauspielhaus zu verlassen; ein Vorfall, der ihn so sehr kränkte, daß er sogleich aus Rom reiste, und es nie wieder betrat.

Der berühmte Misliwezech, ein Böhme, der 1782 in Rom gestorben ist, hätte gewiß bey vorerwähnten Feyerlichkeiten ein ähnliches Schicksal gehabt, wenn man ihn nicht aus Achtung für den anwesenden Erzherzog Ferdinand verschont hätte. Dieser Mann hatte sich in Neapel durch neun von ihm geschriebene Opern Beyfall erworben, und erhielt daher den Auftrag, die Musik für ein römisches Operntheater zu componiren, weil man dem ihn beschützenden Erzherzoge durch diese Wahl ein Vergnügen mehr zu machen hoffte; allein es fiel schlecht aus, und ganz Rom war der Meynung, daß man nie eine elendere Musik in einer Oper gehört hätte.

Die häufigen Kirchenmusiken unterhalten diesen Hang zur Tonkunst, den man auch des Nachts auf den Straßen gewahr wird, wo man ganze Schaaren von gemeinen Leuten spazierengehn sieht, die ein singendes Chor formiren. Man rechnet hier zweyhundert Castraten,

ten, die alle bey gewissen Kirchen engagirt sind. Manche hat deren acht, auch zehn beständig im Solde. Hiedurch werden sie aus Neapel, als dem Castratenlande, hergelockt; denn hier ist diese Verschneidung bey Strafe der Excommunication verboten.

Die Schauspielhäuser sind in Rom zwar vom heiligen Dreykönigsfeste bis zum Aschermittwoch offen, allein das eigentliche Carneval, das in dem Wortverstande der Italiener nur die Maskeradenzeit ist, dauert nur acht Tage lang, und zwar die lezte Faschingswoche. An diesen Tagen allein ist es den Römern erlaubt, sich vier bis fünf Stunden lang zu maskiren, wozu das Zeichen alle Mittage um zwölf Uhr vom Capitol mit einer Glocke gegeben wird. Da man aber von dem ausschweifenden Pöbel, dem man das ganze Jahr den Maulkorb umlegt, in solchen Stunden alles zu fürchten hat, so werden die wirksamsten Maasregeln genommen, allem Unheil vorzubeugen. Alle Truppen des Pabsts zu Pferd und zu Fuß sind sodann unterm Gewehr und in beständiger Bewegung, alle Sbirren in die Gegenden, wo der größte Zufluß ist, vertheilt, und die Schnellgalgen mit Stricken bespannt, damit die Störer der Ruhe sogleich geschaukelt werden können.

Dieses ist die gewöhnliche Strafe in Italien, wenn man jemand nicht auf die Galeeren schicken will; eine Methode, die mehr wie alles andre in diesem Lande den Stempel der Barbarey trägt. Man bindet nämlich den Verbrechern die Hände auf den Rücken, befestiget Stricke an ihre Arme, und zieht sie sodann von hinten eine Höhe von funfzig bis sechzig Fuß hinauf, so daß die Last des ganzen Körpers auf diesen völlig aus ihren Muskeln gedrehten Armen ruht; hernach läßt man diese unglücklichen Menschen in eben der Lage mit großer Schnelligkeit wieder herunter fallen, jedoch so, daß sie nicht den Boden berühren. Durch diese unsinnige Strafe werden gesunde und starke Leute, oft in ihrem ersten Jugendalter, vorsezlich zu Krüppeln gemacht, und dieses in einem Lande, wo Menschenhände so nöthig sind, wo man die Arbeit so sehr scheut, und wo das Betteln keine Schande ist. Ich kehre indessen von diesem Schreckbilde der Carnevalsbrüder zum Carneval selbst zurück.

Da diese Favoritlustbarkeit der Italiener hier nur auf so kurze Zeit eingeschränkt ist, so ist sie desto lebhafter und anziehender, daher sich auch eine Menge Fremde aus allen Gegenden Italiens, selbst aus Venedig, hier einfinden. In der That stellt die große Straße il Corso ein

sonder-

sonderbares Schauspiel dar. Ganz Rom ist in dieser schönen Hauptstraße versammelt, die eine italienische Meile lang ist; Tapeten hängen aus allen Fenstern und Balcons der Häuser und Paläste, größtentheils mit Frauenzimmern, die in diesen festlichen Stunden all ihren Putz zu Eroberungen aufbieten, vollgepfropft: überdem sind eine Menge Amphitheater errichtet, und die ganze Straße auf beiden Seiten ist mit Stühlen besezt, welche an die Zuschauer vermiethet werden. Die Mitte der Straße ist für die Kutschen und Fußgänger. Die Kutschen und Wagen aller Art sind fast sämtlich mit Masken angefüllt, und selbst die Bedienten und Kutscher sind maskirt. Die Fahrt geschieht die eine Seite herauf, die andre herunter, mit vieler Ordnung. Keine Kutsche darf geschwind fahren, oder lange still halten, noch den Zug anders als an einem bestimmten Orte verlassen. Diese und andre Anstalten sind nöthig, die zahllose Menge Fußgänger in Sicherheit zu stellen, welche die Straße gleichsam bedecken, und die possierlichsten Figuren darstellen. Die ärmsten Mädchen, deren Garderobe sonst höchst einfach ist, haben ihre Maskeradenkleidung, die ihnen Lebenslang Dienste leistet. Gegen Abend geschieht das Wettrennen von funfzehn, zwanzig, auch mehrern Pferden, und hiemit hat die öffentliche Maskerade ein

Ende. Jedermann wird festgenommen, der nach dieser Zeit mit verlarvtem Gesichte auf der Straße angetroffen wird. Die maskirte Kleidung aber ohne Larve ist erlaubt. Viele gehen mit derselben in die Schauspiele. Nach geendigten Opern fangen die Redouten an, die sehr glänzend sind. So geht es alle acht Tage durch. Die Römer nennen diese Zeit otto giorni di paradiso, acht paradiesische Tage.

Auf dieses frohe Leben folgen die traurigen Fasten, die hier mehr als irgendwo Melancholie verbreiten. Je geschwinder die fröhlichen Tage verflossen sind, je langsamer scheint hier die Zeit in den bußethuenden fortzukriechen. Man rieth dem Pabst Lambertini, die Fastenzeit in verschiedene Epochen durch alle Jahreszeiten zu vertheilen, um die jetzige Länge derselben nicht so empfindend zu machen. Seine Antwort war: „Alsdann würden wir das ganze Jahr Carne„val, und gar keine Fasten haben.“

Kein Kardinal besucht die Schauspiele, die meisten Bischöffe und die vornehmsten Prälaten folgen diesem Exempel. Geschieht es, so ists im äußersten Incognito. Der Gouverneur von Rom aber, obgleich ein Geistlicher, ist seiner Würde halber verbunden, bey der Eröffnung der zwey Haupttheater gegenwärtig zu seyn, daher sie auch in beiden Häusern nicht am nämlichen Tage geschieht. Er hat die Ehre, die beste

Loge

Loge zu haben, wie auch, daß die ganze Versammlung auf ihn zu warten genöthigt ist: er muß sie aber theuer bezahlen; denn der Etikette gemäß, muß er an diesem ersten Tage die drey untersten Reihen Logen mit Erfrischungen und Confituren bedienen lassen, die zwischen den Akten, ungefodert von seinen Bedienten in Galalivree auf kostbarem Silbergeräthe, und unter Vorhertragung von Wachskerzen, jedermann präsentirt werden. Zehn auch zwölf Logen werden allemal zu gleicher Zeit auf diese Art bedient, woraus denn ein Schauspiel entsteht, das für die erfrischten Theilnehmer, bey der durch die zahlreiche Versammlung trotz des Winters verursachten Wärme, eben nicht das unangenehmste ist. Die Theater, worin dieses vorgeht, heißen Alliberti und Argentini, beide von sechs Reihen Logen über einander, deren jede Reihe sechsunddreißig verschiedene Logen enthält. Die Damen erscheinen an diesen Erfrischungstagen in ihrem größten Putze, und mit allen ihren Kleinodien behangen.

Man hat seit 1778 ein possierliches Vergnügen mit dem Ende des Carnevals verbunden. Unter der scherzhaften Idee, das Carneval zu Grabe zu bringen, wird am lezten Abend desselben die ganze Straße il Corso auf eine sonderbare Weise erleuchtet. Jedermann, vom gemeinsten Pöbel bis zur Fürstin, trägt brennende Lich-

ter in den Händen. Viele haben deren zu Dutzenden, ja zu Hunderten auf Stöcken und Pyramiden befestigt, die Damen in ihren glänzenden Equipagen sind ebenfalls damit versehen. Die Bedienten, die hinten auf dem Wagen stehen, tragen ganze Maschinen mit Lichtern besezt, die Deckel der Kutschen sind damit bedeckt, ja viele zieren sogar die Pferde mit Lichtern. Diese außerordentliche Belustigung dürfte wohl nicht ohne Nachahmung und Verbesserung bleiben, und alsdann würden wir nicht länger das chinesische Laternenfest als eine sonderbare Merkwürdigkeit ansehn. Die Egyptier, die Griechen, und die Peruaner hatten solche Feuerfeste, indessen gehörten sie bey diesen Völkern zu den Religionsgebräuchen, die vielleicht eine eben so geringfügige Veranlassung hatten. Einige lustige Köpfe bekamen vor ein paar Jahren den Einfall, dem abscheidenden Carneval hiedurch die lezte Ehre zu erweisen, und nun brennen schon Millionen Lichter. Sollte sich dieser Scherz ausbreiten und gemein werden, so wird es in der Zukunft nicht an scharfsinnigen Männern fehlen, welche behaupten, wir hätten diesen Gebrauch von den Chinesern angenommen; so wie diese im Gegentheil, nach der eben so scharfsinnigen Behauptung des de Guignes, ihn von den Egyptiern sollen erhalten haben.

Zwölf-

Zwölfter Abschnitt.

Neapel. Lage. Charakter der Neapolitaner. Blut des heil Januarius und andrer Heiligen. Milch der Jungfrau Maria. Unbeständigkeit der Weiber. Castraten. Lazaroni. Banditen. Charakteristik dieser Menschenklasse. Ehrenhandlung eines Banditen-Anführers. Vapos oder Mordbeschützer. Seltenheit des Diebstahls. Prozeßsucht. Pederastie. Hausdienste. Das Gift Aqua Tofana. Gebräuche. Bauart. Apotheken. Wohlthätigkeit. Königliche Vorrechte. Carneval-Schauspiele. Türkischer Hofstaat in Neapel, eine ganz außerordentliche Maskerade. Adel. Bibliotheken. Herculanische Handschriften. Schändliche Vernachläßigung derselben. Kunst- und Alterthumsschätze. Herculanum. Pompeja und deren außerordentliche Ruinen. Portici. Unermeßliche Antikensammlung. Merkwürdige Gegenstände unweit der Stadt. Die Höhle von Pausilippo. Virgils Grab. Vesuv. Landtruppen und Marine. Admiral Byng's Uhr; eine Erneuerung der berühmten Handlung des Römers Popilius. Schlußbemerkungen.

Es ist vielleicht kein so herrlicher Erdraum in allen Welttheilen als die Gegend um Neapel; ein Strich Landes, der schon vor zweytausend Jahren sich durch paradiesische Annehmlichkeiten so sehr auszeichnete, daß Hannibals Ehrgeiz darin erschlaffte, seine Krieger weich-

lich wurden, und Virgil für die elysischen Gefilde keinen bessern Ort zu finden glaubte. So reichlich hatte schon damals die Natur alle ihre Schätze an dieses Land verschwendet. In der That kann sich die fruchtbarste Fatasie kein hinreichendes Bild von den schönen, großen, und außerordentlichen Gegenständen machen, die sich hier dem entzückten Auge darstellen. Der schönste Meerbusen, der sich denken läßt, in einem halben Zirkel; die Küsten desselben mit Weingärten, Wäldern und zahllosen Villas geziert; in deren Mitte die große Stadt Neapel in ihrer amphitheatralischen Lage mit ihrem zierlichen Hafen: im Prospekt das Meer, die Insel Caprea, jezt Capri genannt, und der Vesuv. Alles dieses vereinigt, bildet ein Ganzes, das jede jede Beschreibung übertrifft. Man vergißt in den ersten Tagen seines Hierseyns Künste und Menschen, und ist ganz allein mit der leblosen Natur beschäftigt.

Der Charakter der Neapolitaner hat viel Eigenes, und ist besonders von dem Charakter ihrer nächsten Nachbarn, der Römer, außerordentlich verschieden, daher sie sich auch einander von ganzem Herzen hassen; die leztern treiben diesen Haß vorzüglich weit, der selbst die klügsten und sanftmüthigsten Menschen beherrscht, welche den Neapolitanern durchaus

in

in keinem Falle Gerechtigkeit wollen wiederfahren lassen.

Unstreitig ist diese Nation die unaufgeklärteste in Italien, daher sie auch die andächtigste, oder eigentlich zu reden, die am meisten abergläubige ist. Es ist wohl kein mehr sicherer Criterion der Cultur eines Volks, als das Maas dieser sogenannten Andacht. Man betrachte aus diesem Gesichtspunkte alle Länder und Provinzen in Europa, die protestantischen, mit Inbegriff der deutschen freyen Reichsstädte, ja nicht ausgenommen, so wird man die Bestätigung dieses Satzes finden.

Ein Chineser, der, ohne Europa zu kennen, von Rom nach Neapel käme, würde schwerlich glauben, daß beide Städte ganz einerley Religion haben, noch weniger, daß der Hauptsitz derselben in derjenigen von beiden sey, die sich bey allen Andachtsübungen am laulichsten zeigt. Denn wahrlich im Vergleich mit den Neapolitanern sind die Römer Freydenker. Die Processionen sind in Neapel auch weit häufiger und kostbarer als in Rom, ihre Kirchen sind prächtiger geschmückt, und viel reicher an Silberzeug; ihre Klöster zahlreicher an Mönchen und Nonnen, und ihr Aberglauben unendlich ausschweifender.

Dieß ist die einzige große Stadt in Europa, die noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts jährlich der Welt mit dem Blute des heiligen Januarius ein großes geistliches Possenspiel darstellt, das nicht allein von allen vernünftigen Katholiken verspottet, sondern selbst von dem katholischen Pöbel anderer Länder verlacht wird.

Diese Farçe wird einigemal im Jahre wiederholt, und zwar mit einem unaussprechlichen Frohlocken des Volks, wenn das Blut bald zum Fliessen gebracht wird, welches man für ein Zeichen der guten Disposition des Schutzheiligen gegen die Stadt Neapel hält. Dieses Fließen hängt größtentheils von den Priestern ab; daß aber ein Theil der dazu gehörigen Kunst- und Handgriffe verloren gegangen ist, und sie also nicht ganz Meister ihrer Rolle sind, wird daraus wahrscheinlich, daß man bisweilen den die heilige Flasche handhabenden Priester sich Stunden lang quälen, und vor Angst schwitzen sieht, bevor er das Blut flüßig machen kann. Ist es geschehen, so ertönt in allen Straßen der Ausruf: „Das Wunder ist gethan!“ Glocken und Kanonen verkündigen es sogleich, man schickt eilligst dem Könige davon Nachricht zu, und wann er nicht in der Stadt ist, so wird ein Courier mit dieser glücklichen Botschaft an ihn abgefertigt.

Es

Es ist zu vermuthen, daß die Bewegung und Wärme der Hände die dem Anscheine nach compacte Materie in der Flasche flüßig machen muß. Man zeigt diese Flasche vor und nach dem Wunder den am Altar knienden Personen, wo man denn ganz deutlich sehen kann, daß die flüßige Substanz gar nichts mit Blute gemein hat, weil sich dieses sonst an dem Glase ansetzen würde. Ein jeder Fremder kann ganz in der Nähe ein Augenzeuge dieser sonderbaren Scene seyn; nur muß er sich alle Ceremonien gefallen lassen, und weder Knie noch Brust schonen; er muß Herr seiner Gesichtszüge seyn, und ja keinen Ungläubigen verrathen, sonst ist er vor der Wuth des Pöbels nicht sicher. In Rom habe ich Protestanten in Kirchen während dem Gottesdienste auf eine sehr ungeziemende Art lachen sehn; man hat aber entweder es nicht geachtet, oder sie bescheiden an das Unschickliche ihres Betragens erinnert; hier hingegen würde das kleinste Versehen, die Uebertretung einer Ceremonie sogar, gefährliche Folgen haben. Gott, der Schöpfer des Weltalls, scheint eine sehr untergeordnete Rolle neben diesem Heiligen zu spielen: auch ist der höchste Schwur der Neapolitaner: „Bey dem Blute des heiligen Ja„nuarius.“

Da

Da dieses Blut der hiesigen Geistlichkeit so große Dienste that, so war natürlich zu erwarten, daß das Blut andrer Heiligen auch in Bewegung kommen würde. Und in der That sind auch der heilige Stephanus, der heilige Johannes, der heilige Pantalon, und andere Heiligen nicht zurückgeblieben, sondern fahren beständig fort, hier in verschiedenen Kirchen solche Blutwunder zu thun. Ja, was alles dieses, und selbst das Wunder des heiligen Januarius übertreffen sollte, und doch durch einen seltsamen Widerspruch der Wunderfreunde kaum erwähnt wird, ist die Milch der Jungfrau Maria, die hier in einer Minoritenkirche aufbewahrt, und an gewissen Festtagen auch fließend wird. Ueberhaupt haben die Wunderwerke hier alle Zugänge besezt; denn außer dem vorerwähnten Blute, der Milch und andern heiligen Ingredienzien von flüßiger Art, die dem Wunderglauben so reichliche Nahrung geben, hat man hier auch feste wunderthätige Körper, als Crucifixe und Bilder, sowohl von Holz als von Stein, die wie Menschen geredet haben.

In keiner Stadt unsers Welttheils denkt man weniger. Das Gehirn der Neapolitaner ist außer dem Aberglauben blos mit Tönen angefüllt. Die Musik ist hier statt aller andern

Künste

Künste und Wissenschaften. Der zügellose Hang zur Sinnlichkeit, der bey diesem Volke herrscht, hat die Castrirungen veranlaßt; man ist grausam, um die Gesellschaft mit mehrerer Anmuth unterhalten zu können.

Eigentlich aber sind die Neapolitaner keine böse Menschen-Race; wenn sie Uebels thun, so rührt dieses von ihrer überaus großen Unwissenheit her. Das wollüstige Clima macht die Weiber hier sehr bereitwillig. Hiedurch, und durch den Sirocco-Wind, werden die Menschen so sehr entnervt, daß sie ihre Talente nicht entwickeln können. Die Weiber wissen von nichts zu reden.

Es ist ein Streit zwischen den Neapolitanern und Römern über den Rang ihrer Städte, so wenig sich diese auch gleichen. In Rom ist man traurig, in Neapel aber ist man munter. Rom übertrifft alles an Künsten, ist aber gar nicht angenehm gelegen, dahingegen Neapel die herrlichste Lage von der Welt hat, allein, außer der Musik, die Künste sehr wenig cultivirt.

Die Weiber nicht allein in Neapel, sondern überhaupt in ganz Italien, sind sehr unbeständig in der Liebe, und rechtfertigen sich durch

die

die eben so große Unbeständigkeit und Untreue ihrer Liebhaber. Sie führen oft folgende Verse des Metastasio an:

E la fede degli amanti
Come l' Araba fenice;
Che vi sia ciascun lo dice
Dove sia nessun lo sa.

„Die Treue der Liebhaber ist wie der Phönix „aus Arabien; jedermann sagt, daß es einen „giebt, allein niemand weiß wo er ist.“ Daher ist das Motto der Schönen dieses Landes: Molti averne, un goderne, e cangiar spesso. „Viele (Liebhaber) haben, einen genießen, und „oft wechseln.“

Neapel hat ganz eigne Menschen-Klassen, die man nur hier allein findet. Es ist das Vaterland der Castraten, der einzige Wohnplaz der Lazaroni, und der Hauptsitz der Banditen. Nur in dieser einzigen Stadt geschehen die abscheulichen Verstümmelungen, die zu den europäischen Opern so nöthig gefunden werden. Durchaus sind es Leute vom niedrigsten Pöbel, die ihre Kinder zu dieser Operation hergeben, in der Hofnung, daß sie dereinst im Stande seyn werden, ihren Aeltern Gutes zu thun. In

dieser

dieser Hofnung aber werden sie auf mannichfaltige Art betrogen. Oft entwickelt sich auch die Stimme nicht, oder das castrirte Kind zeigt keine natürliche Anlage zur Musik. Alle castrirte Knaben werden sehr zeitig in die Lehre gethan, wobey mit dem Lehrer der Vergleich gemacht wird, daß er, sobald sein Zögling im Publico auftreten kann, einige Jahre lang dessen Besoldung ziehe. Dieses ist die Belohnung für seinen Unterricht, der von der Peitsche unzertrennlich ist. Man kann also sagen, daß diese schöne Kunst, die den obersten Rang unter den Ergötzlichkeiten der europäischen Höfe einnimmt, den castrirten Sängern im eigentlichsten Verstande mit der Peitsche inoculirt wird.

Die Anzahl dieser Schlachtopfer ist hier so groß, daß sie weit das Singbedürfniß aller Könige und Fürsten übersteigt; daher hat man ihnen auch erlaubt, in den geistlichen Stand zu treten. Sie können aber nur Weltpriester werden, wobey ihnen verstattet wird, Messe zu lesen. Da nun hiezu nach den Kirchengesetzen ein unverstümmelter Mensch nothwendig erfodert wird, so hat man die sophistische Auskunft getroffen, daß ein solcher Priester die ihm ausgeschnittenen Theile zu sich stecken muß, wenn er sich dem Altare nähert.

Es ereignete sich hier vor wenig Jahren mit einem Sänger, Namens Balant, ein sehr sonderbarer Zufall. Dieser Mensch kam auf die Welt ohne sichtbare Zeichen derjenigen Theile, die bey der Castrirung ausgenommen werden. Man hielt ihn also für einen gebornen Castraten; ein Gedanke, der durch seine Stimme bestätigt wurde. Er lernte die Musik, und sang einige Jahre auf den Theatern mit Beyfall. Eines Tages aber griff er sich bey der Vorstellung einer Oper in einer Arie ganz ungewöhnlich an, durch welche Anstrengung denn auf einmal die Natur die bisher verborgen gehaltenen Theile herausschlüpfen ließ. Sie nahmen den für sie eigentlich bestimmten Ort ein, und von dem Augenblicke an, noch während dem Singen, verlor sich die Stimme, und mit ihr alle seine Aussichten zum künftigen Unterhalt.

Die Lazaroni sind eine Menschengattung, die keine einzige Stadt in der Welt besitzt, und welche daher als ein wahrhaft moralisches Phänomen betrachtet werden können. Man rechnet die Anzahl dieser Menschen auf vierzig tausend, die weder Stand, Beschäftigung, Eigenthum, Wohnung, noch Lebensunterhalt haben, sich durch die äusserste Dürftigkeit auszeichnen, und dennoch in einer gewissen Vereinigung leben. Hiedurch

durch bilden sie einen furchtbaren Körper, der die Regierung oft in Schrecken gesezt hat. Die überaus große Fruchtbarkeit des Landes, das heiße Clima, und die Trägheit, haben hier diese Menschenklasse erzeugt. Ein Lazarone begnügt sich oft ganze Wochen lang, blos von Früchten zu leben, die hier die Erde so vortreflich, und in solcher Menge darbringt; seine körperliche Bedeckung ist äusserst gering, denn er ist fast nackend, und seine Wohnung selten in Häusern, sondern gewöhnlich auf den Gassen der Stadt. Hier schläft er auch, und ist zufrieden, wenn er nur ein Obdach findet, das ihn für die üble Witterung schützt. Bey so wenigen Bedürfnissen ist zu ihrem Unterhalte der kleinste Gewinn hinreichend, den sie auf sehr mannichfaltige Art erlangen. Man braucht sie zu Tagelöhnern, Boten, Trägern, u. s. w.; auch sind sie mit einer schlechten Belohnung zufrieden. Es ist merkwürdig, daß diese Leute fast gar keine Insolenz zeigen, ob man gleich glauben sollte, daß der Gedanke an ihre zahlreichen Haufen sie dazu verleiten könnte. Im Gegentheil sind sie demüthig, und ertragen geduldig die Verachtung und Beleidigungen, die ihnen von dem andern Pöbel angethan werden Dieses ist auch durchaus nöthig, denn wenn der Körper ein jedes einzeles Mitglied beschützen und rächen sollte, so

würde Neapel eine Mördergrube werden. Da sie außer dieser Stadt an keinem Orte nach ihrer Art würden leben können, so vermeiden sie alles, was sie davon entfernen könnte. Es ist daher auch unerhört, daß sich einer der Lazaroni zum Banditen hätte brauchen lassen.

Diese Banditen sind hier zahlreich, werden von vornehmen Personen beschützt, haben viele Zufluchtsörter, und erhalten für ihre Mordthaten richtige Bezahlung. Indessen ist diese gering, denn oft sind blos einige Zechinen der bedungene Preis für das Leben eines Menschen. Wie gleichgültig sie dieses Mordgeschäfte ansehen, beweist die Kaltblütigkeit und Dreistigkeit, womit sie morden. Ich habe hier mit eignen Augen eine solche That gesehn, da nach geendigter Oper die Zugänge des Schauspielhauses voller Menschen waren. Zwey Personen, von welchen der eine ein Offizier war, waren die geweiheten Opfer. Man ließ sie ruhig in ihre Kutsche steigen, und ehe solche wegen des Gedrängs fortfahren konnte, traten zwey Banditen zu gleicher Zeit hinzu, und gleichsam mit Einem Tempo geschahen beide wohlgezielte Dolchstöße, die zwey gesunde nichts befürchtende Männer, in einem Augenblicke, zu blutigen Leichen umstalteten. Es wurde den folgenden

Tag

Tag überall bekannt, daß der lüderliche Sohn eines vornehmen Ministers diese Expedition besorgt habe, die auch gar keine Folgen hatte.

Man würde sich irren, wenn man diese Banditen als Ungeheuer betrachten wollte. Sie sind es zwar nach unsern Begriffen, allein sie selbst, durch Erziehung, Gesetze, und Religionsbegriffe gerechtfertigt, betrachten ihr sauberes Gewerbe nicht in so schwarzem Lichte. Daß sie durch Mordthaten Sünde begehen, wissen sie sehr wohl, allein nur eine Sünde, wovon sie der nächste Beichtstuhl befreyt; sie haben daher blos die ihnen zuerkannten Bußübungen vor Augen, und dürfen nur allein das Verhältniß zwischen diesen, die mehrentheils in Gebeten bestehen, und dem erworbenen Mordgelde berechnen. Da überdem so viele dieser Verbrechen ungeahndet bleiben, und die geahndeten selbst nur durch einige Jahre Galeerenarbeit gestraft werden, so weiß ich nicht, woher der unwissende Bandit die wahren Begriffe von seinem infamen Handwerke hernehmen soll. Da es einträglicher als andre Handarbeiten ist, und dieses Lohn noch dazu durch Müßiggang verdient wird, ein Umstand, der in diesem Clima sehr in Betrachtung kommt, so geht er seinem Brodte nach, und mordet unbekümmert fort; allein nie ver-

gißt er neben den Dolch den Rosenkranz zu stecken, weil dieser leztere durchaus mit zu seinem Gewerbe gehört, um die begangne Mordthat sogleich durch das Herplappern einiger Ave Maria wieder auszusöhnen. Ist dieses geschehen, so betrachtet der Bandit seine Seele wie von aller Sünde gereinigt, und wartet nun wieder auf einen neuen Mordwink.

Die häufigen Vorfälle dieser Art erzeugen auch bey dem Volke eine Gleichgültigkeit, die außerordentlich auffällt. Man spricht hier von einem Ermordeten ungefähr in dem Tone, wie bey uns, wenn jemand auf der Straße gefallen ist. Ist der Mörder kein Bandit, sondern ein Ehrenmann, der in seinen eigenen Angelegenheiten solche That verübt, so kann er sicher auf das Mitleiden des umstehenden Volks rechnen, das ihn beklagt, und zur Flucht alle Hülfe leistet. Von allen Seiten hört man das Wort: Poveretto! wodurch nicht der Ermordete, sondern der Mörder beklagt wird. Welch ein ungeheurer Contrast mit England, wo das Leben des geringsten Menschen ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist, wo weder Rang noch Reichthümer den Mörder retten können, und wo, ihm die Flucht zu verwehren, selbst Standespersonen Hand anlegen!

Die

Die Banditen beichten oft, gehen fleißig in die Messe, beobachten genau ihre Fasten, und rufen täglich den heiligen Januarius an. Auf diese Weise glauben sie ihre Religionspflichten zu erfüllen, und dereinst selig zu sterben. Vor einigen Jahren wurde hier ein Bandit vor Gericht gebracht, der viele Mordthaten begangen hatte. Er gestand sie ohne zu läugnen, ja er bekannte noch mehr Schandthaten, als man von ihm wußte. Als man aber unter andern Fragen auch diese an ihn that: ob er auch die Fasten beobachtet habe? ward er böse. Dieser Zweifel beleidigte ihn außerordentlich, und veranlaßte ihn, seine Richter mit Bitterkeit zu fragen: ob sie ihn denn nicht für einen Christen hielten?

Manche dieser Banditen stehen unter einem Anführer, der mehr Muth, mehr Verschlagenheit, mehr Geld, und was hiebey das Vornehmste ist, mehr Protection, oder eigentlich zu sagen, mehr Kunden hat, wie sie selbst. An einen solchen wendet man sich mit seinem Anliegen, und findet ihn jederzeit bereit, den verlangten Liebesdienst zu übernehmen. Von einem dieser Anführer, der in seinem Beruf streitend gestorben ist, weiß man einen sehr sonderbaren Zug, der diese Gattung von Sterblichen charakterisirt.

Er wird von einem ihm unbekannten Edelmanne gedungen, einen Menschen in die andre Welt zu schicken, den er an einem gewissen Orte, zu einer bestimmten Stunde, und in einer genau bezeichneten Kleidung antreffen würde. Der Bandit nimmt das Handgeld, und giebt sein Wort, das Verlangte auszurichten. Einige Stunden nachher erhält er von eben diesem zum Tode ausgezeichneten Unbekannten auch den Auftrag, seinen Feind umzubringen, der niemand anders als der vorgedachte Mordfreund war. Man beschreibt ihm, ohne dessen Namen zu sagen, Ort, Stunde und Kleidung, und bezahlt ihn reichlich voraus. Der Bandit, der nichts argwohnt, verpfändet seine Ehre, daß nichts den Andern vom Tode retten soll. Die für beide Rachsüchtige so entscheidende Nacht bricht an. Die Mörder finden sich an dem bestimmten Orte ein, treffen den zweiten Besteller an, und expediren ihn in der Geschwindigkeit. Die nächste Stunde war für den Andern bezeichnet. Sie nehmen ihre angewiesenen Plätze ein, während der Zeit der Anführer auf seinen Raub lauert. Der Unglückliche erscheint, und indem sie sich nähern, erkennen sie einander. Der Bandit erschrickt, da er in seinem Kundmanne das bestimmte Schlachtopfer erblickt. Er giebt ihm mit wenig Worten von seinem vollzogenen Auftrage Nachricht, entdeckt ihm aber

auch

auch zugleich, daß er einen ähnlichen ihn selbst betreffenden von seinem ermordeten Feinde erhalten habe. Er bezeigt ihm sein Beyleid über diesen Umstand, und betheuert seine Unwissenheit die dieß Mißverständniß veranlaßt habe. Der Kundmann begreift von allen diesen Klagen nichts, bis er den sonderbaren Schluß der Rede hört: „Da nun Ihr Feind, der mich gedungen „hat, todt ist, und er mir also keine Vorwürfe „machen kann, wenn ich Sie, mein Herr, leben „ließe, so habe ich doch Geld empfangen, Sie „umzubringen, und ihm deshalb mein Ehren„wort gegeben. Dieses muß ich halten.“ Eine Versicherung, die mit einem Dolchstoße begleitet war, der die Scene endigte.

Da verliebte Abentheuer oft solche Folgen haben, und diese Abentheuer von einem so warmen Clima ganz unzertrennlich sind, so hat man einen guten Gebrauch eingeführt, der von Palermo hieher gekommen ist. Man läßt sich nämlich, wenn man nicht sicher ist, von einer Art Menschen, die hier Vapos heißen, überall begleiten. Diese Leute sind stark bewaffnet, von anerkanntem Muth und Leibeskräften, und überdem mit den Banditen bekannt, zu denen sie sich selbst gelegentlich gesellen, daher man unter ihrem Schutze ganz sicher ist. Sie werden sehr

gut bezahlt: eine, auch zwey Zechinen den Tag; dafür verlassen sie aber auch ihren Schutzling *) nicht einen Augenblick, sondern verfolgen ihn wie sein Schatten. Des Nachts sogar schlafen sie in ihren Mänteln gehüllt vor seiner Thüre auf der Erde. Einer meiner Freunde stand mit einer Dame in Verbindung, die für ihn sehr besorgt war, daher sie ihm unwissend einen solchen Vapo miethete, der ihn überall begleiten mußte. Die ersten Tage lebte er in steter Todesangst, weil er seinen Schutzgeist für seinen Verfolger ansah, bis ihm das Räthsel erklärt wurde.

Indessen so häufig die Mordthaten auch hier sind, so ist doch der Diebstahl selten, wovon ich im vierten Abschnitte die Ursache angegeben habe, da sie in ganz Italien aus Einer Quelle kommt. In einer des Nachts unerleuchteten Stadt, bey so vielen Schlupfwinkeln, und einer höchst elenden Polizey, würden die Diebe freyes Spiel haben. Allein ungeachtet der großen Dürftigkeit unterbleibt es. Man trägt ganze Körbe mit Silberzeug, das man im Theater zum Nachtessen oder zu Erfrischungen gebraucht hat, durch

*) Obgleich dieses neue Wort nicht im Adelungschen Wörterbuche steht/ so verdient es doch vielleicht darin eine Stelle.

durch die finstern Straßen *) nach Mitternacht, ohne angetastet zu werden.

Obgleich aber die Neapolitaner gewaltsame hinterlistige Entwendungen scheuen, so ist dennoch der Trieb, sich Andrer Eigenthum unter einem Scheine des Rechts zu bemächtigen, bey ihnen eben nicht schwach. Es ist vielleicht keine Stadt in der Welt, wo so viele Prozesse geführt werden, als in Neapel. Es wimmelt deshalb auch hier von Advokaten, und die Tribunale sind zahllos. Diese Prozeßsucht haben sie noch von den Normännern beybehalten, die ihnen im eilften Jahrhunderte diese Leidenschaft einflößten, und solche zugleich mit ihren Gesetzen einführten, nach welchen noch jezt das Land regiert wird.

Die Pederastie ist in Neapel mehr als in irgend einer andern Stadt von Italien gebräuchlich. Clima und Müßiggang befördern diese unglückliche Leidenschaft in einem Lande, wo das Frauenzimmer auf seine Reize eben nicht stolz seyn kann. Ich habe noch keine große Stadt in Europa gesehen, wo man so sehr die gute Bil-

*) Im vorigen Jahre (1786) hat man angefangen, die Stadt Neapel des Nachts mit Lampen zu erleuchten.

dung des schönen Geschlechts vermißt, als hier. Diesen Mangel ersetzen sie nur sehr schwach durch eine unbegränzte Wollust. Lord Tilney, ein großer Pederast, der vor einigen Jahren gestorben ist, hatte deshalb auch Neapel fünfundzwanzig Jahre lang zu seinem Aufenthalte erwählt. Um einen Criminal-Proceß in England zu vermeiden, der ihm wegen diesem seinem Lieblingstriebe angedroht wurde, den kein Volk mehr haßt, als die Engländer, verließ er sein Vaterland auf ewig, und lebte von seinen in achtzehntausend Pfund Sterling bestehenden Einkünften in Italien mit der Pracht eines großen Fürsten. Er war gewöhnlich im Sommer zu Florenz, und im Winter zu Neapel, wo er sehr glänzende Feste gab, und befriedigte seine unnatürliche Leidenschaft bis an seinen Tod.

Eine Landessitte, die auch die Pederastie in Italien befördern hilft, ist der abgeschmackte Gebrauch, von Mannspersonen alle Weiberdienste verrichten zu lassen. Dieser Gebrauch kommt von dem alten barbarischen Vorurtheile her, nach welchem die Keuschheit als die größte aller nur möglichen Tugenden, und die Unkeuschheit als das abscheulichste Laster angesehen wurde. Um nun dieses zu vermeiden, entfernt man die Weiber von allen häuslichen Bedienungen, und überläßt

läßt alle Dienste den Männern, die sogar den Frauen und unverheiratheten Schönen die Betten machen. Auch in allen Gästhöfen in Italien ist dieser Gebrauch beybehalten, wo man kein weibliches Geschöpf sieht. Die Weiber werden dadurch platterdings zur Unthätigkeit verdammt, die sie sich denn auch gern gefallen lassen; sogar daß der Mann einer gemeinen Frau, wenn er gleich durch seiner Hände Arbeit Brodt ins Haus schaffen muß, dennoch die ihm kostbare Zeit mit seinen Hausdiensten zu verschleudern genöthigt wird. Er muß hingehen, Lebensmittel einzukaufen; er muß sie selbst zubereiten, ja er muß Wohnung und Geschirre reinigen, während seine theure Hälfte zum Fenster heraussieht, sich putzt, oder spazieren geht. Man wird vielleicht glauben, daß nur ein guter Ehemann sich so gegen ein geliebtes Weib betragen könne; aber nein, gut oder böse, so ist dieses seine Pflicht, wofür ihm das Weib gar keinen Dank sagt. Ich habe diese sonderbare Sitte noch von keinem Reisenden bemerkt gefunden, indessen ist sie buchstäblich wahr, wie alle diejenigen bezeugen können, die nicht blos auf Kunstwerke, Büchersammlungen und Schauspiele ihre Neugier eingeschränkt, sondern auch das sittliche Leben zum Gegenstand ihrer Beobachtungen gemacht haben.

Neapel ist der einzige Ort in der Welt, wo das so berüchtigte Gift Aqua Tofana verfertigt wird. Es sind jedoch zum Wohl der Menschheit nur sehr wenige Personen hier, die es zuzubereiten wissen. Man hat die strengsten Verordnungen nicht allein gegen den Verkauf desselben, sondern selbst gegen diese Zubereitung gemacht, wodurch das Uebel zwar gemildert, aber nicht ausgerottet worden ist. Dieses außerordentliche Gift ist glücklicherweise in Deutschland noch unbekannt. Nichts ist gefährlicher als dieses unselige Mittel, gegen welches keine Vorsicht sichern, noch irgend ein Gegengift angebracht werden kann. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Bestandtheile desselben zu erfahren, die aber nur ein Theil von diesem wunderbaren Arkano sind. Es wird aus Opium und spanischen Fliegen gemacht. Das Sonderbare dabey ist, daß es so klar wie das reinste Wasser aussieht, und keinen Geschmack hat, daher man nicht dagegen auf seiner Hut seyn kann. Es greift die edelsten Theile im Körper an, verursacht keine Zuckungen, noch besondere Schmerzen, sondern einen schmachtenden dahin sinkenden Zustand, der aller Kunst Trotz bietet, und einen sichern Tod zur Folge hat. Wie künstlich man es verfertigen müsse, kann man daraus abnehmen, daß von eben diesen beiden Ingredienzien, deren Wirkung

hier

hier so schrecklich ist, die Chineser ein ungemein kräftiges Mittel zur Stärkung für den sechsten Sinn zu machen wissen.

Die Lebensmittel sind in Neapel sehr wohlfeil, daher die Volksmenge auch so groß ist, die sich hier auf 350,000 Seelen erstreckt. Tausende finden sich aus den Provinzen ein, da die Erwerbnisse in dieser Residenz so mannichfaltig, und die Bedürfnisse so leicht zu befriedigen sind. Man schläft auch hier mehr, als in einer Stadt in Italien, das heißt, in der warmen Jahreszeit den größten Theil des Tages, wobey man fast die ganze Nacht wachend ist. Die Tagesvergnügungen haben so wenig Reiz für die Neapolitaner, daß sie nicht einmal in dem ganzen Umfange ihrer Stadt einen Spaziergang haben, wo man unter dem Schatten der Bäume lustwandeln könnte. Ein guter Gebrauch aber ist die hiesige Mode, in warmen Tagen bey Besuchen, selbst im Hause des Besuchten, seinen Anzug zu wechseln; und wenn es gleich nur ein Hemde ist, so spürt man das Wohlbehagende dieses Wechsels.

Neapel hat wenig vortrefliche Werke der Baukunst aufzuweisen, ob man gleich große und prächtige Kirchen, Klöster und Paläste sieht.

Man

Man hat hier vorzüglich Geschmack an dem Ausschweifenden in den Künsten, und dieser offenbart sich auch in Gebäuden, Springbrunnen, u. s. w. die mit den römischen sehr contrastiren. Das Steinpflaster aber ist hier sehr gut, und besteht fast durchgehends aus der Lava des Vesuvs, die man in großen und breiten Stücken ausgehauen hat. Die Dächer der Häuser sind ganz flach, daher bey einer Belagerung die Stadt in einer sehr üblen Lage seyn würde.

Die Apotheken muß man hier in den Klöstern suchen, die alle dergleichen haben, wo die Arzneymittel zubereitet und verkauft werden. Die Armen erhalten sie umsonst; wie man denn überhaupt den Neapolitanern die Wohlthätigkeit gegen Dürftige nachrühmen muß. Das überaus reiche Karthäuser-Kloster allhier ernährt täglich einige Tausend derselben, die zu ganzen Schaaren den Berg besteigen, worauf dieses Kloster liegt, das eine unbeschreiblich schöne Aussicht hat, und wegen seines Reichthums nach den neuern politisch-kirchlichen Grundsätzen wohl keine lange Existenz mehr hoffen darf.

Solche Unternehmungen und Reformen sind in keinem Lande leichter auszuführen, als in Sicilien, wo der König das außerordentliche

Präro-

Prärogativ hat, beständiger Legat des römischen Stuhls zu seyn. Er kann nach seinem Gefallen alle weltlichen und geistlichen Personen dieses Königreichs excommuniciren und lossprechen. Kein Rang noch Würde, wäre es auch ein Kardinal, kann sich daselbst seiner Gerichtsbarkeit entziehen. Der dortige königliche Repräsentant führt auch den höchst sonderbaren Titel: Beatissimo Padre (Allerseligster Vater), der ihm in allen Bittschriften gegeben wird. Ob der König dieses Prärogativ nun gleich in Neapel nicht hat, so hat man doch hiedurch gewisse hohe Begriffe von seiner geistlichen Gewalt erlangt, wodurch viele willkührliche Maaßregeln gegen die Klerisey würden erleichtert werden, im Fall man dieses Vorurtheil recht benutzen wollte. Indessen hat man doch nie dahin gelangen können, die Inquisition einzuführen, gegen welches fürchterliche Tribunal sich das Volk zu wiederholtenmalen ganz unbändig gesträubt hat. Man sieht auch, daß der Mangel dieses Gerichts die Andacht bey den Neapolitanern nicht geschwächt hat, die sie durch die unablässige Ausübung von Religionsgebräuchen äußern, und überdem auch die Fasten strenger als an einem Orte in Italien beobachten; wodurch sie die Ausschweifungen büßen wollen, denen sie sich im Carneval ohne Maaß überlassen.

Dieses

Dieses Carneval ist hier überaus glänzend. Das große Opernhaus, St. Carlo, ist das prächtigste in Italien, und da das in Parma nicht gerechnet werden kann, weil es unbrauchbar ist, auch das größte in Europa. An gewissen Tagen wird es ganz mit Spiegeln geziert, und alle Logen von oben bis unten zu illuminirt, welches einen erstaunlichen Anblick macht. Ich sahe es einigemal in diesem Glanze. Der erste Eindruck war betäubend, allein es währte nicht lange, so empfand ich das Zweckwidrige und Unangenehme dieser zu großen Erleuchtung. Alle Theaterkünste gingen dabey verloren; man war zu geblendet, um etwas recht zu sehen. Was aber dieses Theater vorzüglich auszeichnet, ist, daß die Decorationen nicht wie in allen andern Ländern in großen Seitenschirmen bestehen, die schräg vorgeschoben werden, sondern sie machen hier nur drey ungeheure Wände aus, die den Hintergrund der Scene und die beiden Seiten einnehmen. Auf diesen drey Stücken werden die größten Gegenstände perspektivisch gemalt; eine Einrichtung, die keine gute Wirkung thut, und daher auch wohl ohne Nachahmung bleiben wird. Dieses königliche Schauspiel ist, so wie die andern Theater der Stadt, in den Händen von Unternehmern, deren Contract nur einjährig ist, und die dabey nach den

Umstän-

Umständen gewinnen oder verlieren. Es ist hier kein Theater für regelmäßige Lust- und Trauerspiele, allein verschiedene für Singpossenspiele, Zoten- und Marionettenspiele, die außerordentlichen Zulauf haben. Das Volk kann nicht leben, ohne ihren Polichinello anzugrinzen. Diese Rolle ist die Darstellung eines Calabrischen Bauers, der auf eine plumpe Art witzig seyn will, und in seiner Landessprache die elendesten Zoten sagt.

Die Neapolitaner haben indessen den Ruhm, den gigantesken Entwurf eines Schauspiels ausgeführt zu haben, das in den Jahrbüchern des Carnevals das einzige seiner Art ist. Dieses geschah vor ungefehr vierzehn Jahren, und ist seitdem bey jedem Carneval wiederholt worden. Der berühmte französische Maler Vienne, der sich damals in Rom befand, machte auf Verlangen den Plan dazu, und schickte ihn nach Neapel. Der Gegenstand desselben war eine Maskerade, die den Zug des türkischen Sultans aus dem Serail zu Konstantinopel nach der großen Moschee vorstellen sollte. Der ganze Hof, der König und die Königin mit eingeschlossen, verband sich zu diesem höchst prächtigen Schauspiel, wobey man in Neapel bey hellem Tage, wie durch magische Kunst, nach der Re-

sidenz der Ottomannen versezt wird. Man sieht hier den Sultan, von seinen Sultaninnen und Sklavinnen, von allen Großen des Reichs, und von allen Beamten des Seralls begleitet, wozu einige tausend Janitscharen kommen. Jedermann ist ganz nach dem türkischen Costume gekleidet, das auch fast in allen Theilen beobachtet wird. Die türkisirten Damen, die Bassen, Agen, Veziere, u. s. w. strotzen in den reichsten Kleidern, die von Juwelen schimmern. Da alles an einem solchen Tage glänzen will, und deswegen die größten Kosten nicht gescheut werden, so kann man vielleicht sagen, daß die Nachahmung hier die Pracht des Urbilds übertrifft. Der Zug geht durch die vornehmsten Straßen, und obgleich die königliche Familie sich mit dazu gesellt, so stellt der König dennoch nie den Sultan vor, sondern erscheint gewöhnlich unter der Maske eines Bassa. Dieser glänzende Aufzug geschieht mehrentheils gegen das Ende des Carnevals; bisweilen wird er auch während demselben mehr als einmal wiederholt.

Der neapolitanische Adel ist überaus zahlreich, und zum Theil auch sehr reich. Die Titel des Grafen oder Marchese sind für die herrschende Eitelkeit desselben nicht hinreichend;

man

man will durchaus Fürst oder Herzog seyn, daher diese beiden hohen Titel auch dem größten Theile der adelichen Familien eigen sind. Durch diese Gemeinheit verlieren sie viel von ihrem Werthe, und man würde Unrecht thun, sie mit den Fürsten und Herzögen andrer Länder in Eine Klasse zu setzen, da diese hochtönende Titel hier eigentlich nichts mehr bedeuten, als was an den Höfen von Berlin, Dresden, und in andern Residenzstädten in Nord-Deutschland ein jeder Edelmann ist. Der Maaßstab des Ansehens ist hier, so wie überall, Reichthum und Aufwand. Es giebt in der That einige dieser Fürsten, die mit der Pracht eines Königs leben, dahingegen andre in einem Stübchen zur Miethe wohnen, und sich sehr kümmerlich behelfen. Da die Laufer hier sehr gemein sind, und für geringen Lohn dienen, so hat ein solcher Principe unterm Dach auch ein Geschöpf dieser Gattung, das seinen ganzen Glanz ausmacht.

Man sieht hier so viele Kutschen wie in Paris, und die überdem weit mehr durch den Luxus blenden, da die mehresten mit vier, auch sechs schönen neapolitanischen Pferden bespannt, und von einer Menge reichgekleideter Bedienten und Laufer begleitet sind. Der Unterhalt dieser

Bedienten wird durch die wohlfeilen Lebensmittel sehr erleichtert; besonders da sie mit einem geringen Lohne zufrieden sind, den sie als ein Glück betrachten, weil die gemeinen Leute hier kein größeres kennen, als in Neapel zu leben. Diese Menschen tragen lange Degen; ein Gebrauch, der meiner Meynung nach in der Unsicherheit seinen Ursprung hat, die ehemals hier noch weit größer war als jezt. Die Bedienten mußten daher ihre Herren schützen und vertheidigen, wenn die Banditen ihrem Berufe nachgingen, welches auch noch jezt geschieht.

Da Bildergallerien und Bibliotheken nothwendig mit zum Luxus der Großen gehören, so fehlt es auch hier nicht daran. Unter andern hat der Fürst Tarsia einen sehr prächtigen Büchersaal, wo Vergoldungen allenthalben mit außerordentlicher Verschwendung angebracht sind. Daß er durch diese Pracht nicht die Musen besonders hat ehren wollen, sieht man an seinem Stalle, der auch reichlich bemalt und verziert ist. Seit einigen Jahren hat auch die Königin eine deutsche Bibliothek zu ihrem eigenen Gebrauche angelegt, welche der berühmte Maler Füger in Wien durch seinen Pinsel geschmackvoll verschönert hat.

Es ist merkwürdig, daß man in Neapel weniger neue Kunstwerke antrifft, wie in andern großen Städten von Italien. Die besten von den ehemals vorhandenen hat man nach Spanien geschickt. Auch selbst an antiken Kunstwerken hatte Neapel vor der Entdeckung von Herculanum, Pompeja, und Paestum großen Mangel, der aber durch das Auffinden dieser alten Städte reichlich ersezt wurde. Daß man aber einen so überaus schönen Fund nicht besser genutzt hat, erregt den Schmerz aller Gelehrten und Künstler, und wird ein ewiger Gegenstand des Bedauerns für unsere Nachkommen seyn.

Man ist mit diesen Schätzen, welche nicht allein Neapel, sondern eigentlich der ganzen aufgeklärten Welt gehörten, auf die unverantwortlichste Weise umgegangen.

Wenn nicht so viele unleugbare Thatsachen, die vor den Augen der ganzen Welt offen daliegen, die Barbarey und geringe Cultur in Italien überzeugend bewiesen, so würde die Hunnische, eines Attila würdige Verfahrungsart bey einer so außerordentlichen Entdeckung schon allein hinreichend seyn, die gegenwärtige Cultur der Neapolitaner zu charakterisiren, die einen so grossen Theil der italienischen Nation ausmachen,

und die, wenn man gleich annimmt, daß sie hinter ihren Landsleuten stehen, doch wahrlich mit ihnen eben nicht contrastiren. Es ist daher unverschämt, wenn nach solchen notorischen Handlungen sogenannte Sachwalter dieses Landes auftreten, um die Italiener, die der Zeitrechnung und ihrer körperlichen Existenz nach im achtzehnten Jahrhunderte, dem Geiste nach aber im sechszehnten leben, mit den aufgeklärtesten Nationen unsers Welttheils in Eine Klasse zu setzen.

Die in Neapel herrschende überaus große Unwissenheit, die Mutter des Abergiaubens, und die daraus entstehende engbrüstige Denkungsart, hat sich bey Gelegenheit dieser so denkwürdigen Entdeckung in dem hellesten Lichte gezeigt. Die poetische Fabel von Geistern, welche Zauberschätze bewachen, die sie nicht brauchen können, wurde hier realisirt. Man stellte Wachen aus, gewährte mit vieler Schwierigkeit den Anblick dieser Seltenheiten, und verbot strenge alle Untersuchungen, die auf der Stelle gemacht werden konnten. Ja noch jezt ist es hier nicht erlaubt, nur die kleinste Inschrift abzuschreiben, oder den geringsten Gegenstand zu zeichnen. Der große Winkelmann führte hierüber schon die bittersten Klagen. Da er diese berühmten Ruinen besuchte, gab man auf alle seine Bewegungen Acht, und

betrug

betrug sich dabey auf eine so neidische und niedrige Art, daß der ganze diesem vortreflichen Manne so eigene Enthusiasmus fürs Alterthum nicht dagegen aushalten konnte. Er entfernte sich daher, ohne Beobachtungen zu machen, die wir und die Nachwelt also unglücklicherweise verloren haben.

Man kann sich nichts barbarischer denken, als die dabey getroffnen Anstalten. Die aus Herculanum herausgezogenen Kunstwerke, Geräthe, u. s. w. wurden nach Portici gebracht, eine Stadt, die auf die Lava des Vesuvs gebaut ist, welche Herculanum begraben hat, daher eine auch genau über die andre liegt. An diesem höchst unsichern Orte, am Fuße des feuerspeyenden Berges, werden noch auf den heutigen Tag diese Schätze aufbewahrt, von denen man die höchsten Erwartungen hatte, die aber durch Dummheit, Nachläßigkeit, Geiz, und einen sinnlosen Neid fast ganz vereitelt wurden. Der kostbarste und unschätzbarste Theil der gefundenen Sachen waren die Manuscripte, die man mit Erstaunen wie unbrauchbaren Plunder hingeworfen und vernachläßigt sieht. Es sind eigentlich Rollen, welche die Gestalt von kleinen runden schwarzen Hölzern haben, und anfangs unmöglich schienen entwickelt zu werden, weil sie durch den Brand

so vertrocknet waren, daß sie bey der Berührung in kleine Blätterchen zerfielen. Ein sinnreicher Mönch aber, Namens Piaggio, ein Genueser, übernahm diese höchst schwierige Arbeit, und bewirkte diese Entwickelung vermittelst einer Maschine. Das Werk ging indeß sehr langsam von statten, weil man ihm nur einen einzigen Menschen zum Gehülfen gab. Diese so übel angebrachte Sparsamkeit, wenn man anders mit diesem Namen den schmutzigsten Geiz bezeichnen kann, ist schuld, daß von mehr als achthundert Rollen nicht mehr als vier Rollen wirklich abgewickelt wurden, die zufälliger Weise eben nicht wichtig sind. Hiebey ist es geblieben; die Arbeit ist jezt eingestellt, und die noch vorhandene Manuscripte werden mit Füßen getreten. Sie sind also für die Welt auf ewig verloren. Man ist dem anfangs entworfenen sonderbaren Plane noch bis jezt so getreu geblieben, daß noch keine Zeile von den entwickelten Rollen gedruckt worden ist, wodurch denn der gute, geschickte und fleisige Mönch alle Lust zu dieser mühsamen Arbeit verloren hat.

Es ist zu verwundern, daß der hier befindliche englische Gesandte, Ritter Hamilton, der so viel beym Könige gilt und sein unzertrennlicher Gesellschafter ist, nicht seinen ganzen Credit angewandt

wandt hat, um diesem Unwesen zu steuern, und sowohl die gefundenen litterarischen als Kunst-Schätze ans Licht zu bringen, und für die Welt nutzbar zu machen. Er würde sich dadurch ein weit grösseres Verdienst und einen gegründetern Nachruhm erworben haben, als durch seine Hypothesen über den Berg Vesuv und andre Vulkane, die, trotz aller Versuche und Beobachtungen, doch nur Hypothesen sind und bleiben.

Man kann sich keine angenehmere Lustreise vorstellen, als von Neapel nach diesen begrabenen Städten. Der Weg dahin bis Portici, der eine deutsche Meile beträgt, ist eine ununterbrochene Reihe von großen Flecken Landhäusern. Pompeja liegt zwey deutsche Meilen weiter. Der Unterschied zwischen dieser alten Stadt und Herculanum besteht darin, daß letztere unter der Erde und bedeckt ist, Pompeja hingegen unbedeckt unter freyem Himmel zu sehen ist. Ihre weitere Entfernung vom Vesuv verursachte, daß sie nur mit Asche und Sand verschüttet wurde; allein das Loos von Herculanum war, unter der brennenden Lava selbst begraben zu werden. Da diese nun wegen der Härte schwer wegzuräumen, und überdem Portici, wie schon oben gesagt, gerade über die alte Stadt gebaut ist, so ist man mit einem Theile der so glücklich aufgefundenen

Seltenheiten zufrieden gewesen, und hat das wirklich schon aufgegrabene größtentheils wieder zugeschüttet. Man muß mit Lichtern tief unter die Erde steigen, um das Wenige zu besehn, was der erste Eifer, durch die Neuheit gereizt, zum Vorschein gebracht hat, und man gleichsam zum Andenken dieser so merkwürdigen Entdeckung noch offen behält. Dieses ist ein sehr wohl erhaltenes Schauspielhaus in allen seinen Theilen, wovon man aber die Statuen, Gemälde, u. s. w. weggenommen hat, die das königliche Museum zieren. Man kann sich beym Anblicke desselben nicht des Wunsches erwehren, daß dieses schöne Theater mit Beybehaltung aller seiner Zierrathen ganz aufgedeckt worden wäre; eine Unternehmung, welche die in diesem Werke schon so oft beklagte geringe Liebe zu den Wissenschaften, und eine sehr unrühmliche Oekonomie verhinderte. Freylich, wären hier die Knochen eines großen Heiligen aufzusuchen gewesen, so hätte man keine Kosten gescheut, um sie aus der Tiefe der Erde herauszuholen, und man würde sie sodann jezt nach Belieben küssen können. Es versteht sich, daß diese Ehre nur sehr vornehmen Personen zu Theil worden wäre, geringere hätten sich mit dem Glück begnügen müssen, blos die Einfassung der Knochen zu belecken.

Die

Die Gleichgültigkeit, womit man diese so sonderbare Entdeckung behandelte, wird man noch bis auf den heutigen Tag in Pompeja gewahr, zu dessen völliger Aufdeckung es eben nicht ungeheurer Kosten bedurft hätte. Die Asche lag hier, wo sie am stärksten gefallen war, nicht höher als achtzehn bis zwanzig Fuß, an andern Stellen weit weniger. Diese wegzuschaffen, brauchte man blos viele Hände anzustellen, die in ein paar Jahren damit fertig geworden wären. Allein so waren der Arbeiter im Jahr 1779 nicht über dreißig, und auch diese würde man nicht finden, wenn man nicht Ehrenhalber, wenigstens dem Scheine nach, mit dieser Arbeit fortfahren müßte. Nur eine einzige Gasse ist aufgedeckt, obgleich die Entdeckung der Stadt schon vor sechsundzwanzig Jahren geschehen ist. Wie lächerlich dieser Kaltsinn mit dem strengen Gebote contrastirt, nichts aufzuzeichnen, oder etwas davon Andern zukommen zu lassen, kann ein jeder beurtheilen.

Dasjenige, was indessen in Pompeja schon aufgedeckt ist, stellt einen sehr außerordentlichen Anblick dar. Es erregt eine ganz eigene Empfindung, wenn man mit der gehörigen Kenntniß des großen Volks, das ehmals diesen Erdraum bewohnte, in der aufgedeckten Gasse dieser

ser alten Stadt herumgeht, und Häuser, Bäder, Theater, Tempel u. s. w. vor sich sieht, von denen man sich unmöglich vorstellen kann, daß deren Erbauer vor siebenzehn Jahrhunderten lebten. Die Association der Ideen verursacht, daß man nur durch Ueberlegung diesen ungeheuern Zeitraum mit den Gegenständen in Verbindung bringen kann, die man vor Augen hat, und wovon viele, z. B. Häuser und Geräthe, blos ein Alter von wenig Jahren dem Anscheine nach beweisen. Man hat mit Verwunderung die Entdeckung gemacht, daß Neapel schon mit Lava gepflastert war; ein Beweis, daß diese Auswürfe des Vesuvs weit älter sind, wie man insgemein geglaubt hat.

Der Eingang von Pompeja ist nahe bey den ehemaligen Casernen der römischen Truppen. Man sieht noch auf dem Steinpflaster in der Stadt die Spuren der Wagenräder. Die Häuser sind nur klein, und ihre Hausthüren alle mit einer charakteristischen Figur in Basrelief bezeichnet, wodurch das Gewerbe und der Stand des Eigenthümers kenntlich gemacht ist. Die besten Malereyen, die man noch zur Zeit in Pompeja gefunden hat, waren an den Wänden eines Tempels der Göttin Isis befindlich. Diese bemalten Wände hat man von dem Gebäude abgesondert und weggeschafft.

Alles

Alles nämlich, was man sowohl hier als in Pästum ausgräbt, wird nach dem königlichen Palast in Portici gebracht, und daselbst in einer großen Anzahl Säle aufgestellt. Diese Sammlung von alten Gemälden, metallenen und marmornen Statuen, Büsten, Urnen, vertrockneten siebenzehnhundertjährigen Eßwaaren und Weinen, desgleichen Gefäßen und Geräthschaften aller Arten und Gattungen ist in der That unermeßlich und wäre hinreichend, alle großen Antiken-Cabinette in Europa anzufüllen, wobey dieses dennoch das vollständigste bleiben könnte. Selbst der Fußboden der Säle ist mit antiken mosaischen Steinen ausgelegt. Es ist ein wahres Labyrinth der Kunst und des Alterthums, das man wegen der zahllosen Menge von merkwürdigen Gegenständen nur sehr flüchtig betrachten kann. Wäre die Sammlung in Neapel aufgestellt, so würde dadurch wenigstens unter den dortigen Künstlern das Studium der Künste befördert werden; allein in Portici ist es nicht viel besser, als ob alles noch unterm Schutte läge, wozu noch die gefährliche Lage des Orts kommt. Man ist keinen Tag sicher, daß dieser ungeheure und unschätzbare Vorrath nicht von der Oberfläche der Erde wieder verschwinde. Demungeachtet hat man sogar der vortreflichen Bildsäule des Herkules, die jezt in dem, durch

Erb-

Erbschaft dem Könige zugefallnen Hofe des Palastes Farnese in Rom steht, hier ihren Platz bestimmt, und man wartet nur auf die nächste Vacanz des päbstlichen Stuhls, weil alsdann kein Widerspruch Statt findet, um sie hieher zu bringen. So weit geht die sonderbare Idee, hier ungenutzt Antiken auf Antiken zu häufen, und sie sodann auf gut Glück dem ersten Auswurfe des Berges Preis zu geben.

Vor der westlichen Seite liegt die berühmte Höle von Pausilippo, auf dem Wege, der von Neapel nach Puzzoli führt. Dieses kühne Werk, den Berg zu durchbrechen, wurde auf Befehl des Agrippa von zwey Freygelassenen unternommen, welche die Baukunst studiert hatten. Die Höle hat eine Länge von ungefähr tausend Schritten, und eine Breite von dreyzehn bis vierzehn Fuß. Sie verursacht einen seltsamen Eindruck, und beweist auffallend, was Menschenhände auszurichten vermögend sind. Am Eingange derselben ist ein mit Lorbern bewachsener Ort, den man für Virgils Grab hält, welches aber noch manchem Zweifel unterworfen ist. Diese Gegend hat auch noch andre sehr merkwürdige Gegenstände, als die Hundsgrotte, den See Agnano, und die Solfaterra, mit deren Beschreibungen alle Reisebücher angefüllt

füllt sind, daher ich sie hier füglich übergehen kann.

Auch von dem Vesuv wird man hier keine Beschreibung erwarten, da alle diesen berühmten Berg betreffende Nachrichten ewige Wiederholungen sind. Ich habe dieses große Natur-Produkt in der Ferne und in der Nähe angestaunt, und bin bis zu dessen höllischem Schlunde gestiegen, der, wie bekannt, beständig Steine und Asche auswirft, und unaufhörlich raucht. Man macht auch Sammlungen von der Lava, die am Fuße des Vesuvs verkauft werden, und zwar von 650 verschiedenen Sorten in großen und kleinen Tafeln. Die Höhe des Berges über der See ist auf 1677 Fuß berechnet worden.

Die Leidenschaft des Königs, welche nicht für Künste und Wissenschaften gestimmt ist, wie aus obigem genugsam erhellet, hat das Militär zum Gegenstand, das aber demungeachtet sich hier in einem elenden Zustande befindet. Die Schweizerregimenter sind darunter die einzigen Soldaten; die übrigen Truppen verdienen keine Erwähnung. Sie sind von den arabischen und tatarischen Horden blos durch uniforme Kleidung, Waffen, und Eintheilung in

Com=

Compagnien und Regimenter unterschieden. So wird sie ein jeder Sachkundige Deutsche beurtheilen, der sich durch die Spiele auf dem Paradeplatze nicht irre machen läßt. Die Hälfte der Armee liegt in der Hauptstadt; wenn man nun hiezu die Marine des Staats nimmt, die sich ganz hier befindet, und auf welche der König jezt große Aufmerksamkeit richtet, so ist man geneigt, sich von dem Vertheidigungszustande der Stadt vortheilhafte Begriffe zu machen. Allein diese Marine ist mit den Landtruppen von Einem Schlage. Unbedeutend wegen der geringen Anzahl Schiffe, woraus sie besteht, und ihrer schlechten Bauart, ihre Offiziers unwissend in allen Theilen der Schiffahrtskunde, ohne Kühnheit dem wilden Elemente zu trotzen, ohne Ehrgeiz, und ohne Erfahrung, verdient sie kaum erwähnt zu werden. Um wenigstens einige dieser Eigenschaften und Kenntnisse von den großen Seefahrenden Nationen abzulernen, wurden im amerikanischen Kriege sechs junge Leute als Volontärs zur englischen, und sechs zur französischen Flotte geschickt. Diese Auserwählten, die ich selbst gekannt habe, waren ganz dazu gemacht, von der neapolitanischen Marine die richtigsten Begriffe zu geben, welche durch die Kriegserfahrung dieser Jünglinge wohl nicht sehr gebessert werden dürfte.

Indessen

Indessen ist der Wunsch unter den Seemächten zu paradiren diesem Staate höchst angemessen. Neapel ist die einzige Residenzstadt, die am mittelländischen Meere liegt. Diese Lage, und ihre geringen Vertheidigungsmittel, setzen sie vieler Gefahr blos. Hiedurch wurde der englische Admiral Byng *) kühn gemacht, im Jahre 1718 die große Handlung des Popilius gegen den König Antiochus nachzuahmen, die wir in der alten Geschichte so sehr bewundern. Popilius, als römischer Gesandter, machte nämlich mit seinem Stabe im Sande einen Kreis um den mächtigen König von Syrien, mit dem er im freyen Felde an der Spitze seines Heers redete, und gebot ihm, ehe er aus demselben träte, sich zu erklären, ob er der Römer Freund oder Feind seyn wolle. Ein so kühnes Betragen that die verlangte Wirkung, und Antiochus wählte das erstere. Eben so machte es Byng, der damals eine zahlreiche englische Flotte im mittelländischen Meere commandirte. Die Admirals-Vollmachten haben bey dieser Nation gewöhnlich einen sehr großen Umfang; man überläßt

*) Dieses war der Vater des unglücklichen Admirals Byng, der 1756 in Portsmuth wegen dem Verlust von Minorca arquebusirt wurde.

läßt diesen Befehlshabern alles zu thun, was sie ihrem Vaterlande vortheilhaft glauben. Byng verlangte die Neutralität des Königreichs Neapolis bey dem damaligen Kriege. Dieß schöne Land wurde zu der Zeit im Namen des Kaisers von einem Vicekönige beherrscht, der auf Byng's Antrag gerade die nämliche Antwort ertheilte, die Antiochus vor zweytausend Jahren gab. Es hieß: man wollte es überlegen, und nach gehaltener geheimen Rathsversammlung ihm den Entschluß der Regierung wissen lassen; wobey man ihm aber anzeigte, daß hiezu mehrere Tage erfodert würden. Byng's Antwort war sehr kurz und laconisch. Er zog seine Uhr aus der Tasche, legte sie auf den Tisch im Admiralschiff, und sagte: er gäbe dem Vicekönige nur vier Stunden Bedenkzeit sich zu erklären, nach Verlauf derselben würde er seine Maasregeln nehmen. Dieses äußerst unerwartete Betragen war mit einer Bewegung der englischen Kriegsschiffe begleitet, die sich der Stadt näherten. Hof und Stadt waren außer sich vor Bestürzung, und ehe noch drey Stunden vergingen, bewilligte man alles was verlangt wurde.

* * *

So weit meine Bemerkungen über Italien, die ich bey einem so ergiebigen Stoffe leicht durch einige

einige Bände hätte vermehren können; allein ich habe gefürchtet, das Echo Andrer zu werden, wofür sich ein Schriftsteller, der Länder-Beschreibungen liefert, nicht genug hüten kann. Er mache seine eignen Beobachtungen, so gut es ihm Zeit, Musse, und Fähigkeiten erlauben, und übergebe sie sodann dem Publico. Manche Leser werden vielleicht meine Urtheile zu strenge finden, und vermuthen, daß übie Laune oder widrige Zufälle Einfluß darauf gehabt hätten. Dieses ist aber nicht der Fall gewesen. Die Länge meines Aufenthalts in diesem schönen Lande, und zwar zu verschiedenen Zeiten, beweist gegen die Wirkungen der bösen Laune, die nicht leicht von langer Dauer sind. Weit entfernt, mich über unangenehme Schicksale zu beklagen, habe ich hier vielmehr sehr angenehme Tage verlebt, und höchst verehrungswürdige Italiener kennen lernen. Die Achtung aber, die ich ihnen schuldig bin, ihre Höflichkeiten und freundschaftliche Dienste, haben mich jedoch nicht bis zu dem Grade bestechen können, meine wohlgeprüfte Gesinnungen zu verläugnen, oder zu verbergen, wenn es darauf ankommt, der Wahrheit zu huldigen. Man kann sich nicht entbrechen, dieses reizende Land strenge zu beurtheilen, wenn man bedenkt, was es gewesen ist, und was es seyn könnte. Trägheit des

Geistes anstatt der hohen alt-italienischen Thätigkeit; Weichlichkeit an die Stelle jener Tapferkeit, die soviel unsterbliche Thaten erzeugte; und eine zufriedene Sklaverey anstatt der enthusiastischen Freyheitsliebe, welche, eine Reihe von Jahrhunderten, die Charakteristik der Bewohner dieses von Natur und Glück so sehr begünstigten Erdstrichs war. Wo man seinen Fuß hinsezt, tritt man auf classischen Boden, der die Reisenden beständig erinnert, daß sie sich im Vaterlande eines Virgils, Horaz, Cicero und der Scipionen befinden; daß Cäsar, vielleicht der größte aller Sterblichen, hier geboren wurde; daß hier, nach einem Zeitraume von tausend in Barbarey durchlebten Jahren, die Künste wieder aus der Asche hervorstiegen, und daß in den neuern Jahrbüchern Italiens die großen Namen eines Raphael, Buonarotti, Ariost und Columbus glänzen.

Rechtfertigung

gegen

die Beschuldigungen

des

Herrn Bibliothekar Jagemann,

die in diesem Werke befindlichen

Bemerkungen betreffend.

Es hat dem Herrn Bibliothekar Jagemann in Weimar gefallen, eine so genannte Ehrenrettung Italiens wider mich zu schreiben, und solche im deutschen Museum abdrucken zu lassen. Obgleich Streitschriften mancherley Art wenig Interesse fürs Publikum haben, so dürften doch solche, die ein großes und berühmtes Land betreffen, zu den Ausnahmen gehören; da es hier wohl nicht gleichgültig seyn kann, wer Recht hat. Nach Herrn Jagemanns Behauptung steht das mit so vielen Vorzügen der Natur begabte Italien auch in der Cultur oben an, da hingegen ich diesen Erdraum in Ansehung der meisten Eigenschaften, die ein Volk veredeln können, zu einer sehr untergeordneten Klasse rechne.

Ich wünschte indessen, daß Herr Jagemann, dessen Kenntnisse ich übrigens schätze, sich nicht durch den Enthusiasmus für sein geliebtes Italien zu unanständigen Ausdrücken und Behauptungen hinreißen lassen. Die gröbsten Unwahrheiten, vorsezlich falsche Behauptungen, Schmähsucht, Verläumdung, hämische Bemerkungen, u. s. w. sind Floskeln, die noch ganz den Stem-

pel der Zelle haben, und unter Mönchen *) vielleicht für Galanterien gelten, deren eigentliche Bedeutung in der gesitteten feinen Welt aber Herr Jagemann in dem eleganten Weimar, wo er so vortrefliche Muster vor sich hat, noch nicht gelernt zu haben scheint, daher ich ihm die damit verknüpfte Beleidigung auch gern verzeihe. Es gehört in der That ein hoher Grad von Bosheit dazu, ein ganzes Volk vorsezlich zu verunglimpfen, und zwar eine Nation, die nicht am Südpol, sondern uns in der Nähe wohnt, deren alte und neue Geschichte wir wie unsre eigne kennen, und die jährlich von so vielen Deutschen besucht wird.

Unsre Beiden Urtheile und Meynungen von Italien sind sehr von einander unterschieden. Dieß ist beym ersten Anblick auffallend; da hier zwey Männer auftreten, die beide einen langen Aufenthalt in diesem Lande gemacht, und beide, durch erworbene Kenntnisse, das Recht zu haben glauben, ihre Urtheile öffentlich der Welt vorzulegen; allein eine nähere Betrachtung löst dieß Räthsel auf. Es ist daher durchaus nöthig, dem

*) Bekanntlich ist Herr Jagemann Mönch des Augustiner Ordens gewesen. Das Kloster, das er bewohnte, lag in der Stadt Florenz.

dem zweifelnden Leser den Standpunckt anzuzeigen, aus dem er unsern Streit, und die Ursachen der großen Verschiedenheit unsrer Meynungen zu beurtheilen hat.

Nichts ist wohl contrastirender, als Herrn Jagemanns vormalige Lebensart und die meinige. Ich that schon in einem Alter von funfzehn Jahren Feldzüge, und nach geendigtem Kriege führte mich der Durst nach Kenntnissen und eine unsägliche Begierde zu reisen zweymal fast durch ganz Europa, und zwar in einem Zeitraume von sechszehn Jahren. Ich sah alle Provinzen Deutschlands, die Schweiz, England, Holland, die Oesterreichischen Niederlande, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Pohlen; in jedem dieser Länder war ich mehr als wie einmal, ein Umstand, der wegen erweiterter Kenntnisse und neuer Vergleiche sehr zur Berichtigung alter Urtheile dient. Ich versuchte das Studieren mit den Reisen zu verbinden, bemühte mich dabey leidenschaftlich Bekanntschaft mit berühmten und merkwürdigen Menschen zu machen, und wo möglich ihren Umgang zu genießen. Mein ganzes Leben also, von meinem ersten Jünglingsalter an, war Thätigkeit; während Herr Jagemann in einer Augustinerzelle sich pflichtmäßig mit dem Brevier beschäftigte, und

weltlichen Wissenschaften nur in den Nebenstunden, oder wie sie in den Klöstern heissen, in den Recreationsstunden, mit Erlaubniß der Obern obliegen konnte. Daher mußte nun freylich ein jeder von uns einen unendlich verschiedenen Maaßstab haben; da ein rastloser Weltmann, dem Europa zu enge war, und ein andächtiger Klosterbruder, der in seiner Zelle Raum genug hatte, wohl die am meisten entgegengesezten Menschen sind, die man sich nur denken kann. Ich gestehe übrigens, daß ich Italien nicht so strenge beurtheilt haben würde, wenn ich nicht in diesem Lande täglich und stündlich, selbst unwillkührlich, Vergleiche mit der hohen Cultur Englands gemacht hätte; eine Cultur, von welcher ich nur ein schwaches Bild aufgestellt habe, das aber dennoch hinreichend ist, den unmeßbaren Abstand beider Länder einem jeden anschaulich zu machen.

Ich bin nicht so stolz, meine Bemerkungen für neu auszugeben, ich habe nur das geringe Verdienst, sie vielleicht zweckmäßiger wie andre Reisende gruppirt zu haben. Herr Jagemann aber, der nichts als Lob verlangt, entblödet sich nicht, die berühmten Schriftsteller, Smollet und Sharp, die von Italien auch nicht vortheilhaft geurtheilt haben, als die elendesten Schmie-

rer

rer zu behandeln, und zu sagen, daß sie Italien nicht um einen Pfennig werth Ehre ließen, daß dieß Land für sie ein Gegenstand war zum rasend werden, und daß die Engländer sich ihrer und ihrer Reisebeschreibungen schämen. Die Engländer sich eines Smollets schämen? Welche Idee! Wenn sich denn doch jemand schämen soll, so gestehe ich, daß ich mich im Namen des Ehrenretters schäme.

Obgleich Smollet auf seiner Reise kränklich und mürrisch war, so konnte der Verfasser des Peregrine Pickle und des Humphry Klinker, dieser große Welt- und Menschenkenner, doch wohl lehrreiche Bemerkungen mitten unter seinen melancholischen Betrachtungen niederschreiben; und dieses hat er gewiß gethan, ohne dabey zu wünschen, daß die Regierungen in Italien die diebischen Wirthe möchten rädern lassen. Wie kann Herr Jagemann einen solchen Wunsch in die Seele eines Engländers legen, da bekanntlich die Nation diese Rädersitte verabscheut? Entweder er weiß blutwenig von den brittischen Sitten, welches man doch von einem gelehrten Bibliothekar nicht wohl vermuthen kann, oder, welches ich noch mehr bedaure, seine Hitze reißt ihn über die Gränzen seines Wissens hinaus, und raubt ihm die so nöthige Kaltblütigkeit,

keit, die doch durchaus zur Prüfung der Wahrheit gehört.

Der Unwille des Ehrenretters strömt auch über den Franzosen Goudar aus, Verfasser des Espion Chinois, der sich gleichfalls freye Bemerkungen über ein Land erlaubte, worin er mehrere Jahre gelebt hatte. Er wirft diesem Schriftsteller seine in Italien genossenen Wohlthaten vor, und hegt auch die unphilosophische wunderliche Meynung, daß die Anzahl der zu sich genommenen Freymahlzeiten das Lob eines Landes bestimmen müssen. Ein jeder Unbefangener muß einräumen, daß die Gastfreyheit, diese zur Beförderung der Geselligkeit so nöthige und preiswürdige Sitte, nur gegen einzele Personen, aber nicht gegen ganze Städte und Länder verbindet. Der Reisende ist unwürdig, dem Publico seine Bemerkungen vorzulegen, der wegen der Menge wohlbesezter Tafeln keine Mängel und Fehler in fremden Staaten wahrnimmt, sondern alles vortreflich und unverbesserlich findet, weil sein Magen gut gefüllt wird. Dieses erwartet auch der Herr Bibliothekar, obgleich in Italien die Gastfreyheit gewöhnlich nur sparsam ausgeübt wird. Freylich kommen sodann die Mahlzeiten höher in Anschlag. Ich überlasse ihm diesen Tarif zu machen, da man besonders in

Klöstern

Klöstern, wo der Wanst der irdische Gott ist, sich vorzüglich dazu qualificiren kann.

Fast schäme ich mich, die Beschuldigung des angeblichen Ehrenretters zu widerlegen, wenn er sagt: „Schon in den ersten Zeilen zeigt der „Herr Verfasser eine ungemein große Unwissen„heit in der Geographie, Religion, und Sprache „Italiens.“ Ich werde durch diese läppische Beschuldigung zu der verächtlichsten Klasse von Halbmenschen herabgewürdigt, die ein Land in allen seinen Theilen bereisen, und sich Jahre lang darin aufhalten, ohne weder von der Geographie, noch von der Religion, noch von der Sprache eines solchen Landes Begriffe zu haben. Ich dächte, daß wohl kein Zweifel herrscht, daß, im Ganzen genommen, das Clima in Italien einerley sey. Es ist ein warmes Land, die Provinzen mögen von den Gebirgen oder dem Meere weit entfernt seyn, oder denselben nahe liegen. Ein Naturforscher mag zu physikalischen Beweisen dieses näher bestimmen; in philosophischer Rücksicht aber, da hier keine besondre Hypothese darauf beruht, ist es hinreichend, diesen ganzen Erdraum als ein warmes Clima zu bezeichnen. Die bekannte Verschiedenheit desselben, in Ansehung der südlichen und nordlichen Provinzen, aber ist nicht so groß, daß sie den sittlichen

Cha-

Charakter der Italiener bestimmen sollte. Der hier überaus tief eindringende Beobachtungsgeist des Herrn Jagemanns aber hat die sittliche Verschiedenheit der kleinsten Bezirke in Toskana bemerkt, und zwar, wie er erzählt, in seinem Kloster in Florenz, am Feste der Verkündigung Mariä, bey Verehrung eines Wunderbildes. Er hat bey dieser Andachtsübung beobachtet, daß die Sitten der Bewohner der pistojesischen und limigianischen Gebirge so rein und heiter sind als die Luft, die sie athmen; auch bey Ochsen und Eseln hat er diese Verschiedenheit gefunden.

Wenn ich sage: „Die Religion ist in Italien einerley," so sieht wohl ein jeder, daß ich von der allgemein herrschenden katholischen rede, die hier noch bis auf den heutigen Tag keine andre christliche tolerirt. Herr Jagemann aber dehnt diesen Ausdruck mit großer Spitzfündigkeit weiter aus, und meynt, daß in einigen Staaten die Geistlichkeit mehr aufgeklärt, und der Aberglaube geringer sey; worauf er nach wahrer Mönchs Logik den Schluß fällt: daß ich Unrecht habe, die Religion in Italien für einerley zu halten.

Auch in Ansehung der Sprache konnte ich wohl, ohne im Traume zu schreiben, keine andre

als

als die italienische im Sinne haben, wenn ich anführe, daß sie in Italien einerley ist; denn die Mundarten, die alle mehr oder weniger italienisch sind, können doch niemand berechtigen, diesem Lande vielerley Sprachen beyzulegen. Die verworrenen Dialekte, worin auch kein erträglicher Schriftsteller schreibt, verdienen wohl gewiß den Namen Sprache nicht, wozu sie der Ehrenretter Italiens eigenmächtig erheben will. Diese kauderwelschen Mundarten zeichnen sich übrigens so sehr von der cultivirten Landessprache aus, daß nur ganz tauben Ohren der Unterschied entgehen kann. Es dürfte daher vor der Hand die alte Meynung beybehalten werden, daß in Italien die Sprache einerley ist, so wie man von Deutschland sagen kann, daß, aller Provinzialdialekte unerachtet, doch nur Eine wahre deutsche Schriftsprache Statt findet.

Ein jeder Leser kann nun nach seiner eignen Logik beurtheilen, ob der Herr Bibliothekar Jagemann befugt ist, mir blos wegen des gebrauchten Ausdrucks: „Clima, Religion, und Sprache „sind in Italien einerley," eine ungemein große Unwissenheit in der Geographie, Religion, und Sprache des Landes vorzuwerfen.

Ich nehme von der Behauptung, daß in Italien weise Gesetze sehr selten sind, nichts zurück.

rück. Die neuern Gesetze in der kleinen Provinz Toscana machen hier nur eine geringe Ausnahme, da von dem ganzen Lande die Rede ist. Herr Jagemann bekämpft in seiner Diatribe diese Behauptung aus allen Kräften, weil er ganz andre Begriffe als ich von weisen Gesetzen zu haben scheint; er führt eine Menge guter Verordnungen und ökonomischer Anstalten an: er redet von Landstraßen, von Dämmen gegen reißende Flüsse, von Hospitälern, und verschont nicht einmal die pontinischen Sümpfe, um die Weisheit der italienischen Gesezgebung unwidersprechlich zu beweisen. Aber mein theurer Herr Bibliothekar! es ist ja nicht die Rede von Lappland oder Kamtschatka, wo solche Anstalten unsre Bewunderung erregen würden, sondern von einem cultivirten Lande, dem Sitze der Künste, wo dergleichen lobenswerthe Operationen ohnehin vorauszusetzen sind, und die folglich auf der Waagschale der jetzigen hohen Cultur der aufgeklärtesten Nationen kein außerordentliches Gewicht haben. Wäre Herr Jagemann mit der Statistik der europäischen Staaten bekannt, ja wüßte er nur, was man im Preußischen seit vierzig Jahren zur Verbesserung der Länder für Verfügungen getroffen hat, er wäre gewiß mit seinem Verzeichnisse zu Hause geblieben.

Wozu

Wozu die überflüßige Gelehrsamkeit des Ehrenritters, um zu beweisen, daß in den vorigen Jahrhunderten in dieser und jener Provinz Italiens manches wohl überdachte Gesez in Rücksicht auf Handel und Gewerbe gegeben worden ist? Wer wird dieses einen Augenblick bezweifeln? Die Geschichte des berühmten Landes ist zu bekannt, und in dieser Rücksicht wage ich dreist Behauptungen, ohne sie erst mit Beyspielen zu belegen, wozu Folianten gehören, die ich nicht schreiben wollte, und niemand lesen würde. Ein jeder unparteyische Geschichtforscher, der die Jahrbücher der Staaten mit philosophischem Geiste studirt, wird mir Recht geben. Die Resultate dringen sich von selbst auf. In diesem Bewußtseyn konnte ich sie niederschreiben, ohne, wie Herr Jagemann sagt, zu verlangen, daß man mir auf meine Cavalierparole glauben soll. Dieses müßte der Fall seyn, wenn ich über Japan schriebe. Aber über Italien? Hier ist in wenig Worten eine Skitze, wie es jezt ist, und nur ein Fremdling in der Geschichte unsrer Tage kann dazu Belege fodern:

Man stelle sich ein Land vor, wo nicht die geringste Aufmunterung zur Cultur der Geistesfähigkeiten ist; wo das canonische Recht als die vornehmste aller Wissenschaften angesehen

wird; wo man eine unbedeutende Schlägerey auf der Gasse, und einen Meuchelmord beide mit den Galeeren bestraft; wo die Kirchen zu Freystätten für die verruchtesten Bösewichter dienen; wo die Folter, die Anklage der Zaubereyen, und die sogenannten Gottesgerichte noch gäng und gäbe sind; wo die gewöhnlichste Züchtigung für geringe Vergehungen der Schnellgalgen ist, der die Leidenden zu Krüppeln, und folglich zu fernern Arbeiten untüchtig macht, (eine Strafe, die das Gepräge der höchsten Barbarey trägt;) wo die Handanlegung an einen Priester ein Capitalverbrechen, die Toleranz ein unbekanntes Wort, und die Freyheit ein Unding ist; wo der Aberglaube mit seinem eisernen Zepter von den Alpen bis an die äusserste Landspitze Italiens, in Palästen und in Hütten gleich allmächtig herrscht; wo der Cölibat für die höchste Tugend, und der Patriotismus für keine gehalten wird; wo die Finanzeinrichtungen schlecht sind; wo der Kriegsetat zu Lande und zu Wasser elend; wo der Handel unbedeutend ist, und der Ackerbau vernachläßigt wird. Wenn dieses, mit geringem Unterschiede, mehr oder weniger, die unleugbare Charakteristik eines ganzen Landes ist, so dürfte es doch wohl erlaubt seyn, von demselben zu sagen, daß gute Regierungen und weise Gesetze allda selten

ten sind, und daß die National-Cultur noch nicht zu einer großen Höhe gestiegen ist.

Diese Staatsgebrechen Italiens, die jedermann bekannt sind, aber dem grundgelehrten Hrn. Bibliothekar, welcher mit lauter Unwissenheit um sich wirft, nicht bekannt zu seyn scheinen, veranlaßten den berühmten Beccaria in seiner vortreflichen Schrift: Von Verbrechen und Strafen, wenigstens einen Theil derselben zu rügen. Dieser italienische Philosoph, dessen Competenz seine Nation zu beurtheilen der Diatribist wohl nicht bezweifeln wird, klagt unter andern über die unglaublichen Justizmängel in seinem Vaterlandr, und ruft endlich aus: *) „Was nenn' ich Gesetze! Das schäckigte Allerley verwirrter Einfälle, welche sich wechselsweise aufheben und einander widersprechen, wodurch der tugendvolle Weise gar oft der strengsten Strafe ausgesezt wird; verwirrter Einfälle, sage ich, welche den Begriff von Tugend und Laster wankend und zweifelhaft machen, tolle und unnütze Anordnungen, welche uns unserer Güter nicht versichern, und den ganzen Staaskörper in einen Todtenschlummer versen-

 „ken?"

*) Von Verbrechen und Strafen S. 32. nach der deutschen Ausgabe des Herrn Ordinarius Hommel.

„ken?“ Er sagt ferner: *) „Hätte ich auch kein „ander Verdienst, als daß ich deutlicher, als „jemals vor mir geschehen ist, Italien dasjenige „vor Augen gelegt habe, was bereits andre Na„tionen zu schreiben gewagt, und auszuüben an„gefangen, so würde ich mich schon für glücklich „halten; gelänge es mir aber vollends, daß ich „zur Behauptung der allgemeinen menschlichen „Rechte etwas beytragen, und irgend ein un„glückliches Schlachtopfer der Tyranney oder „Unwissenheit (zwey gleich schreckliche Scheusale) „der Todesangst entreißen könnte, so würde „mein Glück vollkommen seyn.“

Der Diatribst entschuldigt die Regierungen in Italien wegen der Fortdauer der abergläubischen Meynungen und Gebräuche, weil sie diesen Theil der Aufklärung den Bischöfen überlassen; dagegen versichert er, daß zur anderweitigen Aufklärung durch Künste und Wissenschaften so viele Stiftungen und öffentliche Anstalten vorhanden wären, daß nur ein Reisender mit verschlossenen Augen selbige nicht sehen könnte. Da es menschenfreundlich ist, selbst seinem Gegner philosophische Lehren zu ertheilen, so erkenne ich, wie sich's gebührt, die Herablassung des Herrn Bibliothe-

*) Seite 57 eben daselbst.

bliothekars, mir, wie er ausdrücklich sagt, den wahren Maasstab der allgemeinen Aufklärung eines Volks an die Hand zu geben. Ich soll nämlich blos die Sprache einer Nation untersuchen. „Ist sie, (sagt er,) „so reich, daß sie „alle Gegenstände der menschlichen Kenntnisse, „alle Schattierungen der Ideen, alle mögliche „Richtungen und Wendungen der menschlichen „Affekte durch eigene Worte und Redensarten „ausdrücken kann; sind alle Ideen eines Volks „anschauend; sind alle Pflichten des gesellschaft„lichen Lebens eines jeden Standes und Berufs „in Sprüchwörtern und Bildern vorhanden; sind „diese so voll Ausdruck, Witz und Lebhaftigkeit, „so deutlich und kurz, daß sie in das Herz und „Gedächtniß eines jeden Menschen leicht eindrin„gen, so kann der Herr v. Archenholtz versichert „seyn, daß ein solches Volk so aufgeklärt ist, „als man es vernünftiger Weise wünschen kann. „Daß diese Eigenschaften der italienischen Sprache „in einem viel höhern Grade, als andern euro„päischen zukommen, davon kann er sich durch „das reiche Wörterbuch der florentinischen Aka„demie della Crusca, und durch viele andere „Bücher, die theils von den allgemeinen Sprüch„wörtern und Redensarten Italiens, theils von „jenen besondern Provinzen handeln, überzeugen.“ (Also ein Wörterbuch, das man, um es auszu-

dehnen, mit so vielen unitalienischen, z. B. lateinischen und französischen Wörtern, mit italienischen Endigungen geschwänzt, angefüllt hat, das folglich Wörter enthält, die in Italien der kleinste Theil, selbst der feinen Welt nicht versteht, dieses soll den großen Culturmaasstab von ganz Italien abgeben? —) Und nun das Resultat: „Er vergleiche sie mit jenen Sprachen „anderer europäischen Nationen, und er wird gar „bald gewahr werden, daß sie dieselben an Witz, „Feinheit des Geistes, an Scharfsinn, Klugheit, „Welt- und Naturkenntniß weit übertrefen." Das Problem, welches unwidersprechlich das aufgeklärteste Volk der Erde sey, ist also im Jahr Christi 1786 durch den Herrn Bibliothekar Jagemann in Weimar, vermöge seines sinnreichen Maasstabes, zum Vortheile der Italiener völlig aufgelöst.

Der Herr Bibliothekar, der den zweiten Theil meines Werks beurtheilt, muß den ersten nicht gelesen haben, oder, welches mir wegen der ihm mangelnden Kenntniß des englischen Volks leid thut, nicht haben lesen wollen, weil er von den Mördergruben an der Themse spricht, wo es bekanntlich keine giebt; sie passen zu den brittischen Sitten so wenig, als disputirende Zusammenkünfte, wo man über Freyheit, Aber-

glau-

glauben, und die Rechte der Menschheit öffentlich urtheilt, in Venedig, Rom oder Neapolis denkbar wären.

Der Ehrenretter, der alles durch ein italienisches Microscop betrachtet, und wahrscheinlich die Schattenspielmänner und Gaukler dieses Landes im Kopfe hat, sagt, ich soll nicht erwarten, daß er mich als einen Wundermann anstaune. Welche Wunderdinge habe ich denn geschrieben? Es ist wahr, ich habe nicht nachgebetet, sonst wären auch meine Reisebemerkungen sehr überflüßig gewesen; wo ich aber entscheidend sprach, war die Geschichte, womit ich nicht unbekannt bin, und die Erfahrung auf meiner Seite. Mein Werk liegt jedermann zur Prüfung offen; von Herrn Jagemann konnte ich freylich, wegen seiner unbegränzten Parteylichkeit, keine Zustimmung hoffen, obgleich manche darin enthaltene Bemerkung seine Ideen würde berichtigt haben. Er ist so ganz Italiener, obgleich von Geburt ein Deutscher, daß er hier ohne alle Ursache, und ohne einen Beweis dadurch aufzustutzen, den großen Haufen der deutschen Reisenden, die über die Alpen gehen, wie Lotterbuben behandelt; denn er sagt, daß von keiner Nation so viel schlechtes Gesindel nach Italien wallfahrtet als von der deutschen, und daß die Aufgeklärten

sich zu diesem Wust wie 1 zu 1000 verhalten. Man sieht hieraus, daß die Arithmetik eben nicht die Stärke des Herrn Ehrenretters seyn muß. Es ist übrigens hier nicht von den religiösen Wallfahrern, sondern von wirklichen Reisenden die Rede; z. B. von solchen, die, wie er sachkundig bemerkt, der Krämerey wegen reisen. Die gewöhnlichen deutschen Krämer lassen Italien wohl in Ruhe; ist aber ihr Handel ausgedehnt, so daß sie in den Rang der Kaufleute treten, daß sie entweder selbst kostbare entlegene Reisen thun, oder geschickte Buchhalter dahin senden können, so dürften diese wohl nicht zu dem schlechten Gesindel gezählt werden. Wer sieht hier nicht, daß der Ehrenretter die italienischen Tabuletkrämer, Käsehändler und Possenreißer im Kopfe hat, die allenthalben herumziehen? Wenn man so seltsam heterogene Dinge unter einander wirft, so giebt man einen überzeugenden Beweis, daß man keinen Beruf habe, mit seinen Urtheilen aufzutreten.

Herr Jagemann, der nichts als Lob verlangt, der allen Unwissenheit vorwirft, die nicht seinem ungegründeten Panegyricus beystimmen, hütet sich sehr den Herrn Professor Schlözer zu nennen, oder hat vergessen, daß sich dieser würdige Gelehrte, auf den Unwissenheit wohl nicht

passend

passend ist, auch von dem gegenwärtigen Zustande der Cultur Italiens sehr nachtheilige Meynungen hat, die öffentlich gedruckt sind. Man muß die Partheylichkeit außerordentlich weit treiben, oder gar keine Begriffe von der Entwickelung und Anwendung der Nationalfähigkeiten eines cultivirten Volks haben, um nicht das Zurücksinken der Italiener zuzugeben. Herr Jagemann aber, gewohnt als Ordensgeistlicher leere Räume zu durchirren, und sich in Gedanken bis in den Himmel zu versteigen, macht einen Salto mortale, und behauptet, daß seine geliebte Nation auch in keiner Wissenschaft hinter den cultivirtesten Völkern Europens stehe; ja er fodert mich auf, das Gegentheil zu beweisen. Dieser Beweis würde eine Verspottung des lesenden Publikums seyn; denn jeder, der nicht ganz ein Fremdling in der Litterärgeschichte ist, ja wenn er auch nur unzusammenhängende Ideen von dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften hat, muß gewiß bey dieser sonderbaren Behauptung des gelehrten Bibliothekars lächeln. Selbst die Fakultätswissenschaften werden in Italien so schlecht cultivirt, daß man ins 16te Jahrhundert zurückgesezt zu seyn glaubt. Ich erstaune, daß Herr Jagemann als Theolog sich nicht des unermeßlichen Abstands erin-

erinnert hat, der zwischen der Theologie Statt findet, wie sie in allen ihren Zweigen in Italien und Deutschland cultivirt wird. Hier fällt aller Vergleich weg. Von dem elendesten Zustande der Medizin und der Chirurgie in diesem Lande bin ich selbst ein schreckliches Beyspiel. Ein unglücklicher Fall nöthigte mich, zu Aerzten und Wundärzten, den berühmtesten in den größten Städten Italiens, meine Zuflucht zu nehmen; ich wurde das Opfer ihrer Ignoranz, in meinen besten Lebensjahren gelähmt, und zum Invaliden gemacht.

Es wäre lächerlich, alle Wissenschaften zu nennen, worin die drey wahrhaft aufgeklärtesten Nationen unsers Erdballs, die Engländer, die Deutschen, und die Franzosen, nicht allein einen unleugbaren Vorzug vor den neuern Italienern haben, sondern vielmehr so weit über sie erhaben sind, daß eine Parallel zwischen ihnen zu ziehen wider die Nächstenliebe seyn würde. Ich müßte die Nomenclatur der ganzen Encyclopädie niederschreiben. Diese Auffoderung also wird nicht angenommen. Wenn ein Neuseeländer am Ufer seinen Speer schwingt, so ist es weder schicklich noch gebräuchlich, aus allen Kanonen auf ihn zu feuern.

Herr

Herr Jagemann ist so höflich zu vermuthen, daß ich mein Urtheil über Italiens Gelehrte wohl nach den bettelnden Ciceronis geformt haben dürfte. Diese unartige Voraussetzung bedarf keiner Widerlegung. Von allen Arten von Menschen in Italien habe ich die Ciceronis am wenigsten kennen lernen; ich habe sie nie gebraucht, selbst in Rom nicht, wo sie der Troß der Reisenden für unentbehrlich hält; sie waren mir in vieler Rücksicht verächtlich. Sein Zweifel, daß ich wohl nicht viel Gelehrte werde gesprochen haben, gründet sich darauf, daß, wie er mit Recht sagt, es in diesem Lande nicht Sitte ist, solche Männer zu besuchen. Da ich zu derjenigen Klasse von Reisenden gehöre, die Sterne inquisitive Travellers nennt, und mit der italienischen Sprache nicht unbekannt war, selbst ehe ich zum erstenmale dieses Land betrat, so kann der Herr Bibliothekar mir dieß wenigstens auf mein Wort glauben, daß ich mich hierin nicht nach dem Costume richtete, sondern oft diese Lumina aufgesucht habe. Kein einziger von ihnen nahm den ultramontanischen Gebrauch übel; im Gegentheil schmeichelte eine so ungewohnte Sache ihrem Ehrgeiz, und verschaffte mir überall eine günstige Aufnahme. Ich hörte manches von ihnen, ihre Stadt und ihre Provinz betreffend, das nicht bey mir verloren

ging;

ging; allein in gelehrten Materien fand ich sie oft so unwissend, und so weit hinter ihrem Jahrhunderte zurück, daß ich gern solche Gespräche einstellte, und meine unitalienischen Bücher zur Hand nahm. Der Herr Bibliothekar ist so gefällig, mir selbst zur Behauptung dieses Satzes das beste Argument an die Hand zu geben; denn mancher dürfte wohl fragen: woher es denn komme, daß die Sitte der Reisenden, Gelehrte zu besuchen, die in Deutschland und Frankreich, in England und Holland, in Schweden und in Rußland so gewöhnlich, in Italien nicht Mode ist? Hätte man hier gegen solche Besuche, als Zeitverderb, wie sie es denn auch nur zu oft sind, einen Nationalwiderwillen, woher geschieht es denn, daß die italienischen Künstler von Reisenden so sehr überlaufen werden? Die Antwort ist leicht: Es giebt in Italien viele geschickte Künstler, und ihre Arbeiten erzeugen daher die Achtung der Ausländer, dahingegen der unterrichtete Reisende wenig Hofnung hat, bey dem italienischen Gelehrten seine erworbenen Kenntnisse zu vermehren; der unwissende Reisende aber, der blos wegen Privatgeschäften, oder zu seinem Vergnügen, oder auch nur in der Absicht reist, um sagen zu können, daß er in diesem oder jenem Lande gewesen

wesen ist, bekümmert sich ohnehin nicht um die Gelehrten.

Da man anfängt, in Deutschland von den Schulen sich gehörige Begriffe zu machen, und zweckmäßige Einrichtungen zu treffen; ja da unsre Nation hierin vor allen andern in Europa den Vorsprung gewonnen hat, so dächte ich, wüßte ein jeder deutsche Litterator, der mit seinem Jahrhunderte fortgegangen ist, was man unter Schulen, Universitäten und Akademien verstehen müsse. Ist man nur etwas streng in seinen Foderungen, so kann man wohl unmöglich, wie hier Herr Jagemann thut, die Schulen der italienischen Barnabiten, Piaristen, die bischöflichen Seminarien, und die Collegia der vormaligen Jesuiten anpreisen. Er giebt hiebey Nachricht, daß er zehn Jahr in einem Augustinerkloster in Florenz Lehrer gewesen sey, und versichert auf seine Ehre, daß er viele Schüler gehabt hat, die es in Humanioribus, besonders aber im Styl der lateinischen und Muttersprache sehr weit gebracht haben. Mit dem langen Verzeichniß der noch lebenden Mönche aller Orden, von deren Lippen, wie er sagt, eine wunderbare Beredsamkeit in lateinischer Sprache strömte, hat der Ehrenretter das Publikum ver-

verschont; wenn man seinen seraphischen Versicherungen Glauben beymißt, so sind die Schulen und Akademien in Italien vortreflich, und die Universitäten mit lauter berühmten und unsterblichen Männern besezt. Mein Tadel ist nicht hämisch, wie Herr Jagemann in seinem Augustinerton wähnt. Es wäre mehr als lächerlich, wenn ich die Gelehrten Italiens nach der Reihe kritisch beurtheilen wollte. Kein Sterblicher, wäre er auch größer als der alles umfassende Leibnitz, und hätte er auch alle persönlich gekannt, ist dieses zu thun vermögend. Ein Freund der Litteratur und der Wahrheit aber dürfte wohl gerechtfertigt seyn, wenn er nach genauer Erkundigung analoge Schlüße machte, die Wirkungen von den Ursachen ableitete, und sodann, wenn alles zusammenträfe, glauben müßte, sich in seinem Urtheile nicht geirrt zu haben. Diesen Gesichtspunkt habe ich aus Achtung fürs Publikum nicht aus den Augen verloren, und ich prüfte dabey meine Ausdrücke sorgfältig, da von einer großen und berühmten Nation die Rede war.

Der Diatribist erklärt meine Worte geradezu für Erdichtung, wenn ich sage, daß ich in Pisa einen bücherschreibenden Professor der Mathematik gekannt habe, der von Leibnitz nichts wüßte. Zur

Ursache

Ursache dieser unartigen Erklärung giebt er vor, die in Pisa vorhandenen Professoren dieser Scienz zu kennen, und von ihrer Bekanntschaft mit Leibnitz überzeugt zu seyn. Da der Herr Bibliothekar die Mathematik und die Philosophie, ich meyne diejenige, die in Klöstern ganz unzugangbar ist, nie cultivirt hat; so könnte ich seine Competenz zu dieser viele Jahre vorher gethanen Prüfung, wozu er keine Veranlassung hatte, bezweifeln. Allein ich will annehmen, daß alle in dem lezten und vorlezten Decennio in Pisa existirende Lehrer der Mathematik seine Busenfreunde gewesen sind, und daß sie sämtlich Leibnitz gekannt haben, so ist es doch sonderbar, daß Herr Jagemann auch den von mir bemerkten Professor, ohne daß ich dessen Namen nenne, durchaus als einen mit Leibnitz vertrauten Lehrer aufführen will. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Professor, den ich wegen seiner Ignoranz nicht für ein Phänomen in Italien hielt, nur zufällig in Pisa war, und nicht zu dieser Universität gehörte; genug er wurde mir als Professor und Schriftsteller bekannt gemacht. Da er sich im Gespräch durch nichts auszeichnete, und mir die in Italien unter Gelehrten gangbare Unwissenheit (ich bediene mich dieses Worts allemal in Bezug auf das Wissen und die Progressen der aufgeklärtesten Nationen unsers Welttheils)

nicht

nicht mehr auffallend war, so bemerkte ich seinen obscuren Namen nicht; überdem hatte ich damals auch nicht die entfernteste Idee, je etwas über Italien zu schreiben, weil sonst meine im Lande selbst aufgezeichneten Bemerkungen ausführlicher und zweckmäßiger seyn würden. Der gelehrte Bibliothekar ist übrigens so treuherzig, zu gestehen, daß er im Reiche der Wissenschaften kein Fach außer der Naturlehre und Naturgeschichte kenne, worin wirklich fortgeschritten werde.

Nach diesem Axiom nun muß Herr Jagemann meine den Italienern aller Stände zur Last gelegte Unwissenheit für höchst unrecht halten; da er aber doch dabey den Mangel an klugen unterrichtenden Unterredungen in Gesellschaften nicht ableugnen kann, so spottet er bitter über den in Deutschland herrschenden Gebrauch, daß nämlich Staatsbeamte, Geistliche, Soldaten und Frauenzimmer sich so viel mit der einheimischen und fremden Litteratur beschäftigen, und giebt zu, daß dieser gelehrte Luxus, oder vielmehr diese lächerliche Thorheit, wie er sie nennt, in Italien aus Mangel an Lesegesellschaften nicht in alle Klassen der Menschen eingedrungen sey. Hier verliere ich ganz den weltlichen Bibliothekar

aus

aus dem Gesichte, und glaube wahrhaft einen Mönch in seiner Kutte vor mir zu sehen, der wider Aufklärung eifert. Daß es keine Lesegesellschaften in Italien giebt, die meines Wissens nur Deutschland allein eigen sind, ist nicht zu verwundern; daß aber das aufgeklärteste Volk der Erde keine Leihebibliotheken hat, die bey andern, nach Herrn Jagemanns Maasstabe, minder aufgeklärten Völkern, den Engländern, den Franzosen, den Deutschen, den Holländern, Schweden und Dänen im Gebrauche sind, dürfte billig befremden; und da diese mangelnden Hülfsmittel eine Hauptquelle der Unwissenheit auffallend anzeigen, so wird meine Behauptung dadurch allein schon, abstrahirt von allen andern Beweisen, nicht wenig bestätigt.

Bisher hat jedermann die Italiener für träge gehalten; eine Eigenschaft, die sich aus dem warmen Clima ihres Landes auch leicht erklären läßt, allein Herr Jagemann hat die Entdeckung gemacht, daß geschäftige Thätigkeit ein wesentlicher Zug des italienischen Charakters ist. Ich gestehe, daß ich diesen Zug nicht habe ausspähen können, und daß mir diese Kurzsichtigkeit mit allen Reisenden gemein ist, die noch je über Italien geschrieben haben. Es bleibt mir also nichts übrig, als den tiefdringenden Geist des Diatribisten zu bewundern.

Die Vorliebe zu Italien treibt Herrn Jagemann so weit, daß er, der allgemeinen Erfahrung zum Trotz, behaupten will, die Italiener cultivirten ausländische Sprachen. Man nehme die Höfe aus, wo ein nothdürftiges Französisch geredet wird, so ist selbst diese modische Sprache unter den höhern und mittlern Volksklassen in Italien sehr wenig bekannt; die englische noch weit weniger — und nun vollends die deutsche? Hievon kann jeder urtheilen, der in diesem Lande gewesen, und nur Ohren mitgebracht hat. Die Cultur der deutschen zu beweisen, führt Herr Jagemann die italienischen Offiziers an, die im siebenjährigen Kriege bey der kaiserlichen Armee gedient haben, und deren Deutsch, wie er ausdrücklich sagt, für ihn ein wahres Labsal gewesen ist. Wer wird hier nicht Herrn Jagemann beneiden, der so leicht zu erquicken ist? Wer da weiß, wie weit Oesterreichs Sprachcultur und Litteratur noch vor dreyundzwanzig Jahren zurück war, welches alle Oesterreicher einräumen, der kann sich einen Begriff machen, wie die Lehrstunden dieser sprachlustigen Italiener im Lager, unter größtentheils sehr rohen deutschen Offiziers, ausgefallen seyn müssen. Ich meines Theils gestehe, daß ich nach deutschen Conversationen mit diesen Männern nie gegeizt haben würde, und daß

ich

ich Herrn Jagemann sein Labsal gern gönne. Nach diesem treuherzigen Geständnisse sollte es mir fast leid thun, mit ihm in Urtheilen zu harmoniren.

Der Herr Bibliothekar führt eine Anzahl Bücher an, die man aus ausländischen Sprachen ins Italienische übersezt hat, wobey er etwas pöbelhaft sagt, daß mir beide Ohren gällen sollen. Diese ihm im Kloster beym Getön mannichfaltiger Glocken so geläufig gewordene Sensation prophezeiht er mir hier sehr zur Unzeit; denn wie konnte es mir einfallen zu leugnen, daß manche ausländische Bücher italienisch verdolmetscht würden? Der größte Theil derselben, die Herr Jagemann anzeigt, (angenommen, daß sie wirklich italienisch existiren) sind erst nach meiner Abreise aus Italien herausgekommen. Es wird mich freuen, wenn man damit fortfahren wird, weil dieses das einzige Mittel ist, die über dieses Land verbreitete Finsterniß aufzuhellen; übrigens aber weiß ich nicht, in wie fern dieses Uebersetzen die hohe Cultur eines Volks beweisen soll. Daß aber der Buchhandel in Italien noch in der Kindheit, und selbst in den größten Städten kein einziger reicher Buchhändler anzutreffen ist, sollte Herr Jagemann doch nicht leugnen. Er führt

einige reiche Buchdrucker und Papiermüller an, die einen Nebenhandel mit Büchern, größtentheils mit Andachtsbüchern treiben. So ansehnlich aber ihre sonstigen Gewerbe auch seyn mögen, so sind sie doch in Rücksicht des Bücherverkaufs nichts als Buchkrämer, denen es nicht einfällt, noch wegen dem eingeschränkten Büchervertrieb einfallen kann, durch baare Vortheile die Gelehrten zur Arbeit zu vermögen; und da die Regierungen auch sehr wenig, oder vielmehr keine Aufmunterung geben, so kann man in der That nicht erwarten, daß verdienstvolle Männer, die keine Belohnung, weder an Geld noch an Ehre, zu hoffen haben, sich undankbaren Bemühungen unterziehen sollten; denn es wäre unsinnig, zu behaupten, daß sich in dem weitläufigen Italien gar keine gründlichen Gelehrten befinden. Ich habe im September 1784 in Weimar mit Herrn Jagemann über diese Materie gesprochen; er bekräftigte mir selbst diesen Mangel an Aufmunterung, und klagte, daß die Buchkrämer in Florenz den Autoren nur ein Honorar (wenn anders ein Trinkgeld diese Benennung verdient) von Einem Gulden für den Bogen bezahlen, obgleich dieser Ort sich von vielen andern Städten in Italien sehr auszeichnet. Er versichert in seiner Diatribe, den Geschmack an der deutschen Litteratur daselbst seit

dem

dem Jahre 1759 eingeführt zu haben; im Ernst aber wird er wohl niemand überreden, daß von den aufgeblasenen Toscanern, die selbst ihre Mit-Italiener als halbe Barbaren betrachten, andre Personen als Hofleute, die gewöhnlich bey ihrem Lobe nichts denken, der deutschen Litteratur und Sprache die ihr gebührende Achtung erzeigen. Es kann seyn, daß das ehemals zu Makulatur gewordene Buch des Abts Bertola: Idea della Poesia Allemanna, durch zufällige Begünstigung wieder aufgelegt worden ist, da hiezu nur der Wink einer Durchlauchtigen Person von deutscher Geburt vonnöthen war, deren es in Italien bekanntlich mehrere giebt. Hiedurch wäre das Unbegreifliche erklärt, das Herr Jagemann allenthalben findet, wo man mit ihm nicht einerley Meynung ist.

Um aber gerecht zu seyn, muß ich auch sagen, daß dieses Buch ganz und gar nicht dazu gemacht ist, den Italienern einen sehr vortheilhaften Begriff von unserer Poesie beyzubringen. Ich berufe mich dabey auf jeden Deutschen, der die berühmten Dichter seiner Nation zu schätzen weiß, mit der italienischen Sprache bekannt ist, und diese verhunzte Uebersetzung gelesen hat. Der gute Wille des Bertola war zu loben, aber sonst nichts; er verstand nur sehr unvollkommen

Deutsch, und sein Geschmack war nicht geläutert, welches man doch bey einer solchen weit umfassenden Unternehmung voraussetzen sollte. Ich will hier nur Ein Beyspiel anführen: Wielands Gedichte, der Stolz unserer Litteratur, und die allein verdienten, daß Ausländer unsere Sprache studieren, wenn auch nicht so viele andere vortrefliche Schriften dazu anreizten, sind längst unter uns nach ihrem großen Werthe geordnet. So ausnehmend schön auch die Mährchen dieses großen Dichters sind, so wird sie doch niemand für das Vorzüglichste von seinen unnachahmlichen Poesien halten. Dieses thut jedoch Bertola, wie man in der zu Makulatur gewordenen Ausgabe lesen kann.

Der Ehrenretter möchte den italienischen Buchhandel gern als blühend darstellen, und glaubt, daß er vielleicht nur deswegen kleine Begriffe erzeuge, weil dort keine Leipziger Messe ist. Haben denn Frankreich, England und Holland Büchermessen, und wer wird leugnen, daß der Buchhandel in diesen Ländern florirt? Daß die Buchkrämer in den großen italienischen Städten einander bisweilen ihre Bücher zusenden, kann jeder leicht erachten, da nicht von einem barbarischen, sondern von einem cultivirten Lande die Rede ist; die Belehrung über diesen

Punkt

Punkt hätte daher füglich wegbleiben können. Es scheint, daß mein gelehrter Gegner, gerührt durch die innere Ueberzeugung, in der Hitze zu weit gegangen zu seyn, gern wieder einlenken möchte, er verliert sich aber in Widersprüchen, und erregt wahrhaft Mitleiden. Denn nun heißt es: daß der große Buchhandel nur viel Plunder in der Litteratur erzeuge, und die Bücher vertheure; daß man in Italien nur um des Ruhms willen schreibe; (so etwas zu behaupten, und zwar von einem Erdraume, wo kein Ruhm mit gelehrten Arbeiten verbunden ist, kann nur durch eine übereilte Hitze im Federkriege gerechtfertigt werden) daß das Bücherschreiben in andern Ländern ein verächtliches und vom Hunger erfundenes Handwerk sey, welches Künste und Wissenschaften zu Sklaven des Buchhandels, und zu Buhlerinnen des Gewinnsts macht; daß der Nachdruck in Italien die Aufmunterung hemme, u. s. w. Wenn also der Buchhandel und das Schriftstellerwesen in diesem Lande unbedeutend ist, wie es Herr Jagemann endlich gegen seine Vordersätze selbst einräumt, so wissen wir doch nun den Grund, der in dem edlen Ehrgeize der italienischen Gelehrten zu suchen ist, die nicht nach Geld, sondern blos nach Ruhm streben, und zufrieden mit dem leztern, das verächtliche Metall den Ultramontanern gern gönnen. Daß

übrigens der Nachdruck in Italien die Aufmunterung hindere, ist nicht unwahrscheinlich; daß aber bey einem aufgeklärten wißbegierigen Volke dieser schändliche barbarische Gebrauch, der uns in die Zeiten des Faustrechts zurücksezt, und eine weise Gesezgebung entehrt, dennoch kein Hinderniß der Aufmunterung ist, davon haben wir in Deutschland den stärksten Beweis, wo die Wissenschaften, so wenig hold ihnen auch die meisten Regierungen sind, ja so feindselig sich auch einige derselben gegen sie bezeigen, dennoch, durch einen blühenden Buchhandel unterstützt, sich empor arbeiten.

Grundfalsch ist indessen die Behauptung, daß die französische Litteratur in Italien zu Hause sey. Einige Werke des Witzes von Voltaire, Fontenelle, u. a. m. ausgenommen, womit sich die kleine Lesewelt hier beschäftigt, sind sehr wenige französische Bücher, sowohl Originale als Uebersetzungen, gangbar. In den großen Bibliotheken sind solche zwar zu finden, allein die äußerst geringe Anzahl von Lesern, die sie hier aufsuchen, kommt doch unmöglich in Betrachtung, wenn von der Nation überhaupt die Rede ist, die sich mit Büchern nicht beschäftigt, ja nicht einmal ihre eignen guten Produkte liest. Ariost, Tasso, und Metastasio, machen hierin

eine

eine ganz besondere Ausnahme, da jedermann, selbst Leute vom Pöbel, die nicht lesen und schreiben können, viele Verse von diesen großen Dichtern auswendig wissen. Sonst aber berufe ich mich auf alle Ausländer, die in Italien gewesen sind, ob sie in den feinen Gesellschaften der mittlern und höhern Volksklassen viel Spuren von Belesenheit gefunden haben. Das Frauenzimmer dieses Landes, die Hälfte des italienischen Menschengeschlechts, nimmt fast nie ein Buch in die Hand, die Toiletten der Damen werden damit nicht beschwert, und Herr Jagemann, der wahrscheinlich durch Amtspflichten und gelehrte Arbeiten abgehalten worden, selbst dabey zu assistiren, hätte sich diese unitalienische Sitte nicht einbilden sollen. Viele Damen in allen Theilen Italiens können nur sehr unvollkommen selbst ihre eigne Sprache lesen, und verstehn noch weniger zu schreiben. In Klöstern größtentheils erzogen, wird dieser Theil des gemeinsten Unterrichts unter dem Vorwande vernachläßigt, daß man nicht lernen soll Liebesbriefe zu schreiben. Dieses ist sehr bekannt, und kann gar nicht geleugnet werden; auch hat Cagliostro in seinen Memoires damit diese seiner Frau fehlende Kenntniß der Schriftzeichen entschuldigt.

Herr Jagemann, der so sinnreich ist, alles zu vertheidigen, es mag eine wahre oder scheinbare Blöße seyn, glaubt, daß die Italiener nicht nöthig hätten, fremde Nationen zu besuchen, weil sie in ihrem Lande alles selbst fänden. Dennoch, um den Vorwurf abzuwenden, daß dieses Volk am Ende des achtzehnten Jahrhunderts so wenig reist, nimmt er zu alten Bücherverzeichnissen seine Zuflucht, um eine zahlreiche Menge von Namen solcher Italiener anzuführen, die im funfzehnten, sechzehnten, und den noch frühern Jahrhunderten gereist sind; wobey er von Marco Polo anfängt, dessen Reisen nach Asien im dreyzehnten Jahrhunderte, so wenig, wie die Weltentdeckungen der großen Männer Colombus und Vespucius im funfzehnten und sechszehnten, die Reisesitte ihrer Nachkommen im achtzehnten Jahrhunderte beweisen können. Wozu also die vielen Namen längst verstorbener Reisenden, die Herr Jagemann mit fester Hand aus halb vermoderten Catalogen abschreibt? Diese Nomenclatur war überdem hier desto entbehrlicher, denn er nennt ja eilf Italiener, die in diesem Jahrhunderte wirklich gereist sind, ohne, wie er sagt, sechsundzwanzig andre zu erwähnen, die nur blos Wien besucht haben.

Es ist seltsam ein Buch anzugreifen, das in den

den Händen des Publikums ist, ja sogar eine Ehrenrettung eines ganzen Landes zu schreiben, ohne des Gegners Meynungen, Urtheilen und Behauptungen die geringste Aufmerksamkeit zu widmen. Ich hätte hier Gelegenheit, das schändliche Wort Verläumdung, womit sich der Champion Italiens nicht entblödet hat, meine Urtheile zu bezeichnen, ihm zurück zu geben; ich habe aber Nachsicht mit seinem italienischen Enthusiasmus, und schreibe es blos seiner übergrossen Hitze zu, daß er vielleicht unter allen Lesern des Werks England und Italien der einzige war, der nicht eingesehen hat, daß ich nicht das Einzele, sondern das Ganze beurtheile. Um zu wissen, ob die Italiener, das heißt, ein sehr zahlreiches, uns nahe wohnendes Volk, heut zu Tage reisen oder nicht, hat man weder des Herrn Bibliothekars Namenverzeichniß, noch meine Versicherungen nöthig; man forsche in den großen Städten Deutschlands, wie viel Italiener in Verhältniß mit andern Nationen reisen; Tonkünstler, Sprachmeister und Castraten, kurz, solche Leute ausgenommen, die, um Brod zu suchen, deutsche Provinzen durchkreuzen. Die äusserst geringe Anzahl derselben wird sodann unwidersprechlich bewiesen werden. Dieses ist der nämliche Fall in Frankreich, England, Holland, u. s. w. Wie kann denn Herr Jagemann

es

es eine niedrige Verhöhnung der italienischen Nation nennen, wenn ich der bekannten Wahrheit gemäß sage, daß ihre bessern Volksklassen nicht reisen?

Wer der Meynung ist, daß Guicciardini und Machiavel als Geschichtschreiber nicht mit einem Robertson, Hume, Gibbon, Ferguson und Raynal zu vergleichen sind, der wird von dem Herrn Bibliothekar anders belehrt, der, auf seinem kritischen Dreyfuß sitzend, selbst die vorgedachten beiden Italiener herabsezt, um Davila, Adriani und Bentivoglio über sie zu erheben; endlich neigt er seinen Zepter gegen Paruta, der nach seinem Geschichtschreiber-Ideal den Vorzug vor allen andern verdient.

Auch sogar gegen die auf bekannte Erfahrung gegründete Bemerkung lehnt er sich auf, daß nämlich die Italiener keine Schriften haben, welche die Philosophie populär vortragen. Jedermann wird leicht einsehen, daß ich hier von der Philosophie des Lebens rede, die, durch reizende Fictionen gelehrt, uns und einige andre Nationen vorzüglich auf die hohe Stufe der Cultur erhoben hat. Der Ehrenretter aber, der von dieser Philosophie auch nicht die einfachsten Begriffe hat, wie seine Diatribe in allen

ihren

ihren Theilen unleugbar beweist, und dem Höflichkeit und feine Sitten böhmische Dörfer sind, denkt gleich an die Philosophiam, die er als Regens im Augustinerkloster zu Florenz den Schulknaben docirt hat. Ich habe mit dieser sogenannten Philosophie nichts zu schaffen, und würdige sie nicht hier zu analysiren. Die Dialogen des Galilei über die Weltsysteme und des Algarotti über den Newtonianismus aber gehören gar nicht hieher; sie werden auch in Italien blos von Gelehrten, aber gar nicht vom Volke gelesen.

Ich behaupte noch immer, daß in Italien mit den Künsten auch die Wissenschaften im vorigen Jahrhunderte nach und nach in Verfall geriethen; trotz der Akademie del Cimento, die Herr Jagemann bey allen Gelegenheiten mit besonderm Wohlgefallen erwähnet. Die Litterärgeschichte Italiens, jedoch immer in Rücksicht auf andere Nationen, mag hier entscheiden. Wozu soll der im Jahre 1670 geschriebene Brief eines gelehrten Engländers dienen, der an einen italienischen Prinzen gerichtet, und voller Lobsprüche ist? Der Ehrenretter schreibt ein viele Seiten langes lateinisches Fragment dieses Briefes ab, und bedient sich dabey des läppischen Ausdrucks, er hoffe, ich werde vor diesem Briefsteller, weil er ein Engländer ist, den Hut abziehen.

Wenn

Wenn jemand noch nicht weiß, daß vortrefliche Romane z. B. Fieldings und Richardsons nützlich, schlechte aber verderblich sind, der kann dieses lang und breit von dem Diatribisten declamirt hören; und um zu beweisen, daß die Italiener nicht an Büchern Mangel haben, wo Unterricht mit Vergnügen verbunden sind, wendet er sich abermals zu seinem jederzeit zur Hand habenden Catalogus und schreibt frisch von der Faust die Titel von Büchern ab, die er offenbar ganz und gar nicht kennt; es ist ihm hinreichend, wenn sie nur einen romanhaften Titel haben. Er verirrt sich in dieses ihm fremde Labyrinth so sehr, daß er sogar La storia amorosa d'Irene e di Filandro anführt; ein mir bekanntes Büchlein, das ungefähr mit der schönen Melusine in eine Klasse gesezt werden kann. Diese Arbeit des Titelabschreibens, wobey der Kopf ruhen kann, und wozu nur eine gesunde Hand erfodert wird, hat den Ehrenretter nicht ermüdet, sondern vielmehr begeistert, so daß er kurz und gut seinen kritischen Stab bricht, und den hohen Ausspruch thut, daß es fast nicht möglich ist, daß Italien in Ansehung solcher Bücher, welche die Philosophie des Lebens lehren, und sinnreiche Untersuchungen über interessante Gegenstände der Vorwelt enthalten, übertroffen werde, und daß ich, der ich das Gegentheil da-

von

von behaupte, in der italienischen Litteratur stockblind seyn müsse.

Der gelehrte Herr Bibliothekar ist so sinnreich, in folgenden Worten, die in meinem Werke stehen, einen Widerspruch zu finden; ein Beweis, daß der wahren Widersprüche wohl keine daselbst seyn dürften, und daß ich die Materie wohl überdacht habe, weil sonst Fehler dieser Art dem scharfsichtigen Auge meines beredten Gegners nicht entgangen wären.

Es heißt: „Obgleich die Italiener gern von „Politik schwatzen, und an allen europäischen „Staatsbegebenheiten Theil nehmen, so ist doch, „wenn ich Machiavels Werk ausnehme, nie ein „gutes Buch über diesen Gegenstand von ihnen „geschrieben worden. Auch Uebersetzungen werden wenig gemacht, weil man gar nicht liest.“

Fernerhin heißt es: „Italien hat viele große „Staatsmänner hervorgebracht, die über die „Regierungskunst tief nachgedacht haben, ja keine „Wissenschaft gehört so ursprünglich in Italien „zu Hause, als die Staatskunst.“

Herr Jagemann meynt, daß sich dieses nicht zusammenreime, und folgert aus den hier angeführten

führten Worten, daß ich von der italienischen Nation mehr als einen Machiavel verlange. Nach diesem Pröbchen von des Ehrenretters Logik, die doch ein Pater Regens vorzüglich handhaben muß, wird er mir erlauben, den meisterhaften Unterricht zu bezweifeln, wodurch er, nach seiner Versicherung, in zehn Jahren zu Florenz sehr viele grundgelehrte Männer gebildet hat.

Die Italiener aller Volksklassen schwatzen von Politik, und bekümmern sich um alles, was jenseit den Alpen und den Meeren vorgeht, wobey ihre Urtheile freylich viel Unwissenheit zeigen; ihre Staatsmänner aber denken darüber tief nach, und obgleich ihre Anzahl jezt kleiner wie ehemals ist, so beweisen doch einige neuere Maximen und Thatsachen, daß es an erfahrnen Männern in diesem Fache eben nicht fehle. So wie meines gelehrten Gegners und meine Begriffe fast über alle nur denkbare Gegenstände von einander verschieden sind, und schwerlich größere Antipoden als wir seyn können, in allen Ideen, die sich auf Philosophie, Gesetze und Cultur beziehen, so dürften wir auch wohl von der Staatskunst entgegengesezte Begriffe haben, und Herr Jagemann also hätte dießmal seinen Hauptcatalogus füglich undurchsucht lassen können.

Daß

Daß die neuern Reisen um die Welt in Italien im Jahre 1780 bekannt waren, beweist der Herr Bibliothekar dadurch, daß eine Anzahl französischer Exemplare von Cooks Werke nach Neapel in Commißion von einem speculativen Pariser Buchhändler geschickt worden sind, und einige italientsche gelehrte Journale (die dort niemand liest als Gelehrte von Profession) davon Meldung gethan haben; ja selbst der hingeworfene Ausdruck eines Journalisten, der von diesen Reisen als bekannt spricht, muß dem gewandten Ehrenretter zum Beweise dienen, daß man in einem Lande, wo überhaupt nicht gelesen wird, (ich kann diese Wahrheit nicht zu oft wiederholen) von den großen Entdeckungen im Südmeere hinreichende Begriffe habe. Nach meiner Abreise aus Italien sollen, der Versicherung des gelehrten Bibliothekars zu folge, nicht allein eine Eloge auf Cook, sondern auch die Uebersetzung des magern französischen Auszugs einer allgemeinen Geschichte der Reisen von la Harpe erschienen seyn. Herr Jagemann nennt diesen elenden Auszug die ganze Geschichte von Cooks Reisen, und indem er mich als den unwissendsten Menschen behandelt, bey dessen Unwahrheiten es ihm kaum möglich sey, in den Schranken der Mäßigung zu bleiben, so beweist er unwidersprechlich, daß er, so wie von vielen

angeführten Dingen, auch von diesen Seereisen und Entdeckungen so gut wie gar nichts weiß. Daß diese Reisen endlich anfangen den Italienern etwas bekannt zu werden, ist mir von Herzen angenehm. Es ist besser spät als niemals.

Der Herr Bibliothekar, der nun einmal im Zuge ist, sich auf seinem kritischen Roß herum zu tummeln, kennt wahrscheinlich die goldne Autorregel des berühmten Swift nicht, daß es nämlich gar nicht übel sey, wenn ein Schriftsteller etwas von der Sache verstünde, worüber er schreiben wollte; denn er wagt sich in das ihm ganz heterogene ästhetische Fach, um den neuern Dichtern Italiens eine Lobrede zu halten. Dieser Gegenstand begeistert ihn so, daß er den ihm von der Natur sehr sparsam zugetheilten Witz zusammenrafft, um mit witzigen Brocken um sich zu werfen, z. B. von dem Schlage: Er sagt, daß ich das dichterische Genie nach dem preußischen Längenmaaß abmesse, u. s. w. Hier muß der liebe Index librorum wieder herhalten, und wahrlich ist man dabey gezwungen, die Mäßigung des Ehrenretters zu loben, der gar leicht aus diesem seinem Vademecum die Namen von tausenden Sonnettenfabrikanten hier hätte abschreiben können.

Um

Um die elende Kanzelberedsamkeit der Italiener zu entschuldigen, spricht der Diatribist von dem heulenden und bellenden Vortrage, der manchen deutschen Predigern eigen seyn soll. Er redet mit Achtung von Herder, Spalding und Zollikofer, und sezt ihnen drey italienische Augustiner entgegen. Ich habe von diesen drey Mönchen nur einen predigen gehört, nämlich den Pater Christiani in Rom; es war am Charfreytage, und der Pabst selbst befand sich unter den Zuhörern. Da nun dieser Mann für den größten Kanzelredner in Italien gehalten wird, so habe ich nach der von ihm angehörten Predigt keine Ursache gefunden, mein Urtheil über die Kanzelberedsamkeit dieses Landes zu ändern.

Nichts ist mir aber in der ganzen Ehrenrettung so auffallend gewesen, als die ausdrückliche Behauptung, daß nämlich durchaus die guten Köpfe in Italien mit den neuern Sprachen bekannt wären, und daß ich den deshalb geführten Tadel, wie der Herr Bibliothekar sehr witzig sagt, aus meinem kleinen Finger gesogen habe. Ich bedaure um seines gelehrten Rufs willen die Blöse, die er sich dadurch gegeben hat; denn alle, die Italien in der Nähe und Ferne kennen, werden bey dieser

Behauptung lächeln, und nicht alle dürften geneigt seyn, dem Enthusiasmus des Ehrenretters eine so notorische Unwahrheit zu verzeihen. Da die schöne Litteratur eine ihm ganz unbekannte Welt ist, so weiß er vielleicht nicht einmal die Existenz von dem Dichter-Codex des Bettinelli, der das Orakel der italienischen Poeten ist. Das fünfte Gesez dieses Gesezgebers heißt: „Non si „leggano Galli o Britanni Poeti, se non all' età „di quaranta anni, quando non é piu tempo di „poetare." Sie (die italienischen Poeten) müssen keine französischen oder brittischen Dichter lesen, außer wenn sie vierzig Jahr alt sind, und die Zeit zu dichten bey ihnen vorüber ist.

Als der Irländer Sherlok vor acht Jahren den Originaleinfall bekam, den Italienern über ihre Unwissenheit die Augen zu öffnen, so lernte er erst die Landessprache mit solchem Eifer, daß er fähig war, ein italienisches Buch zu schreiben. Dieses Buch enthielt vortrefliche Lehren und Grundsätze, die Litteratur und die den Italienern mangelnden Kenntnisse betreffend, aus den besten griechischen und ultramontanischen Werken abstrahirt, oder übertragen, und durch zahlreiche Beyspiele unterstützt, welche die Schulknaben auf deutschen Gymnasien auswendig wissen. Er sprach von Shakspeare, Pope, Addison,

Boileau,

Boileau, la Fontaine u. s. w. und berief sich dabey auf die aufgeklärtesten Völker unsers Welttheils. Die Italiener erstaunten über die große Verwegenheit, ihnen unbekannte Schriftsteller halb cultivirter Nationen zu Mustern anzupreisen. Man hörte sowohl schriftlich als mündlich, von Venedig bis nach Neapel, nichts als die verächtlichsten Urtheile über diese vermeyntlich sinnlose Unternehmung; die Kaltblütigsten zogen die Achseln und spotteten des Lehrers, die Andern fielen ihn wie rasend an. Ich habe in Deutschland noch kein Beyspiel erlebt, wo ein Schriftsteller so allgemein unbarmherzig gemißhandelt worden wäre. Selbst Menschen, die mit Büchern nichts zu schaffen hatten, nahmen Partie, und il matro Inglese (der tolle Engländer) war der gewöhnlichste Beyname, womit man Sherlok belegte.

Nur der sächsische Resident in Rom, Bianconi, wagte es allein zu seiner Vertheidigung aufzutreten. In den Efemeridi Letterarie di Roma No. VIII. 1779 findet man folgende Stelle: il libro del Sign. Sherlok ha eccitato una terribile rivoluzione nell' intollerante republica de' nostri Poeti: che ne direbbe Platone se fosse al par di noi spettatore dell' irritabilitá, con cui sono accolte fra loro delle verità rese sacré, e incontra-

stabili dal consenso di tutta la Terra, e se ferissero i suoi orecchj come i nostri le grida sediziose, e confuse, con cui sene chiede la piu irragionevole vendetta? „Das Buch des Herrn „Sherlok hat eine schreckliche Revolution in der „intoleranten Republik unsrer Dichter erregt. „Was würde Plato sagen, wenn er, so wie „wir, ein Zuschauer von der aufbrausenden Em„pfindlichkeit wäre, womit gebeiligte und nach „dem Urtheile der ganzen Welt unleugbare Wahr„heiten von ihnen aufgenommen wurden, und „wenn seine Ohren, so wie die unsrigen, durch „das verworrene aufrührische Geschrey verlezt „werden sollten, womit man dafür die unver„nünftigste Rache fodert?“

Sherlok hat sich durch seinen wohlgemeynten Entwurf gleichsam eine litterarische Schandsäule in Italien gesezt; sein Buch indessen redet für ihn bey aufgeklärten Ausländern, und wird auch dereinst bey aufgeklärten Italienern seine Ehre retten. So unbedeutend es auch übrigens ist, da es für die aufgeklärten Bewohner diesseits der Alpen gar nichts neues enthält, so ist es doch ein Denkmal, wie groß die Unwissenheit der Italiener in unserm Zeitalter war.

Bianconi, der kein incompetenter Richter in dieser Sache war, und seine Nation enthusiastisch

liebte,

liebte, erkannte nur zu wohl den jetzigen schlechten Zustand der italienischen Litteratur, und ihre Blößen; er ruft daher in dieser angeführten periodischen Schrift mit patriotischem Eifer aus: Verra forse quel giorno, in cui le verità del Sign. Sherlok saranno riconosciute, ed adottate anche fra noi: voglia, il cielo, che venga quel giorno ancora, in cui i Grandi si disarmino in favore de' letterati di quell' austero sopraciglio, con cui fra il bisso, e l'oro si riguarda per lo piú il rimanente degli uomini. Questa felice rivoluzione di spirito nella repubblica Poetica Italiana, dovrà esser preparata dagli studi, che il nostro Autore inculca ai giovani Sacerdoti di Apollo, e de' quali gl' italiani stessi confessano la necessità nel momento, che li trascurano: lo studio delle Filosofie, e sopra tutto della Metafisica, quello della cognizione delcuore umano nelle storie, e quello della natura. „Vielleicht „wird der Tag kommen, an dem die Wahrhei„ten des Herrn Sherlok auch unter uns „anerkannt, und angenommen werden. Wollte „der Himmel, daß auch der Tag käme, wo die „Großen zum Vortheile der Gelehrten ihren zu„rückscheuchenden Blick ablegten, womit sie ge„wöhnlich unter dem Gold und Purpur auf das „übrige Menschengeschlecht herabsehen! Diese „glückliche Revolution des Geistes in der italie„nischen

„nischen Dichterrepublik muß erst durch gewisse „Studien vorbereitet werden, die unser Autor „den jungen Priestern des Apolls einzupfropfen „sucht, und deren Nothwendigkeit die Italiener „selbst in dem nämlichen Augenblicke einräumen, „da sie solche vernachläßigen. Diese Stu„dien sind die Philosophie, und vor allen Din„gen die Metaphysik, die Kenntniß des mensch„lichen Herzens in Erzählungen, und das Stu„dium der Natur.“ Mit diesem Wunsche will ich gern den meinigen vereinigen.

Ich glaube nun alles beantwortet zu haben, was Herr Jagemann in seiner Diatribe mir hat zur Last legen wollen. Mich wundert, daß dieser gelehrte Mann nicht das Großsprechende, das in dem Worte Ehrenrettung liegt, gefühlt hat. Ist die Ehre einer großen, und bey allen Mängeln und Gebrechen sehr achtungswürdigen Nation gekränkt, wenn ein ausländischer Schriftsteller, der sich auf Geschichte und Erfahrung beruft, sie freymüthig beurtheilt? Habe ich denn alles getadelt, und nichts gelobt? Wäre ich so blind und parteyisch gewesen, so hätte Herr Jagemann Grund, sich des höchst beleidigenden Ausdrucks zu bedienen, daß nämlich mein Endzweck sey, die Italiener verhaßt und verächtlich zu machen. Freylich wäre es weit kürzer und bequemer

quemer gewesen, anstatt Menschen und Bücher in diesem Lande zu studieren, und Resultate mühsam aufzufinden, wenn ich das gewöhnliche Lob so vieler Reisenden nachgelallt hätte; dann würde mir der Beyfall des gelehrten Herrn Bibliothekars gewiß zu Theil geworden seyn. Ich wiederhole es nochmals, daß mein herabgestimmtes Urtheil von Italien gar nicht einzig ist. Der Schottländer Smollet, der Engländer Sharp, der Irländer Sherlok, der Franzose Goudar, und der deutsche Professor Schlözer, haben alle von der hohen Cultur dieses Landes, so wie ich, sehr gemäßigte Begriffe geäußert. Der verstorbene alte Graf von Chesterfield, der als Staatsmann und Gelehrter berühmt war, dreyßig Jahre lang an den größten Höfen als Gesandter gelebt hatte, und alle Nationen in Europa genau kannte, verbot in seinem Testament ausdrücklich seinem Neffen nach Italien zu reisen, weil er überzeugt war, daß er hier nichts lernen, wohl aber seine Sitten verderben, und seinen Geist abspannen würde. Das Verbot war nur ganz allein auf dieses Land eingeschränkt, und eine Geldstrafe von 5000 Pfund Sterling zum Besten der Armen war auf die Uebertretung gesezt; die Eintreibung und Verwendung dieser Summe aber war dem Bischof von London überlassen. Die beste Ehrenrettung

Italiens also beruht nicht auf dem Posaunenton eines enthusiastischen Lobredners, sondern auf einer steigenden Cultur, im ganzen Umfange dieses Worts genommen, die unmöglich von andern aufgeklärten Nationen verkannt werden kann, und allen Zweiflern ein Stillschweigen auflegen wird, und muß. Bis dahin spielt ein sogenannter Ehrenretter, der blos mit einem Bücherindex unterm Arm die Bühne betritt, eine armselige Rolle, Herr Jagemann, der diese übernahm, bildete sich nach den italienischen Gauklern, die ihre Laterna magica aufstellen. So wie sie die Zuschauer, wollte er die Leser durch hochtrabende Reden aufmerksam machen; so wie sie betrug er sich unanständig, und zeigte eine Geläufigkeit in pöbelhaften Ausdrücken; so wie sie ihr Blendwerk durch prächtige Benennungen aufstutzen, so gab er seiner Maschine den prächtigen Namen Ehrenrettung, und so wie bey ihnen der Pöbel die mannichfaltigen Bilderchen anstaunt, so glaubte der gelehrte Herr Bibliothekar mit Hülfe seines italienischen Bücherverzeichnisses so viele Büchertitel zu Markte zu bringen, daß jedermann ob seiner gewaltigen Gelehrsamkeit erstaunen müßte. Er hätte sich aber erinnern sollen, daß, so wie bey seinen Mustern nur der Pöbel gafft, und die bunten Dingerchen bewundert, die feine Welt aber den

Gaukler

Gaukler mit samt seinem Kasten keines Blicks würdigt, so dürfte auch derjenige Theil des Publikums, der nicht erst Herrn Jagemanns Gesticulationen braucht, um Italien kennen zu lernen, der Kurzweil des Ehrenretters spotten, der höchst wahrscheinlich ohne seinen Index nie die Bühne würde betreten haben.

Es ist sonderbar, daß der grundgelehrte Bibliothekar Jagemann erst einer förmlichen Zurechtweisung bedurfte, um ihm augenscheinlich zu bedeuten, was von allen Kunstrichtern, die das Werk England und Italien ihrer Aufmerksamkeit würdigten, und von allen Lesern von Geschmack längst erkannt worden ist, daß ich nämlich nicht vom Einzelen, sondern vom Ganzen geredet habe.

Geschrieben zu Dresden, den 24. Junius 1786.

An Herrn Neumann,

Sekretär beym Churfürstl. Sächs. Kriegs-Departement in Dresden,

die Charakteristik Deutschlands und Frankreichs betreffend.

Liebster Freund!

Sie fodern mich auf, das von mir geschriebene Werk über England und Italien weiter auszudehnen, und ein ähnliches Gemälde auch von den andern Ländern zu entwerfen, die ich auf meinen langen Reisen besucht habe. Schon mehrere Freunde haben mich dazu aufmuntern wollen, ohne jedoch bey mir die Gründe schwächen zu können, die einer solchen Unternehmung entgegen stehen. Ich will mich hier näher darüber erklären. Da ich England und Italien skizzirt habe, so sind nur noch zwey Länder in unserm Welttheile, die in so vieler Rücksicht, mehr wie alle übrigen, den reichhaltigsten Stoff zu Bemerkungen darbieten: ich meyne Deutschland und Frankriech. Wer sollte wohl glauben, daß diese beiden so merkwürdigen Erdtheile von ihrer moralischen und politischen Seite noch lange

nicht

nicht hinreichend unter uns bekannt wären? Wehe aber dem Schriftsteller, der es unternehmen wollte, den Vorhang ganz aufzuziehen! Er müßte ein Feind seiner Ruhe seyn. Ein großes Ministerium hat ja kürzlich öffentlich erklärt, daß Privatpersonen nicht berechtigt sind, über die Handlungen, das Verfahren, die Gesetze, die Maasregeln und Anordnungen der Souverainen und Höfe, ihrer Staatsbedienten, Collegien und Gerichtshöfe öffentlich zu urtheilen, oder davon erhaltene Nachrichten bekannt zu machen. Ein freymüthiges Urtheil über einen gewissermaßen unbedeutenden Gegenstand veranlaßte diese so unerwartete Aeußerung. Wäre die Sache wichtiger gewesen, so hätte man vielleicht Auftritte erlebt, welche die Lobredner der germanischen Freyheit in nicht geringe Verlegenheit gesezt haben würden. Ein paar unbedachtsame Zeilen raubten dem ehrlichen Schubart seine Freyheit, da er Aufklärung, Biedersinn, und Patriotismus in dem südlichen Deutschland beförderte, und seine deutsche Chronik das Vademecum aller Volksklassen war. Ein zürnender Fürst, der keine andern Rechte über den unglücklichen Mann als die der Gewalt hatte, bediente sich derselben, mit List vereinbart, und so wurde das Loos des Schriftstellers anfangs ein scheuslicher, und hernach ein erträglicher Kerker, in dem er jetzt

mit

mit Erlaubniß seines gnädigsten Herrn (wie er ausdrücklich in der Anzeige sagt) seine Gedichte gesammelt hat. Wie viel hat Nicolai wegen seiner Reise-Bemerkungen leiden müssen, die wohl manchmal etwas parteyisch, (und wie ist dieses anders möglich, da ein so einsichtsvoller Reisender wie er, mit oder wider Willen, beständig zu allerhand Vergleichen gezwungen war, deren Resultate seiner gänzlichen Unparteylichkeit immerfort gleichsam entgegen arbeiteten?) aber doch weit öfter noch sehr gründlich und wahrhaft lehrreich sind. — Die Bewohner der Länder, wo in Reisebüchern die Scene liegt, wollen keine freymüthigen Urtheile, sondern blos Lobreden von diesen Ländern lesen, finden aber ein Vergnügen daran, wenn es über andre strenge hergeht. Man preise ein Dutzend Anstalten, und tadle dagegen nur Eine mit Glimpf und triftigen Gründen, so wird sich alles regen, um Steine auf den Tadler zu werfen. Wie aber, wenn dieser, mit notorischen Thatsachen bewaffnet, aufträte, und den Völkerschaften deutscher Nation unbekannte Nachrichten von ihren entfernten Landsleuten mittheilte? Es ist unglaublich, wie viele merkwürdige, oft ganz außerordentliche Vorfälle in einem Theile von Deutschland vorgehen, die in dem andern völlig unbekannt bleiben. Eine Anzahl solcher Facta,

richtig

richtig dargestellt, würden die Sitten, Gebräuche, Denkungsart, Gesetze, und individuelle Staatswirthschaft der verschiedenen Provinzen Deutschlands besser charakterisiren, als alles, was man bisher in dicken gelehrten Büchern darüber geschrieben hat.

Wenn man z. B. Folgendes lesen sollte: Ein Trupp Soldaten rückt in eine nicht unbedeutende Stadt ein; der Befehlshaber erwartet die Mitternachtsstunde, um dem Bürgermeister einen Befehl vom Landesherrn zu übergeben, des Inhalts: sogleich die Sturmglocke läuten zu lassen, und die Bürger aufs Rathhaus zu versammeln. Es geschah. Jedermann, aus dem Schlaf aufgeschreckt, begiebt sich angstvoll dahin. Die Soldaten umringen das Rathhaus, und nun eröffnet der Bürgermeister einen andern versiegelten Befehl, der eine exorbitante Steuer zum Gegenstand hatte. Kein Bürger wird von den Soldaten nach Hause gelassen, bis alle das Verlangte bewilligt haben. Wer sollte wohl glauben, daß diese Scene im vorlezten Decennio in Deutschland vorgefallen wäre?

Man mag sagen, was man will, so herrscht im Grunde in Frankreich eine größere Preßfreyheit, wie in Deutschland. Es ist merkwürdig,

daß

daß dort die vornehmsten Schriftsteller der Nation die Ausdehnung der monarchischen Gewalt freymüthig bekämpfen, und öffentliche Lobredner republikanischer Staatsverfassungen sind; dahingegen die großen Schriftsteller unsers Volks dergleichen Wahrheiten nicht zu berühren wagen, so sehr sich ihnen auch das Nachtheilige in allen Gestalten darstellt. Welche reiche Aernte für einen Sammler! Hier wurden Ordensbänder verkauft, dort Glaubensbekenntnisse eingehandelt. In einem Lande war der wahre Regent ein Jude, in einem andern ein Castrate, und wieder in einem andern ein Beichtvater, oder Kammer-Zofen. Es ließe sich ein artiges Verzeichniß von den despotischen Gräueln machen, die nur seit zwanzig Jahren in den zehn Kreisen des Heil. Röm. Reichs ausgeübt worden sind. Viele mir bekannte sind von der Art, daß ein asiatischer Despot sich derselben nicht schämen dürfte. Eine Sammlung derselben; ein Verzeichniß von sinnlosen in unsern Tagen gegebenen Gesetzen, und deren sonderbare Wirkungen; von abgeschmackten Einrichtungen und deren Folgen; von berühmten moralischen Riesen, die aber eigentlich nur als hypokritische Zwerge existiren; von Schildbürger-Streichen ansehnlicher Reichsstädte; von gepriesenen Fürsten und Staatsmännern, deren Tugenden und Talente noch ein

Pro-

Problem, oder vielmehr kein Problem bey der Fackel der Wahrheit sind; alles dieses, gleichsam in einem Brennpunkt zusammen getragen, würde höchst interessant zu lesen seyn. Ich gestehe aber, daß ich ein solches Buch lieber lesen, als schreiben möchte; die Möglichkeit vorausgesezt, daß es in Deutschland gedruckt, und in Umlauf gebracht werden könnte. Nennen Sie mir doch, liebster Freund, Einen deutschen Fürsten, von dem man mit Recht sagen könne, daß er Wissenschaften und Künste nachdrücklich aufmuntert Manche glauben alles zu thun, wenn sie toleriren, oder, nach der Hofsprache zu reden, beschützen. Welcher deutsche Hof wendet wohl auf die Cultur der Geistesfähigkeiten eine Summe von 30,000 oder 40,000 Reichsthalern? *) Es versteht sich, daß ich hier nicht von Schulen, Seminarien, Ritter-Akademien, u. s. w. rede; Anstalten, deren Nutzen unverkennbar ist, die aber nicht die Cultur eines grossen Volks bey Welt und Nachwelt ehrwürdig machen können. Erlauben Sie mir eine Bemerkung. Es giebt der fürstlichen Liebhabereyen so mancherley Art; jemand, der sich die Mühe neh-

*) Man bittet den Zeitpunkt nicht zu übersehn, da dieser Brief geschrieben wurde.

nehmen will, diesen Zweig der deutschen Hof-Annalen nur vom gegenwärtigen Jahrhunderte zu untersuchen, wird finden, daß die Launen der Herrscher, außer den gewöhnlichen, auch auf sehr ungewöhnliche Dinge gefallen sind. Hier sah man Riesenmäßige Soldaten, bey denen jeder Zoll Fleischmasse mit Gold aufgewogen wurde, und deren gelecktem Anputze, nach dem Ausdrucke Friedrichs selbst, nichts als Schminke und Schönpflästerchen fehlte. Dort hielt ein Fürst ein Serail von mehr als hundert weiblichen Geschöpfen, die unter militärischer Disciplin standen, und den deutschen Sultan in Uniform überall als Leibwache begleiteten. Ein großer deutscher Fürst unserer Zeit suchte eifrig den Stein der Weisen, ein andrer den Schlüssel zum Geisterreich, und ein dritter sammelte alte Bibeln: allein keiner hat noch die Laune gehabt, wär es auch nur blos aus Liebhaberey, so wie man Pferde und Jagdhunde hält, die Wissenschaften vorzugsweise zu seinem Zeitvertreibe zu machen. Dieser Original-Einfall ist also noch jemanden vorbehalten. Bis dahin wollen wir uns begnügen, von Beschützern der Wissenschaften zu träumen, und uns im Stillen der vielen Titusse und Trajane erfreuen, die, nach der Versicherung der Lobredner, in allen großen

und

und kleinen Residenzen Deutschlands gefunden werden.

Eben diese Bedenklichkeiten habe ich bey einem Gemälde von Frankreich; ein Land, das uns so nahe, und das Muster unsrer Höfe ist, das jährlich von Tausenden Deutschen besucht wird, und worüber zahllose Bücher geschrieben sind; dieses Land, ich wage es zu behaupten, ist uns von der moralischen Seite noch gar nicht recht bekannt. Mancher Biedermann, der es ohne Vorurtheil besucht hat, und blos von dem Forschungstriebe nach Wahrheit geleitet worden ist, kennt zwar die unglaublichen Mängel, die bey diesem großen Volke angetroffen werden, das seit hundert Jahren der Gegenstand unsrer bewundernden Nachahmung gewesen ist; allein es kann ihm nicht einfallen, sie in Deutschland nach Würden aufzustellen, wenn er anders nicht wünscht, alles was vornehm und mächtig ist, von dem baltischen Meere bis zu den Alpen, wider sich aufzubringen. Alle Vorzüge und Reize Frankreichs, die nur die gröbste Unwissenheit und vorsezliche Bosheit verkennen kann, sind von Franzosen und Deutschen so sorgfältig dargestellt, und so sinnreich entwickelt worden, daß wahrlich hierin keine Nachlese übrig bleibt.

Da ich nun keine Lust habe das Echo Andrer zu werden, und ich auch nicht berufen bin, der Lobredner der französischen Nation zu seyn, so würde ich die andre Seite der Medaille zeigen, deren Gegenstände zwar zum Theil bekannt, allein nie in Verbindung betrachtet, und durch zahlreiche Facta auffallend dargestellt sind. Ohne eben die Religion zu berühren, wo man findet, daß die so gepriesenen Freyheiten der gallicanischen Kirche gegen die jetzigen Freyheiten der Oesterreichischen Kirche (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf) nur eine geringe Figur machen, würde ich blos die andern großen Staatssäulen betrachten: die Justiz-Pflege, die Verwaltung der Finanzen, und die militärische Verfassung. Ein jeder, der seine Weisheit auch nur allein aus französischen Büchern holt, wird sich höchst elender, verworrener Justiz-Anstalten, und außerordentlicher, sehr bekannter Beyspiele von Justiz-Mordthaten aller Art erinnern, deren sich in unsern Tagen kein policirtes Land vorzuwerfen hat; Gräuel, die sich großen Theils auf höchst abgeschmackte parlamentarische Grundgesetze gründen. Wem ist nicht bekannt, daß Frankreichs Ausgaben eine lange Reihe von Jahren die Staats-Einkünfte beständig überstiegen, und viel-

vielleicht noch übersteigen, und daß diese auf eine so sonderbare, unmenschliche, ja unbegreifliche Weise verwaltet werden, die über alle Vorstellung geht? In der Kriegsverfassung, sowohl der ökonomischen als der taktischen, sind die Franzosen noch zweyhundert Jahre hinter den Deutschen zurück, und zwar sind diese Mängel von solcher Art, daß sie dem unbedeutendsten Reichsstädtschen Soldaten auffallen müssen. Noch vor wenigen Jahren mußte der Preußische Fähndrich von Pirch den französischen Kriegern nicht allein in Deutschland längst bekannte Manövers, sondern auch gemeine Reglements-Artikel lehren, wovon sie gar nichts wußten. Das im Jahre 1774 in Frankreich erschienene Infanterie-Reglement ist nach der Angabe dieses Offiziers verfertigt, der dadurch sein Glück machte, und während der Belagerung von Gibraltar als Obrister in Cadix starb. Mit dieser militärischen Weisheit prangen jezt die französischen Kriegsheere. Alles dieses sind solche Facta, die keinem Zweifel Raum lassen. Wenn man nun hiezu eine Menge sinnloser barbarischer Gesetze nimmt, und die so unwürdig gepriesene französische Polizey genau untersucht, sodann sämtliche Gegenstände, die den höchsten Rang bey einem cultivirten Volke haben, durch zahllose Beyspiele

erläutert, und zusammen gruppirt, aufstellte, so müßte dieses ein schaudervolles Gemälde werden, wofür die Deutsch-Franzosen *) dem Maler gewiß nicht danken würden. Diesen politischen Zwittern den Staar zu stechen, ist künftigen Zeiten vorbehalten, wo die patriotische Nachwelt über diese germanische Original-Sitte des achtzehnten Jahrhunderts reichlichen Stoff zum Spotte finden wird.

Ich will hier eine eigne Behauptung wagen. Nennen Sie mir ein Volk in der alten, mittlern oder neuen Geschichte, unter irgend einem Himmelsstriche, von den Griechen bis zu den Eskimohs, bey welchem nicht durchaus eine Vorliebe fürs Vaterland, und eine hohe Meynung von ihrer Nation herrschte, und noch herrscht. Die Annalen oder Traditionen aller Völker, Völkerschaften und Menschenstämme, die neuern Reisen um die Welt in unbekannte Regionen, die tägliche Erfahrungen in unsern Wohnörtern selbst,

*) Ich habe schon in dem ersten Bande dieses Werks gesagt, welche Klasse von Menschen ich unter der Benennung Deutsch-Franzosen verstehe; ein Titel, der für Personen, die kein Vaterland haben, oder vielleicht keins haben wollen, höchst passend ist.

selbst, alles belehrt uns die ausgebreiteteste Existenz dieses wohlthätigen patriotischen Eigendünkels, vermittelst welchem die Menschen aller Weltgegenden ihrer Nation oder Völkerschaft den Vorzug vor allen andern geben. Die grössere Aufklärung hat so wenig, wie die roheste Wildheit, bey dieser Würdigung Einfluß; denn es fällt keinem Hottentotten, Irokesen oder Kamtschadalen ein, den Europäern, trotz allen ihren Künsten, den Vorzug einzuräumen. Diese Wilden sind so sehr von der Vortreflichkeit ihres Volks überzeugt, wie es ein Engländer und Franzose nur immer von seiner Nation seyn kann. Nur den Deutschen, den Deutschen allein, und zwar den Neuern, war die Eigenheit vorbehalten, diese gleichsam von der Natur eingepflanzte Nationalliebe, die von jeher unter allen Zonen erstaunenswürdige Thaten erzeugte, durch Kunst auszurotten, das Vaterland zu verachten, und dafür ein fremdes Volk hoch zu schätzen. Es wird der Nachwelt unbegreiflich seyn, wie wir bey dieser sonderbaren Herabwürdigung, die das Motto von Deutschlands Grossen ist, noch solche Fortschritte zur Veredlung des Geistes haben machen können: daß der Sklavensinn nicht tiefere Wurzeln geschlagen hat, und daß wir noch ein herrschendes Volk

geblieben sind. Ohne unsre kriegerischen Tugenden wären wir es gewiß nicht mehr. Wenn wir wollen, daß uns fremde Nationen hochachten sollen, so müssen wir natürlich anfangen uns selbst zu schätzen. Wie äusserst gering ist die Anzahl unsrer Fürsten, die auf den deutschen Namen stolz sind! Sie lesen keine deutschen Bücher, denn sie verstehen die Sprache nicht. Ein großer Fürst, der sich kürzlich mit einem deutschen Gelehrten in seiner Muttersprache unterhielt, kannte das Wort Geschichte nicht, und mußte sich es erst erklären lassen; dennoch glaubte er Deutschlands Litteratur beurtheilen zu können. Ein andrer Prinz, der, ohne ein Schriftsteller zu seyn, zu seiner Zeit als der Stolz unsrer Nation betrachtet wurde, spottete vor einigen Jahren, da von deutschen Versen die Rede war: Comment! Des beaux vers Allemands! En a t'on fait jamais? Diese Materie ist unerschöpflich; ich will abbrechen, sie möchte mich zu weit führen.

Nun noch ein Wort über die französische Polizey, von deren Vortreflichkeit man in Deutschland ein allgemeines Vorurtheil hat, so daß mehrere Deutsche von regierenden Fürsten nach Paris geschickt worden sind, um dort die Poli-

zey-

zeykünste zu studieren. Der Himmel verhüte, daß diese Virtuosen je ihren Lehrern gleich kommen! Die Polizey in Paris ist vortreflich, den Despotismus zu befördern, und die gewaltsamen Ausbrüche eines äußerst unterdrückten lebhaften Volks zu hemmen; allein Eigenthum, Leben, und Freyheit ist besonders bey den niedern Ständen so wenig gesichert, daß dieses gewöhnlich ein Spiel nichtswürdiger Polyzey-Beambten, oder eben so nichtswürdiger Großen ist. Und dieses schämt man sich nicht vortrefliche Polizey zu nennen? Ein Lob, das über dem in der schmutzigsten Stadt von Europa, der es sogar an gutem Wasser fehlt, sehr komisch klingt. Ernsthafte Schriftsteller unsrer Nation glauben diese sinnlose französische Rotomontade, und lassen sich bisweilen so weitherab, vom Pariser Pöbel erfundene Polizey-Mährchen als Thatsachen anzuführen. Sie, liebster Freund, der Sie in Paris gewesen sind, bedürfen hierüber wohl keine Beweise. Mängel kann man anzeigen, und Fehler rügen; wo aber das Ganze dem Stalle des Augias ähnlich ist, da wendet man seinen Blick ab und eilt weg. Dennoch will ich Ihnen zum Schluß meines Briefes einen interessanten Vorfall erzählen, der sich im Jahre 1777 in Marseille zutrug, und meines Wissens nie gedruckt worden ist.

Er dient, die Verfahrungsart und die Grundsätze der französischen Polizey anschaulich zu machen. Auf die Wahrheit der Geschichte können Sie sich völlig verlassen; denn da ich zwey Jahre hernach nach Marseille kam, hörte ich sie aus dem Munde respectabler Personen, die Augenzeugen dieser höchst sonderbaren Scene gewesen waren.

Die komische Oper, Zemire und Azor, hatte in dieser Stadt, so wie überall, wegen der schönen Musik sehr gefallen; sie war daher einige Monate lang fast täglich gegeben worden. Endlich aber ward man auch dieser Speise satt, und das Publikum verlangte laut ein anderes Stück. Es wurde ein solches angekündigt, und, wie gewöhnlich, in den Straßen angeschlagen. Der Tag erschien, und mit ihm eine Dame aus Aix, die sich in Marseille einstellte, um die Oper Zemire und Azor zu sehen. Sie vernahm zu ihrem Leidwesen, daß sie zu spät gekommen sey; jedoch verlor sie den Muth nicht, sondern wandte sich mit ihren Klagen an den Echevin der Stadt, (eine Art von Bürgermeister) der ihr Freund war. Diesem schien es eine Kleinigkeit, dem Publiko zu trotzen; er befahl daher der Schauspielergesellschaft, das

alte

alte Singstück zu wiederholen. Man gehorchte. Es war zu spät, diese Veränderung bekannt zu machen. Die Zuschauer stellten sich zahlreich ein, und das Haus war voll, als jedermann mit Erstaunen hörte, daß par Ordre de Monsieur l' Echevin sie insgesamt um ihr Geld geprellt werden sollten. Einstimmig wurde nun aus allen Theilen des Schauspielhauses das angekündigte Stück verlangt. Das Parterr war bey dieser gerechten Foderung am lautesten, da es, wie bekannt, in den französischen Theatern den Ton angiebt. Der Echevin, der sich mit seiner Operlustigen Dame in einer Loge befand, und diese Unzufriedenheit sehr übel nahm, ließ sogleich die Theaterwache ins Parterr dringen, die mit ihren Gewehren herumschlugen, und die Leute, ohne Ansehen des Standes und Alters, wie die Hunde behandelten. Man widersezte sich dieser Soldatenwuth, und trieb die Kriegsknechte aus dem Saale. Der Echevin schickte nunmehr nach der nächstgelegenen Wache, um mehrere Soldaten zu holen, und ließ während der Zeit das Schauspielhaus sperren. Viele friedliebende Menschen, die an den empfangenen Schlägen genug hatten, wurden dadurch verhindert, einen Ort zu verlassen, wo ihr Vergnügen auf

eine

eine so grausame Art gestört worden war, und wo sie fernern Unfug ahndeten. Sie betrogen sich auch nicht; denn die Thüre zum Parterr öffnete sich, und ein Dutzend Grenadiers stürzten hinein, faßten Posto, und fingen — Freund, erstaunen Sie jezt, oder nie! — — — — ohne weitere Umstände, unter die Zuschauer zu feuern an, als ob sie wilde Bestien, oder Aufrührer vor sich gehabt hätten. Das jämmerliche Geschrey aus allen Winkeln des Hauses, die Ohnmachten der Damen, u. s. w. kann man sich hiebey leicht vorstellen. Wer weiß, wie weit dieses Mordgeschäfte noch gediehen wäre; denn die Soldaten luden von neuem ihre Gewehre, ihr feines Spiel fortzusetzen, und folgten hierin dem Befehle des Echevin, der sie aus seiner Loge zum Da Capo aufmunterte, wenn nicht ein französischer Offizier aus einer andern Loge ins Parterr gesprungen wäre, sich unter die Soldaten geworfen, und sie durch die nachdrücklichsten Bewegungsgründe von Vernunft und Ehre vom weitern Morden abgehalten hätte. So endigte sich diese sonderbare Scene. Die Anzahl der Verwundeten ist mir nicht bekannt, allein der Todten waren drey. Einer derselben war der Sohn eines Kaufmanns, und ein andrer ein deutscher

scher Schiffer, den sein Unstern ins Schauspielhaus geführt hatte, ohne je in seinem Leben von Zemire und Azor etwas gehört zu haben; er überlebte das Mordspiel noch einige Stunden. Vergessen Sie nicht, liebster Freund, daß dieses nicht in Algier, sondern in Marseille geschah, unter einem Volke, das vorgiebt, gewisse Arten von Tragödien nicht sehen zu können, weil sie zu stark rühren, und daher lieber den Engländern und Deutschen solche barbarische Schauspiele überläßt. Die Folgen dieses Vorfalls werden Sie nicht weniger wundern. Der nichtswürdige Echevin erhielt für sein despotisches, rasendes Verfahren, das sich kaum ein Groß-Vezier erlaubt haben würde, nicht einmal einen Verweis, vielweniger Strafe, und lebte noch vor zwey Jahren geehrt in seinem Posten. Der würdige Offizier aber, der Retter der Unschuldigen und der National-Ehre, wurde mit Arrest bestraft, weil er unbefugt sich in Polizey-Angelegenheiten gemischt hatte.

Dergleichen wenig bekannte Thatsachen, um französische Sitten, Gebräuche, Gesetze, u. s. w. durch Beyspiele ins Licht zu setzen, weiß ich sehr viele. Es sind deren darunter, die der fran-

französischen Nation wahre Ehre machen; allein, wie gesagt, ich fühle keinen Beruf über diese Materie zu schreiben. Prüfen Sie meine Gründe, so werden Sie mir Beyfall geben. Leben Sie wohl.

Dresden, den 22sten December 1785.

v. Archenholtz.

Ende des fünften Theils.

Inhalt.

Inhalt.

Achter Abschnitt.

Zweifelhaftes Alter von Rom. Kloaken. Baukunst der alten Römer. Marsfeld. Der Trajanische Plaz. Pantheon. Coliseum. Triumphbogen des Titus. Triumphbogen des Constantins. Goldenes Haus des Nero. Altrömischer Marktplaz. Friedenstempel. Triumphbogen des Severus. Capitol. Tempel des Jupiters Capitolinus. Triumphbogen des Janus, des Drusus und des Gallianus. Bäder des Caracalla und des Diocletian. Obelisken. Grabmäler. Mausoleum des August, des Adrian und der Cecilia Metella. Trümmer des Grabmals der Scipionen, und des sogenannten Grabmals der Horazier und Curiazier in Albano. Septizonium des Septimius Severus. Ruinen vom Theater des Mar-

Marcellus, desgleichen von den Wasserleitungen des Nero, des Titus Vespasianus und des Caracalla. Pyramide des Cestus. Sehr sonderbare Antike im Jahre 1500 ausgegraben. S. 1

Neunter Abschnitt.

Das neuere Rom. Das Thor del popolo. Straße il Corso. Grundriß des alten Roms auf dem Capitol. Die Brücke Ponte Mole. Menge der merkwürdigen Gegenstände in dieser Stadt. Peterskirche und Petersplaz. Grabmäler über und unter der Erde. Lateranskirche. Geschenke Constantins des Großen. Pabst Gangaelli's sonderbares Schicksal in dieser Kirche. Lateranpalast. Taufgebäude Constantins. Die heilige Treppe. Die Kirche Maria Maggiore. Die Paulskirche. Die Kirche St. Andrea di Ponte Mole. Die Kirche der heiligen Agnes. Vatikanischer Palast und Bibliothek. Cardinal Zelada, Bibliothekar. Sixtinische Kapelle. Clementinisches Museum. Der Apollo. Vortreflichkeit der griechischen Kunstwerke. Palast Monte Cavallo. Der Farnesische Palast.

Der

Der Farnesische Stier, die größte marmorne Gruppe in der Welt. Farnesische Erbschaft. Villa Medicis. Palast Borghese. Villa Borghese. Villa Albani. Kardinal Albani. Villa Pamphili. Palast Barberini, Colonna, Justiniani und Spada. Engelsbrücke. Springbrunnen. Große Fontaine auf dem Plaz Navonna, das Meisterstück des Bernini. S. 36

Zehnter Abschnitt.

Künstler in Rom. Modell der trajanischen Säule. Deutsche Künstler. Mengs. Vollständige Sammlung von Formen antiker Kunstwerke. Akademie der Künste auf dem Capitol. Battoni. Kardinal Bernis. St. Peters Sakristey. Akademie der Arkadier. Akademie der Quirinisten. Krönung auf dem Capitol der Stegreifreimerin Corilla. Schauplaz der Improvisatoren in Rom. Transtevere, ein sich sehr auszeichnendes Quartier der Stadt. Juden. Ableitung der Tiber. Böse Luft in und bey Rom. Pontinische Sümpfe. Päbstliche Einkünfte. Heiligen-Fabrik. Neuer Festtag zu Ehren des Herzens Jesu. Päbstliche Land- und Seemacht. Jesuiten, deren ehemalige Verfas-

sung, politische Maasregeln und Grundsätze. Der Jesuiten General Ricci. Ganganellis Vergiftung. Prächtige Kirche des heiligen Ignatius. Denkmaal des heiligen Stanislaus Kotzka. S. 87

Eilfter Abschnitt.

Andacht. Kirchliche Feyerlichkeiten. Frohnleichnamstag. Große päbstliche Benediction. Charwoche. Harte Beleidigung eines königlichen Gesandten. Schweizergarde. Kirchspielfeste. St. Petersfest. Erleuchtung der Peterskuppel. Päbstliche Lebensart. Frescati. Circus des Caracalla. Catacomben. Appische Heerstraße. Ruinen des Tempels vom Deus rediculus. Weinberge. Ländliche Ergötzlichkeiten. Wirkung der wohlriechenden Wasser beym Frauenzimmer. Stundenrechnung der Italiener. Schauspiele. Venetianischer Ball, beyspiellos in den Jahrbüchern der neuern Galanterie. Musikalische Talente der Römer. Schnellgalgen. Carneval und dessen Leichenbegängniß. S. 125.

Zwölfter Abschnitt.

Neapel. Lage. Charakter der Neapolitaner. Blut des heil. Januarius und andrer Heiligen.

ligen. Milch der Jungfrau Maria. Unbeständigkeit der Weiber. Castraten. Lazaroni. Banditen. Charakteristik dieser Menschenklasse. Ehrenhandlung eines Banditen-Anführers. Vapos oder Mordbeschützer. Seltenheit des Diebstahls. Prozeßsucht. Pederastie. Hausdienste. Das Gift Aqua Tofana. Gebräuche. Bauart. Apotheken. Wohlthätigkeit. Königliche Vorrechte. Carneval. Schauspiele. Türkischer Hofstaat in Neapel, eine ganz außerordentliche Maskerade. Adel. Bibliotheken. Herculanische Handschriften. Schändliche Vernachläßigung derselben. Kunst- und Alterthumsschätze. Herculanum. Pompeja und deren außerordentliche Ruinen. Portici. Unermeßliche Antikensammlung. Merkwürdige Gegenstände unweit der Stadt. Die Höhle von Pausilippo. Virgils Grab. Vesuv. Landtruppen und Marine. Admiral Byng's Uhr; eine Erneuerung der berühmten Handlung des Römers Popilius. Schlußbemerkungen. S. 163

Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen des Herrn Bibliothekar Jagemann, die in diesem

sem Werke befindlichen Bemerkungen betreffend. S. 209

An Herrn Neumann, Sekretär beym Churfürstl. Sächs. Kriegs-Departement in Dresden, die Charakteristik Deutschlands und Frankreichs betreffend. S. 264

Special
85-B
9042
v.3

THE GETTY CENTER
LIBRARY